

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1918

[Schriften des Oldenburger Vereins ... 44]

Oldenburger Jahrbuch

für Altertumskunde und Landesgeschichte
Kunst und Kunstgewerbe

1918

[25]

Herausgegeben vom

Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte



Oldenburg i. Gr.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling



Zusendungen erbeten an Professor Dr. Rüdning,
Oldenburg i. Gr., Dobbenstraße 7.

Gefunden
aus dem Prof. Dr. Rüdning'sch. 069
1933



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Haus Gottorp in Oldenburg. Von Professor Dr. Rütting. Dazu .	
4 Bilder von Professor B. Winter	V
Unsere Helden zum Gedächtnis	1







Großherzog Friedrich August.
Protector des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte.

Ölgemälde von Bernhard Winter im Besitze der Handelskammer.



Das Haus Gottorp in Oldenburg.

Von Dr. Rütthning, Professor.

In Wirbelfürme der Revolution ist auch der Herrscherthron des Hauses Gottorp in Oldenburg zerbrochen. „Um Unheil von den oldenburgischen Landen fernzuhalten“, hat sich Großherzog Friedrich August am 11. November 1918 veranlaßt gesehen, die Regierung niederzulegen. Seine letzte Willenskundgebung war, daß er durch das Staatsministerium die Bevölkerung dringend bat, sich in das Unabänderliche zu schicken und Ruhe zu bewahren. Die Bewegung ging nicht vom oldenburgischen Volke aus, sondern kam von außen, wie zur Zeit Heinrichs des Löwen, der die Grafen vertrieb, und Napoleons I., vor dessen Ländergier Herzog Peter Friedrich Ludwig weichen mußte. Auf Anstoß und unter Druck von Wilhelmshaven hat die Sozialdemokratie, die im Besitze der Waffen war, die alte Verfassung gestürzt und den Freistaat ins Leben gerufen, während die Bevölkerung und die Beamten sich ruhig verhielten. Wie kam es nun, daß in Oldenburg kein Schuß gefallen ist, daß sich der Umschwung ohne Kampf vollzog, daß katilinarischer Unfug zu uns bis jetzt nicht überschlug? Vielleicht ist die Kleinheit der Verhältnisse, die Wachsamkeit der Behörden, vielleicht das vornehme Verhalten des von seinem Volke scheidenden Großherzogs bestimmend gewesen, vielleicht das Übergewicht der landwirtschaftlichen Bevölkerung; denn zwar gehörten vor dem Kriege 35 vom Hundert der Industrie an, diese war aber auf einige Ortschaften beschränkt, und die Landwirtschaft umfaßte mit den ihr verwandten Berufen noch 40 vom Hundert (in Sachsen 10,7, im Reich 28,6). Ruhig und friedlich ist im ganzen die Bevölkerung, vor Eintritt in den Norddeutschen Bund und in das Deutsche Reich war sie durchaus unkriegerisch, Oldenburg blieb im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Kriege neutral, wurde von Napoleon I. kurze Zeit zwangsweise in die militärische Schule genommen, hatte an den Befreiungskriegen nur 1815 geringen Anteil und erfreute sich dann mit den übrigen Staaten Deutschlands einer langen Friedenszeit. Die Teilnahme an den Kriegen 1866 und 1870/71, und besonders am Weltkrieg, wo sich unsere Landsleute durch hervorragenden Mut und gute Manneszucht auszeichneten, hat den Charakter der Bevölkerung nicht wesentlich verändert. Die Fronttruppen waren noch nicht zu Hause, als die Revolution ausbrach. So prallten die Gegensätze nicht aufeinander. Allein damit ist nicht alles erklärt.



Das Volk war bei uns sozusagen von Freiheit gesättigt und mit seiner bisherigen Regierung zufrieden; und ähnlich wie England infolge seiner liberalen Staatsverfassung von den Stürmen der Revolutionen verschont blieb, ist das bisher liberal regierte Oldenburg ruhig hindurchgegangen. Das Haus Gottorp hat sich damit den Dank des Volkes verdient. Durch ein pflichtgetreues Beamtentum haben die Herrscher der freiheitlich gesinnten Bevölkerung nahegestanden, dem Landtag gegenüber einen gemäßigten Liberalismus vertreten; gewiß hatte die persönliche Betätigung der Landesherrn eine von ihrer Natur gegebene Begrenzung; Minister¹⁾, Räte und Landtag haben mit ihnen gemeinsam tüchtige Arbeit geleistet. Aber das läßt sich im allgemeinen behaupten: die Landesherrn haben an erprobten Kräften ihrer Wahl festgehalten und mit ihnen des Landes Wohl gefördert, ihr Auge hat auf der gewissenhaften, unparteiischen Haltung der Beamten in Fragen der Politik, Volkswirtschaft, Religion und Bildung geruht, sie haben, der eine mehr, der andere weniger, ihre Freude am Fortschritt in Kunst und Wissenschaft und besonders an der Entwicklung der Hauptstadt und anderer Brennpunkte der Kultur gehabt; es war in dem demokratischen Strom des öffentlichen Lebens keineswegs gleichgültig oder gar bedeutungslos, wie der Landesherr dachte. Oldenburg tut gut daran, die Regierung des Hauses Gottorp nicht zu vergessen, es würde die Wurzeln seiner Kraft und seines Wohlstandes abgraben, wollte es sich des Guten nicht bewußt bleiben, das in der segensreichen alten Regierung begründet liegt.

Seit 1773 regierte Herzog Friedrich August, † 1785, ihm folgte sein Neffe Peter Friedrich Ludwig, zunächst als Administrator, seit 1823 als Herzog, † 1829, sein Sohn Paul Friedrich August war der erste Großherzog, er starb 1853 und überließ das Erbe seinem Sohne Nicolaus Friedrich Peter, † 1900. Ihm folgte Großherzog Friedrich August. Das Staatsgebiet konnte um folgende Teile vergrößert werden: das Münsterland, Jeveland mit Kniphausen, die Fürstentümer Lübeck mit dem Amt Ahrensböök und Birkenfeld. An Preußen abgetreten wurde das Gebiet von Wilhelmshaven.

Aus der Grafenzeit stammte der Absolutismus, der mit der Bevölkerung behutsam umging, aber eine ständische Vertretung des Adels, der Klöster und Städte nicht aufkommen ließ. Landstände hat das Stammland, die Grafschaft Oldenburg, also im Mittelalter und später nicht gehabt. Die dänische Regierung

¹⁾ Die Minister des Hauses Gottorp waren: Graf Holmer, von Brandenstein, Heinrich Ernst Lenz, Meng, Günther Heinrich von Berg, Christian Ludwig Runde, Friedrich Alffo Diedrich Lenz, Johann Friedrich Mugenbecher, Diedrich Wilhelm Anton Römer, von Beaulieu-Marconnay, Schloifer, Mosle, von Buttell, von Eisenbecher, Diedrich Berthold Römer, Krell, Karl Heinrich Ernst von Berg, von Rössing, Zedeliuß, von Egloffstein, Graf Wedel, Friedrich Andreas Ruhstrat, Gustav Wilhelm Mugenbecher, Jansen, Tappenbeck, Flor, Heumann, Willich, Friedrich Ruhstrat, Franz Ruhstrat, Scheer, Graepel.

dachte nicht daran, hierin etwas zu ändern, und duldete auch nicht mehr die Selbstverwaltung der Bauerngemeinden durch Geschworene und Bauerschaftsversammlungen, wie sie von alters her in der ganzen Grafschaft im Gebrauch gewesen war. So sahen sich die ersten Gottorper nicht veranlaßt, eine landständische Verfassung einzuführen, sie regierten unumschränkt, in ihrer unmittelbaren Nähe leitete das Kabinett unter dem dirigierenden Minister die Staatsgeschäfte. Anders lagen die Dinge in dem 1803 erworbenen Münsterlande. Hier hoffte das Burghmannskollegium von Vechta, daß seine ständischen Freiheiten erhalten bleiben würden. Aber Herzog Peter Friedrich Ludwig brachte die absolute Staatsform von Alt-Oldenburg auch in dem neu erworbenen Süden zur Geltung und verharrte bei dieser ablehnenden Haltung gegen eine landständische Vertretung auch nach dem Wiener Kongreß, obwohl er um sich her die freiheitlichen Gedanken aus dem Volke emporquellen sah; denn es wollte ihm nicht in den Sinn, daß er bis dahin seine Regierung mangelhaft geführt haben sollte. Aber er wandte der Entwicklung der Landesverfassung sein ganzes Interesse zu, so daß er mit Recht als der eigentliche Begründer des oldenburgischen Staatswesens bezeichnet worden ist. Unmittelbar unter dem Kabinett standen das Oberappellationsgericht, die Militärkommission und mit der Polizei die sogenannte „Regierung“ als Aufsichtsbehörde für die eigentlichen Landesbehörden: Justizkanzlei, Konsistorium, Kammer und das Generaldirektorium des Armenwesens (eine musterhafte Einrichtung, wodurch erreicht wurde, daß die Bettellei der Eingeseffenen ganz aufhörte). Die vielseitigste Behörde war die Kammer, ihr waren die Ämter, das Hebungs- wesen, das Deichamt, Bauamt, das Ingenieurkorps und das Rassenwesen untergeordnet. Die Stellung der „Regierung“, die Peter Friedrich Ludwig zur schärferen Beaufsichtigung einer Behörde durch die andere zwischen Kabinett und Landesbehörden eingeschoben hatte, erschwerte den Geschäftsgang. In den Ämtern und Gemeinden wurde die Bevölkerung zur Betätigung in Ausschüssen herangezogen, keine Gemeinde war ohne ihre Vertretung, bevorrechtete Klassen gab es nicht, nirgends im Münsterlande war von einer Leitung oder Vertretung der Gemeinde durch den Adel die Rede. Im oldenburgischen Norden war der Adel verschwunden. Verwaltung und Rechtspflege waren in den Ämtern noch nicht getrennt; denn der Herzog, der sehr am Hergebrachten hing, wollte dem Amtmann den Nachdruck der richterlichen Befugnis nicht entziehen. In der Rechtspflege ging der Instanzenzug vom Amt zum Landgericht, zur Justizkanzlei und zum Oberappellationsgericht; das alte Reichskammergericht vermiste der Herzog sehr. Nach friderizianischen Grundsätzen hat er seinen Staat regiert: das öffentliche Wohl war das höchste Gesetz. Im Oldenburger Lande war der Adel, soweit er überhaupt noch bestand, zur Ohnmacht verdammt, Thron und Volk standen in freundlichem Verhältnis zueinander, wenn es auch an vorüberziehenden Wolken wie beim Bau der Lambertikirche in Oldenburg nicht fehlte, den der Herzog autokratisch leitete, ohne etwas Rechtes

zustande zu bringen. Von Bedrückung, Ungerechtigkeit und Willkür war keine Rede, das Wohl der Eingefessenen aller Klassen war den Amtleuten in der Einleitung zur Beamteninstruktion von 1814 vom Herzog als „Endabsicht des bürgerlichen Vereins“ besonders nahegelegt. Der Nachfolger Paul Friedrich August hat zunächst den vom Wiener Kongreß bewilligten Großherzogstitel angenommen und damit ein Moment der Einigung der drei Landesteile hinzugefügt. In der Frage der Volksvertretung stand er unter dem Eindruck der Gedankenrichtung seines Vaters, zweifellos ist er vor 1848 nicht willens gewesen, seinem Volke ohne die Einwilligung der Algnaten in Dänemark und Rußland eine Verfassung zu geben; es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß ihm ihr Einspruch nicht unwillkommen war. Jedenfalls war es ihm möglich, bis 1848 das patriarchalische Regiment ungestört fortzusetzen, obwohl nach den Erkundungen Hannibal Fischers das redliche, allen Übertreibungen abgeneigte Bauernvolk doch überall einstimmig eine Verfassung forderte. Durch eine neue Gemeindeordnung wurde den Gemeinden freie Selbstverwaltung gewährt. Da kam die Revolution und brachte Oldenburg eine Verfassung, die in Deutschland der freien Selbstbestimmung die geringsten Schranken setzte. Das ganze Verfassungswerk wurde schließlich in dem Revidierten Staatsgrundgesetz von 1852 zusammengefaßt. Die „Regierung“ Herzog Peter Friedrich Ludwigs, der schon die Aufsicht über den gesamten Dienst entzogen war, die Kammer, das Konsistorium, das Generaldirektorium des Armenwesens fielen als selbständige Mittelbehörden weg, dafür wurden unter wesentlicher Vereinfachung der ganzen Staatsregierung innerhalb des Staatsministeriums Abteilungen gebildet, deren Vertreter das Gesamtministerium bildeten. Der Landtag wurde nach dem Einkammersystem eingerichtet und erhielt als der gesetzliche Vertreter der Staatsbürger und des Landes das Recht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung und die Befugnis, über alle Staatsangelegenheiten von der Regierung Auskunft zu verlangen. Eine amtliche Beeinflussung politischer Wahlen ist in Oldenburg unbekannt. Alle Kommunallasten in Deichbänden, Sielachten, Kirchspielen, Schulachten und sonstigen Gemeinden, denen sie zu leisten sind, wurden nachbargleich verteilt. Rechtspflege und Verwaltung wurden 1858 getrennt, und gleichzeitig wurde das Volk zur Ausübung der richterlichen Gewalt in Schwur- und Schöffengerichten herangezogen. Auch in der 1906 eingeführten Verwaltungsgerichtsbarkeit wirken Laien mit. Die Ungleichheit in der Besteuerung namentlich der bäuerlichen Bevölkerung verschwand, alle Hörigkeits- und Untertanenverbände wurden nun auch im Süden des Herzogtums endgültig beseitigt. Unter Großherzog Nicolaus Friedrich Peter, der als Erbgroßherzog auf den Rat des Ministers von Büttel die dänische Königskrone ausgeschlagen und damit sein Haus und das oldenburgische Volk vor einer unliebsamen Verwicklung in die schleswig-holsteinische Frage bewahrt hatte, wurde die Staatsverfassung weiter ausgebaut, ohne daß man die vormärzliche Grundlage verließ. Die persönliche

Freiheit gemäß den Grundrechten des Staatsgrundgesetzes, und die Selbstverwaltung der Gemeinden und sonstigen Kommunalverbände wurden unter starker Mitwirkung des Volkes durch die Gesetzgebung sichergestellt. Für das Herzogtum Oldenburg wurde 1873 die sehr sorgfältig ausgearbeitete revidierte Gemeindeordnung erlassen, den Gemeinden durch die Gesetzgebung ein weitgehendes Recht der Selbstverwaltung gesichert, die deutsche Justizverfassung und die Ordnung des Grundbuchwesens durchgeführt. Viele nützliche Unternehmungen entsprangen der Anregung der Volksvertretung, die sich im Laufe der Jahrzehnte durchaus bewährte. Der Beamtenkörper verharrte in seiner alten gemäßigt freisinnigen Richtung, der auch Großherzog Peter zugetan war. Durch eine Reihe wichtiger Organisationsgesetze erhielt die Verfassung die liberale Gestalt, die den Interessen und der Stimmung der Bevölkerung entsprach. Während Großherzog Peter nicht gewillt war, irgendeines seiner im Staatsgrundgesetz gewährleisteten Rechte fallen zu lassen und jeden Eingriff auf das entschiedenste zurückwies, verschloß sich sein Nachfolger Friedrich August keineswegs dem fortschreitenden Bedürfnis der neuen Zeit. Er gab seine Zustimmung zu der jährlichen Berufung des Landtags und zur Einführung einjähriger Budgetperioden, und durch ein neues Wahlgesetz wurden die indirekten Wahlen durch direkte ersetzt und bei sonst gleichem Wahlrecht jedem Wähler über 40 Jahre zwei Stimmen gewährt. Und noch kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte die Umbildung des Staatsministeriums auf mehr demokratischer Grundlage die Billigung des Großherzogs gefunden. Während von Haus aus das Herzogtum Oldenburg bei seiner Dreiteilung in Marsch, oldenburgische und münsterländische Geest durch die verschiedenartige Einwirkung der mittelalterlichen Lehnverfassung und des religiösen Bekenntnisses eine durchaus ungleiche Masse gebildet hatte, war durch das Haus Gottorp eine einheitliche Verbindung hergestellt, von der Seekante und der Hauptstadt aus der Geist der Freiheit überall zur Geltung gelangt und die Bevölkerung so erzogen worden, daß sie auf die Betätigung ihrer durch die liberale Verfassung begründeten Rechte den größten Wert legte. Dabei hatte Oldenburg seinen Anteil an den Segnungen des Deutschen Reiches in der Zeit des politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs, und dies fand seinen Ausdruck in den freundlichen Beziehungen der Herrscher zum Kaiserhause, in der reichstreuen Gesinnung der Bevölkerung und in der Begründung des Reichskriegshafens, wozu Oldenburg das Jadegebiet an Preußen abgetreten hatte. In der Nähe von Wilhelmshaven auf oldenburgischem Gebiete und an den Mittelpunkten der Industrie, besonders in Delmenhorst, entfaltete die Sozialdemokratie unter der arbeitenden Bevölkerung eine rege Tätigkeit. Diese Bewegung verfolgte Großherzog Nicolaus Friedrich Peter mit Aufmerksamkeit und Sorge¹⁾, aber er wünschte, daß man von Eingriffen in die Rede- und Versammlungsfreiheit Abstand nahm; Ausschreitungen

¹⁾ Jansen, G., Nicolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg, S. 116.

und Gesetzesverletzungen wurde kräftig entgegengetreten, die Mitwirkung der sozialdemokratischen Elemente im Landtag, in der Kommunal- und Schulverwaltung fand Anerkennung. Als Großherzog Peter starb, rühmte sich ein führendes sozialdemokratisches Blatt des fürstlichen Abonnementen, und eine französische Zeitung berichtete dies mit dem Stichwort: *Un prince rouge*. Er wollte eben nur genau unterrichtet sein. Diese besonnene Haltung hat die Regierung gegenüber der Sozialdemokratie auch unter Großherzog Friedrich August bewahrt.

Die Vorstellung, das Gottorpsche Haus habe vom Schweiße der Untertanen und von der Gnade des Landtags gelebt, ist unbegründet; denn die Einkünfte waren aus alten, wohlbegründeten Rechten hervorgegangen, und die in der Revolution von 1848 festgesetzte Zivilliste wurde von der Bewilligung des jeweiligen Landtages unabhängig gemacht. Während der Gewinn aus dem ausgeschiedenen Krongut, anfangs 255 000 Mk., steigerungsfähig war und diese Erhöhung dem Großherzog zufiel, konnte die festgelegte Barsumme von gleichfalls 255 000 Mk. nur beim Thronwechsel unter Zustimmung des Landtags erhöht werden. Eine solche Erhöhung auf 400 000 Mk. ist zum ersten Male nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich August vorgenommen, und zwar mit folgender Begründung: „Jeder Staatsbürger, dem die Wohlfahrt seines Heimatlandes am Herzen liegt, ist gewohnt, das gute Einvernehmen zwischen Krone und Volk zu den unwägbaren, aber auch zu den höchsten Gütern eines monarchischen Staates zu rechnen.“ Diese Einkünfte des Hauses Gottorp muß man bescheiden nennen, wenn man bedenkt, welch ein umfangreicher Domänenbesitz vorhanden war, als Großherzog Paul Friedrich August die Hand zur friedlichen Beordnung der Zivilliste reichte. Schon vorher waren die Gottorper bestrebt, von den Staatseinnahmen möglichst viel zum Besten des Landes zu verwenden. Während die dänische Regierung von 1767—1772 von 286 000 Talern Staatseinnahmen jährlich nur 35 000 Taler für Oldenburg verwendete und zum Schluß noch 351 000 Taler reinen Überschuß aus der Staatskasse mitnahm, verwendete der erste Gottorper Herzog Friedrich August von 1774—1779 von 259 000 Talern jährlich im Durchschnitt 98 000 Taler, also dreimal soviel wie der König von Dänemark auf das Land. Ihm blieben 160 000 Taler jährlich, eine Summe, die 1848, also zwei Menschenalter später, zugrunde gelegt zu sein scheint, um die Höhe der Zivilliste (170 000 Taler) zu bestimmen. Hier darf wohl an die landesväterliche Fürsorge des Herzogs Peter Friedrich Ludwig erinnert werden, der sich besonders dadurch ein großes Verdienst erwarb, daß er durch erhebliche Zuwendung von Mitteln den Haushalt der durch die Franzosenherrschaft ausgefogenen Gemeinden wieder in Ordnung brachte.

Nach der Erwerbung des katholischen Münsterlandes war hier die Freude allgemein, daß man nun einem Staate angehören sollte, dessen blühender Zustand von der weisen, väterlichen Regierung seines Beherrschers das trefflichste

Zeugnis ablegte, „der alle Menschen wie seine Brüder und alle Untertanen wie seine Kinder betrachtete.“ Der Kirchenpolitik gab Herzog Peter von vornherein die entscheidende Richtung, die dauernd von seinen Nachfolgern festgehalten worden ist: das Vertrauen der katholischen Bevölkerung verstand man zu gewinnen und zu erhalten, einen Kulturkampf hat es in Oldenburg nicht gegeben. Der evangelisch-lutherischen Kirche wurde weitgehende Freiheit und Selbständigkeit in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten durch den Oberkirchenrat und die Landessynode, Kirchenräte und Kirchausschüsse gesichert, der Staatszuschuß zu den Kosten war gering, eine Staatskirche gibt es nicht. Zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht ein durchaus gesundes Verhältnis, wenn auch hier und da die Katholiken betonten, daß ihnen die höchsten Verwaltungsstellen nicht zugänglich seien. Auch dem in Oldenburg schwach vertretenen Judentum blieb der Zugang zu den höheren Stellen im Staatsdienst durchaus nicht verschlossen.

Der wirtschaftliche Aufschwung des Münsterlandes hat gezeigt, daß die Hoffnung der Eingewohnten auf eine glückliche Zukunft in Erfüllung gegangen ist. Als man diese Gebiete übernahm, war man in Oldenburg anfangs gar nicht sehr erfreut; jetzt möchte sie niemand wieder hergeben, sie haben an dem allgemeinen Aufschwung der Landwirtschaft ihren rühmlichen Anteil gehabt. Dies tritt besonders in der Pferdezucht hervor. Von Anfang an standen die Herrscher aus dem Hause Gottorp unter dem Eindruck, daß der Ruf des oldenburgischen Pferdes, wie er unter Graf Anton Günther bestand, wieder erneuert werden müsse. Nach seinen Grundsätzen, die ein Jahrhundert hindurch von seinen Erben in Barel festgehalten waren, richtete der Stallmeister des Herzogs Friedrich August von Uffeln nicht nur ein Landgestüt der Hofhaltung zur Benutzung durch die Landwirte ein, sondern nahm auch die Hengste der ländlichen Pferdehalter durch eine Art von Rörung unter Aufsicht. Auf diesem Wege ging Herzog Peter Friedrich Ludwig weiter, als er 1819 das Rörungsgesetz erließ und damit den Grund zur Entwicklung unserer Pferdezucht legte. Das Landgestüt ist weggefallen, es gibt keine staatlichen Hengstaufzuchtstationen, sondern eine Rörungskommission. Seit 1897 ist das Herzogtum in ein nördliches und ein südliches Zuchtgebiet geteilt, und damit hat die Pferdezucht auch im Süden des Landes eine außerordentliche Aufnahme gefunden. Jedermann im Oldenburger Lande ist bekannt, mit welchem Eifer und Erfolg die letzten Herrscher aus dem Hause Gottorp diese Bestrebungen zu fördern sich bemüht haben.

Fährt man mit Fremden im Zuge über die Landesgrenze der Hauptstadt zu, so kann man wohl die Bemerkung hören: „Also dies ist das gesegnete Land Oldenburg.“ In der Tat stand die Landwirtschaft vor dem Ausbruch des Krieges in hoher Blüte. Ein fester Deichring schützt unsere Marschen, das ganze Herzogtum ist von einem Bauernstand bewohnt, der nach Abschüttelung der letzten Reste mittelalterlicher Unfreiheit sich zunehmenden Wohlstandes erfreute. Adlige Güter sind

nur noch im Münsterlande in geringer Zahl vorhanden. An der Sicherstellung der heimischen Getreideernte, besonders an der Butter- und Fleischversorgung hat die oldenburgische Landwirtschaft hervorragenden Anteil. Das Wiesenland ist besonders im Münsterlande, im Ammerlande und im Amte Barel ständig vermehrt worden, auch die Anbaufläche des Winterroggens ist ganz erheblich gestiegen, und der Haferbau gewann besonders im Münsterlande und im Amte Barel, wo viel Ödland der Kultur erschlossen ist, ununterbrochen an Ausdehnung. Die Viehhaltung hatte bis zum Ausbruch des Krieges stark zugenommen. Die Heide verschwindet immer mehr, viel neues Land ist zu den Bauerngütern hinzugewonnen, und der Landes-kulturfonds hat für die innere Kolonisation mit Hilfe der Staatlichen Kreditanstalt außerordentlich segensreich gewirkt. Auf alle Zweige der Land- und Forstwirtschaft hat in erster Reihe die Landwirtschaftskammer einen fördernden und belebenden Einfluß, und ein dichtes Netz landwirtschaftlicher Vereine überspannt das ganze Herzogtum. Das landwirtschaftliche Unterrichtswesen ist der Gegenstand besonderer Fürsorge der Großherzoglichen Regierung und der Landwirtschaftskammer gewesen.

Zu der Blüte der Landwirtschaft hatte die glückliche Entwicklung des Verkehrs wesens viel beigetragen. Von alters her gingen in ostwestlicher Richtung zwei wichtige Straßen durch das Land: von Bremen über Oldenburg nach Ostfriesland und über Delmenhorst, Wildeshausen, Cloppenburg, Lönningen von den Hansestädten nach Holland. Von diesen beiden verlor die Straße der Hollandfahrer ihre Bedeutung, als unter Herzog Peter Friedrich Ludwig das Münsterland an den Norden angeschlossen wurde und sich in nordsüdlicher Richtung von Oldenburg über Ahlhorn nach Vechta und Damme ein neuer Verkehrsweg entwickelte. Als dann unter Großherzog Paul Friedrich August die Hauptchauffeen entstanden und unter seinen Nachfolgern die Eisenbahnen und Verbindungschauffeen, wurden die entferntesten Gegenden mit der Hauptstadt und untereinander verbunden. Nun reißt sich ein Netz von Eisenbahnen, deren Mittelpunkt Oldenburg ist, in alle Zipfel des Landes, erleichtert den Absatz, gleicht die Preise der erschlossenen Gegenden aus, wenn nach dem Friedensschluß der Verkehr erst wieder in Gang kommt, und stellt die Verbindung mit den Mittelpunkten des Handels und der Industrie her.

Unterstützt von der günstigen Lage an der Nordsee und in der Nähe des Weserstroms und von dem Interesse des Großherzogs Friedrich August, dessen Anregung und Förderung manche wertvolle Schöpfung auf dem Gebiete der Technik zu verdanken war, begann sich in Barel, Nordenham und Delmenhorst eine Großindustrie zu entwickeln. Als ein neues gewerbliches Leben sich an der Unterweser regte, förderte der Großherzog die Hafenstädte und sorgte für Erleichterungen und vorteilhafte Bedingungen. So gelang es, großindustrielle Unternehmungen wie die Kabelwerke, die Hochseefischerei Nordsee, die Transportgesellschaft Midgard, Metallwerke, die Schiffswerft von Koch und Frerichs und andere heranzuziehen. Die Aktiengesellschaft Seekabelwerke in Nordenham genoß vor dem Kriege als Welt-

firma einen bedeutenden Ruf und hatte die englischen Seekabel zum Teil vom Markt verdrängt. Als Ehrenvorsitzender der Schiffbautechnischen Gesellschaft und verdienstvoller Leiter des Deutschen Schiffschiffvereins stellte der Großherzog seine Sachkenntnis und Arbeitskraft der Schifffahrt erfolgreich zur Verfügung.

In militärischen Fragen hatte Herzog Peter Friedrich Ludwig seinem Sohn Paul Friedrich August freie Hand gelassen, der nach den Befreiungskriegen den Grund zu den oldenburgischen Truppenkörpern legte; als Großherzog hat dieser den militärischen Geist in Oldenburg belebt und eine dauernde Anlehnung an das preußische Heer in die Wege geleitet. Großherzog Nicolaus Friedrich Peter begleitete 1866 und 1870/71 seine Oldenburger ins Feld, und Großherzog Friedrich August stand in dem Weltkriege bei seinen Truppen zeitweilig in vorderster Linie. Seit 1908 Schirmherr des Deutschen Vereins für Sanitätshunde, hat er im Kriege diesen Zweig werktätiger Kriegshilfe erheblich gefördert. Während der Schlacht am San und der Por-Schlacht hatte er Gelegenheit, mit Sanitätshunden einzugreifen und schon aufgegebene Verwundete zu retten. „Es war einer der schönsten Tage, die ich im Felde erlebt habe,“ sagte er als Vorsitzender in einer Mitgliederversammlung des Vereins, „man kann sich die Freude der Leute gar nicht vorstellen, die vorher nicht gefunden waren und nun von den Hunden gefunden wurden. Ihre strahlenden Gesichter und der Jubel, der aus ihren Mienen sprach, werden mir unvergeßlich sein.“¹⁾ So ist manches junge Leben gerettet und der Heimat wiedergegeben worden und kann sich nun auch der Aufgabe widmen, dazu beizutragen, daß die große Blüte des Oldenburger Landes vor dem Weltkriege der Ansporn wird, aus dem Zusammenbruch zu retten, was zu retten ist, und ein neues Leben zu beginnen.

Neben dem wirtschaftlichen Aufschwung ging die Förderung des kulturellen Lebens und Strebens einher. Zwar fehlten dem Staate die Mittel zur Begründung einer Hochschule, aber die höheren Lehranstalten und die Seminare erfreuten sich einer besonderen Fürsorge und Pflege der Landesregierung, und die Mittel- und Volksschulen gediehen gleichfalls zu hoher Blüte. Herzog Peter Friedrich Ludwig legte den Grund zur Landesbibliothek und zu der sehr wertvollen Gemäldegalerie, wenn auch seine Teilnahme mehr der Baukunst zugewandt war. Die Gemäldegalerie hat sein Enkel Großherzog Peter auf ihre Höhe gebracht und der Bevölkerung zugänglich gemacht, die den Verlust schwer empfinden würde; die gebildeten Kreise wären von Herzen dankbar, wenn sie dem Lande erhalten bliebe. Großherzog Paul Friedrich August gab bereitwillig die Mittel her, als Ludwig Starklof das Theater in Oldenburg begründete, und berief Julius Moser als Dramaturgen. Das naturhistorische Museum mit der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung, das Kunstgewerbemuseum, die Bibliothek und das Haus- und Zentralarchiv boten wirksamen Antrieb zu

¹⁾ Deutscher Verein für Sanitätshunde, Jahresbericht für 1915/17 S. 44.



wissenschaftlicher Vertiefung. So wurde die Residenzstadt Oldenburg zu einem Brennpunkt des geistigen Lebens. In diesem Zusammenhang mag eine alte Schrift vom Jahre 1802 erwähnt werden¹⁾, worin ein unparteiischer Beobachter der Stadt Oldenburg etwa folgende Worte widmet: „Was Bildung und humaner Gemeingeist vermag, einen durch seine Lage isolierten Ort angenehm zu machen, ist hier geschehen. Selbst ihr Äußeres gefällt. Zwar sind ihre Gassen nicht kunstgerecht und abgezirkelt, aber gut gepflastert und ziemlich reinlich gehalten. Auch ist die neue Vorstadt eine sehr hübsche Partie mit artigen Gebäuden und Straßen. Das Schloß ist altmodig, aber das stille, friedliche Wohnhaus eines guten, geliebten Fürsten. Kein Bettler erinnert auf den Gassen an menschliches Elend. Ordnung und Sicherheit umgeben den Fremden, und eine humane, biedere Gastfreundschaft nimmt ihn willig auf. Der sonst so zwangvolle Ton in Residenzstädten ist hier fremd. Der Hof lebt ohne Geräusch, und selbst der gebildete Fremde, der es wünscht, kann den edlen Regenten dieses Landes ohne Zwang kennenlernen. Der Hofstaat ist unbedeutend, und Verschiedenheit der Stände schränkt hier überhaupt die Geselligkeit nicht ein. In literarischer Hinsicht steht Oldenburg ebenso sehr vor allen westfälischen Städten voran. Ich darf es noch einmal mit vollem Rechte wiederholen: Oldenburg ist durch seine Bewohner die angenehmste und interessanteste Stadt Westfalens, eine der interessanteren Deutschlands und wird durch den Anblick des edlen Fürsten, der hier wie ein Vater unter Kindern ohne drückenden Rang und Etikette friedlich lebt, jedem echten Kosmopoliten das unvergeßliche Bild einer idealischen Residenz in der Wirklichkeit gewähren.“ Man lächele nicht über diese Schilderung. Vieles davon ist bis zur Gegenwart wahr geblieben, manches Gute hinzugekommen. Man frage nur in der Bürgerschaft herum, welchen Wert sie auf die Anwesenheit des Hofes gelegt hat! In gutem Einvernehmen mit der Bevölkerung, frei von dem Verdachte, sich dem Volksinteresse steifend und störend entgegenzustellen, fernab vom Schuß der großen Weltbewegung, nicht mehr im Besitze der militärischen Hoheitsrechte, die dem Reiche überlassen waren, hat das Haus Gottorp gewaltet, nicht besonders reich, wie man draußen oft zu hören bekam, aber wohlhabend genug, um erwärmend und belebend Gutes zu tun und einen für empfängliche Gemüter wohltuenden Glanz und Schimmer in bescheidenen Grenzen zu verbreiten. Das Fürstenhaus hat in guten und bösen Tagen dem Lande treu zur Seite gestanden, seine innere Entwicklung zu einer bis dahin unbekannten Blüte kräftig gefördert, dem oldenburgischen Namen seinen guten Klang bewahrt und dem Lande eine geachtete Stellung unter den deutschen Staaten errungen²⁾. Mit schmerzhaftem Gefühl nehmen viele Abschied von dem, was Gegenstand ihrer Verehrung war, was durch lange Zeit im Fortschreiten der friedlichen Entwicklung

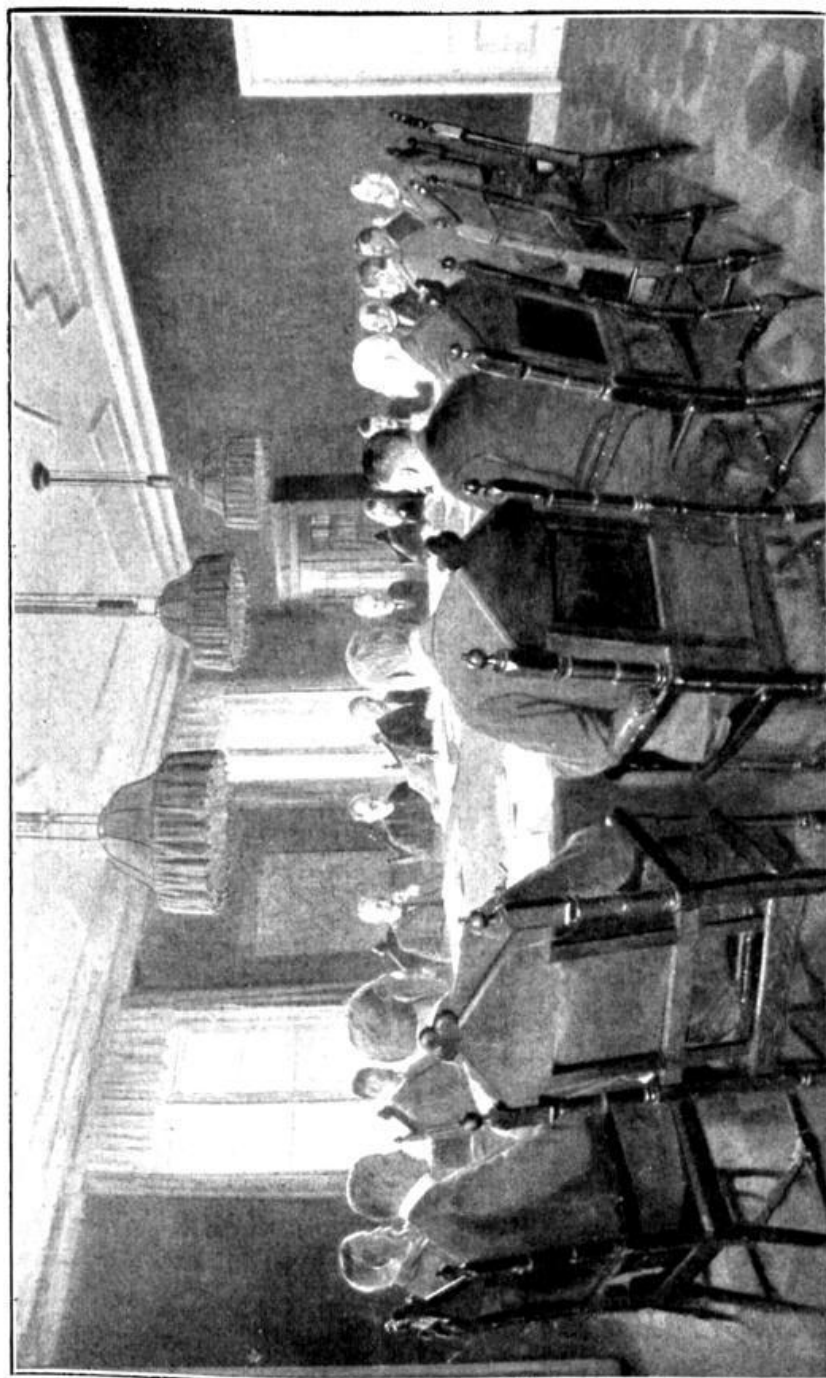
¹⁾ Bruner, Justus, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens.

²⁾ Jansen, G., Großherzog Nicolaus Friedrich Peter, S. 138.



Der Finanzausschuß des alten Landtags.

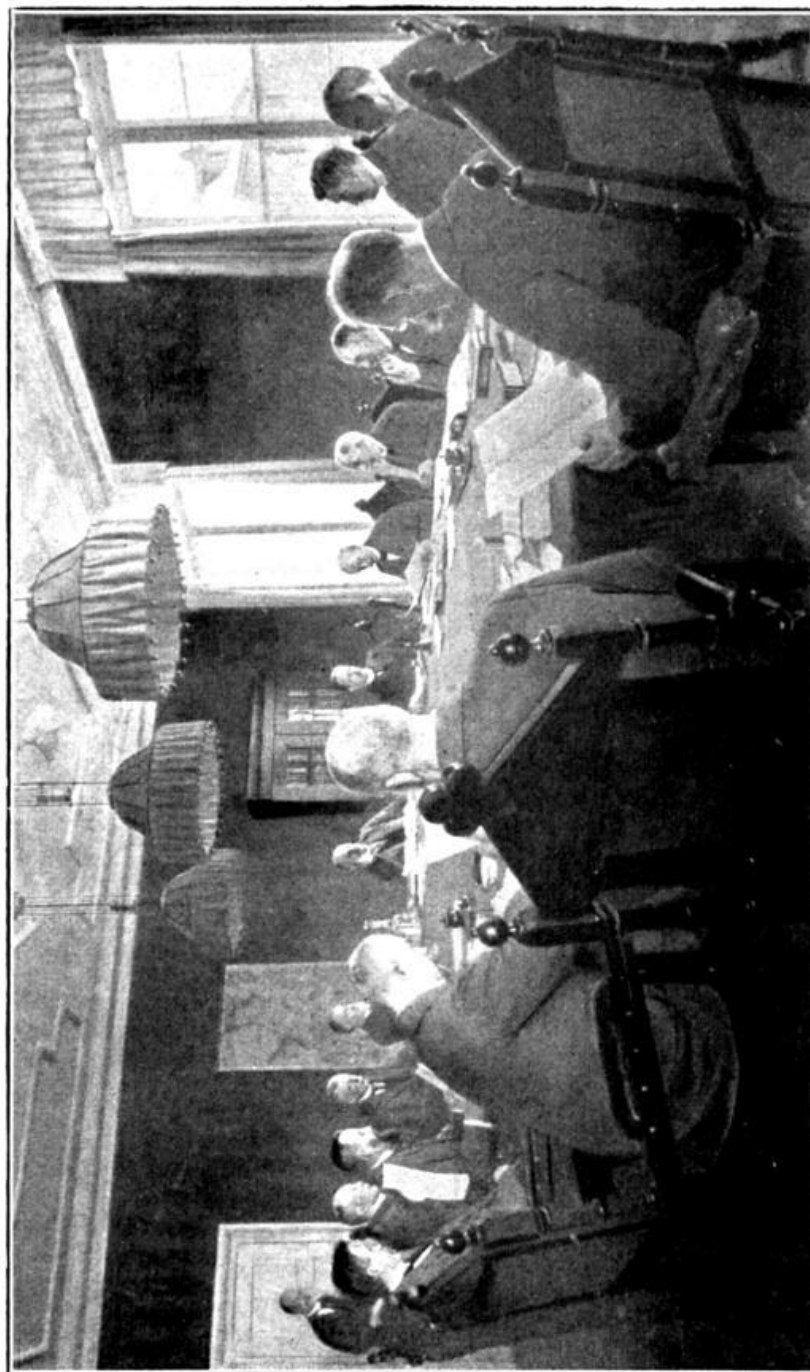
Ölgemälde von Bernhard Winter.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17

1. Gollmann. 2. Grief. 3. v. Levekov. 4. Reigel. 5. Tappenberg. 6. Schröder. Vorsitzender. 7. Feldhus. 8. Tappan Gering. 9. Gmelting.
10. Gförs. 11. Brunn. 12. Schipper. 13. Regierungs-Vertreter Kuhlmann. 14. Jordan. 15. Gög. 16. Nid. 17. Gubbeberg.

Der Verwaltungsausschuß des alten Landtags. Eigensitze von Bernhard Winter.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16

1. Registrator Tesenüß. 2. Geitmann. 3. Verding. 4. Dull. 5. von Felden. 6. Quß. 7. Gschens. 8. Tannemann. 9. Meyer-Mürlingen. 10. Regierungß-Vertreter Galmeyer-Schmedes. 11. Tangen-Stollhamm, Vorigender. 12. Triver. 13. Steenbod. 14. Tangen-Rodenkirchen. 15. Schmidt-Gel. 16. Eunen.

Der Eisenbahnausschuß des alten Landtags.

Zeichnung von Bernhard Winter.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14

1. Koopmann. 2, 3, 4. Regierung's Vertreter Mogenbocher, Stein, Nieten. 5. Gieseler. 6. Müller. 7. Müller-Gräfe. 8. Lange. 9. Bährle. 10. König. 11. Steen. 12. Gieseler, Gieseler. 13. Plate. 14. Schmidt-Teichmeyer.



dem Volke zum Segen gereicht hat. Was Oldenburg von der alten Regierung Gutes mit in die neue Zeit hinüberretten muß, hat unsere Darstellung ins Licht zu stellen versucht: den Geist der Freiheit in Politik und Volkswirtschaft, das gewissenhafte Beamtentum, den geschlossenen Bestand des einheitlichen Wirtschaftsgebietes, den Frieden der religiösen Bekenntnisse, die Blüte der Landwirtschaft und der aufstrebenden Industrie. Von allen deutschen Volksvertretungen blieb während der Revolution der oldenburgische Landtag so bestehen, wie er aus den Kriegswahlen von 1916 hervorgegangen war. Unser Wunsch geht dahin, daß in gleicher Weise das Oldenburger Land sich so ruhig weiterentwickeln und vor allen Erschütterungen bewahrt bleiben möge, wie unter der Regierung des Hauses Gottorp.





Unſern Helden zum Gedächtnis







Arthur Uddicks.



Arthur Addicks

Leutnant der Reserve, Sohn des Lehrers A. Addicks in Bürgeresch, geboren am 13. Januar 1895 in Nethen, Gemeinde Rastede, besuchte von Ostern 1907 das Gymnasium in Oldenburg und verließ es am 14. August 1914 beim Ausbruch des Krieges mit dem Zeugnis der Reife für Oberprima. Die Begeisterung veranlaßte ihn, sich als Kriegsprüfungsprimaner freiwillig zum Heeresdienste zu melden. Am 17. August wurde er beim 2. Rekrutendepot Oldenburg Inf.-Regt. Nr. 91 eingestellt und am 9. September dem Reserve-Inf.-Regt. Nr. 216 zugeteilt. Mit diesem Regiment ist er ins Feld gerückt, und er hat an allen Kämpfen desselben teilgenommen. Am 9. November 1915 wurde er zur Teilnahme am Offiziersaspirantenkursus in Brügge abkommandiert. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Vizefeldwebel ernannt. Er erhielt das E. R. II. und F.-A.-R. II. und I. Klasse. Am 4. Oktober 1917 zum Leutnant der Reserve befördert, unterzog er sich am 20. Oktober mit Erfolg der Kriegsreifepfung am Gymnasium in Oldenburg und kehrte wenige Tage darauf zur Front zurück. Bei einem siegreichen Sturmangriff im Chaumewald wurde er an der Spitze seiner Truppe am 9. November 1917 so schwer verwundet, daß er schon auf dem Verbandplatze starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Auf dem Ehrenfriedhof in Merles ist er mit militärischen Ehren bestattet worden. Der Bataillonskommandeur Hauptmann Pigge schrieb an den Vater: „In den Kämpfen um Visschoote und am Bferkanal habe ich Ihren Sohn als Soldaten wie auch als Menschen schätzen gelernt, und ich bin ihm auch persönlich sehr nahe getreten. Auf Ihren Sohn konnte ich mich stets voll und ganz verlassen; was er unternahm, führte er auch durch. Seinen Leuten war er stets ein glänzendes Vorbild, und es war mir eine Freude, zu beobachten, wie gute Kameradschaft er stets hielt, und wie sich seine hochherzige Gesinnung im Kameradentreife auswirkte. Jedesmal, wenn ich ihn im Graben oder sonst beim Dienst traf, konnte ich mich über seine Frische und den guten Mut, mit dem er alles trug, freuen. Endlich hatte er die Beförderung zum Offizier erreicht. Zugleich schien, nachdem es ihm bei seinen vorzüglichen Veranlagungen und bei seinem großen Fleiße gelungen war, auch die Reifeprüfung nachzuholen, seine bürgerliche Zukunft gesichert. Wir alle wissen, was Sie an Ihrem Sohn verloren haben, und empfinden mit Ihnen. Möge es Ihnen in Ihrem schweren Leide ein Trost sein, daß er als Held und als Sieger gefallen ist. An der Spitze seines stürmenden Zuges hat er den Heldentod erlitten, als der Feind in glänzendem Angriff bereits geworfen war.“ Divisionspfarrer Page schrieb: „Der feindliche Graben war schon genommen, da traf Ihren Sohn aus einem Unterstand, in dem sich noch Franzosen ver-

1

Oldenburger Jahrbuch 1918.



borgen hielten, ein feindliches Geschöß, dem er bald erlag. Am 13. November haben wir ihn mit noch einer ganzen Reihe todgetreuer Kameraden zur letzten Ruhe eingesegnet. Viele Offiziere, darunter der Regimentskommandeur, waren anwesend und eine große Zahl Mannschaften. Und noch etwas war außergewöhnlich groß, ja herzerschütternd und ergreifend: die Trauer um Ihren Sohn. Manchem tapferen Offizier, der 100 mal dem Tod ins Auge geschaut hatte, liefen heiße Tränen über die Wangen. Was uns so ergriff, war gewiß auch das tragische Geschick Ihres Sohnes, der eben daheim ein Ziel erreicht hatte, im Felde zum Führer geworden war, aber am meisten tat uns weh der liebe Mensch, den wir alle gekannt hatten. Und dennoch waren wir in aller Wehmut stolz auf ihn — und werden es bleiben. Er hat mit seinen jungen Jahren das Höchste geleistet, was Millionen in noch so langen Lebenstagen nicht leisten dürfen: er hat sich geopfert für Brüder, Heimat und Vaterland! Sein Andenken wird uns alle segnen, sein Vorbild reißt mit, seine begeisterte Seele strömt auf uns über. Nachdem die Gräber gesegnet waren, sank Scholle um Scholle in das offene Grab aus lebenden Händen — und die Musik ließ dazu erklingen: „Ich hatt' einen Kameraden.“ Gott tröste Sie und lasse Sie bei aller Wehmut den rechten Stolz auf ihn finden und den Trost des Friedens, den jenes Wort der Seele geben will: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!“

Feldpostbriefe.

Alschhop, 21. 12. 1914¹⁾.

Liebe Eltern!

Unser Regiment liegt schon volle 6 Tage im Schützengraben und noch immer keine Ablösung. Wir liegen hinter Birchoote, und unsere Gräben stehen voll Wasser. Sehr schwere Tage sind es, die wir jetzt noch zuguterletzt durchmachen müssen. Doch mit Gottes Hilfe werden wir auch hier durchhalten. Wie Ihr wohl wißt, haben wir hier die Defensive ergriffen, weil dieses Gelände ein Vorgehen nicht zuläßt. Trotzdem machen die Franzosen Durchbruchversuche. In gewaltiger Überzahl stehen sie uns gegenüber und zwingen uns zu Übermenschlichem. Und dann das Gefechtsfeld — ein tieftrauriges Bild: Birchoote zerstört, in Grund und Boden geschossen, tatsächlich kein ganzes Haus steht mehr drinnen, die Kirche ist völlig zertrümmert, auf den Straßen liegen überall Sandsäcke, denn noch immer steht das Städtchen unter furchtbarem feindlichen Granatenfeuer. Und erst dahinter! Schützengraben neben Schützengraben, Unterstand neben Unterstand, doch alles unter Wasser, bis übers Knie reicht es, und weil man so lange drin steht, weicht es die Füße furchtbar auf. Und zuletzt die Toten! Dicht-
gesät liegen sie noch auf freiem Felde, zu Hunderten neben einander seit den großen

¹⁾ Kämpfe an der Yser, 1. 12. 14 bis 21. 4. 15.

Sturmtagen im Oktober und November. Alles Deutsche, wohin man sieht. Man merkt, wer hier die Offensive gehabt hat. Wie ich das zum ersten Male sah, da konnte ich mich nicht mehr bezwingen, mir traten die Tränen in die Augen. Es war tatsächlich zum Weinen. Was für Blut ist hier geflossen, wie viele Freiwillige haben hier ihr Leben lassen müssen.

21. 1. 15.

Sechs Tage sind jetzt seit der Ablösung wieder vergangen, 3 Tage lagen wir zurück, dann kam das Regiment 3 Tage nach vorn, das 1. Bataillon lag vorn im Schützengraben unter einem ganz großartigen Bataillonsführer, Hauptmann Harlfinger. Immer vorne, setzte er durch seine kühne Beobachtung unsere Artillerie instand, 5 große eingemauerte französische Geschütze durch Schnellfeuer zu vernichten. Das 3. Bataillon lag in Deckungsgräben und wir dahinter in Kellern. Allerdings hagelten bei uns die französischen Granaten mächtig nieder. Aber wir lehrten uns wenig daran, ein schönes Feuer flackerte im Ofen, der Rauch war wegen trüben Wetters vom Feind nicht zu sehen, und mittags wurde mächtig geschmort: Kartoffelkuchen, Bratkartoffeln, Braunkohl mit Mehl.

Southoult 10. 3. 15.

Es geht noch alles seinen alten Gang, nur die Füße wollen so recht nicht mehr. Im Schützengraben frieren sie ein, und auf dem 2—3stündigen Marsche schmerzen sie. Aber das geht alles vorüber, wenn es erst wieder vorgeht. Bis jetzt liegen wir uns immer noch friedlich gegenüber. Allerdings haben wir unsere Wachen bis an den Kanal vorgeschoben, etwa 2 — 300 m vor unserem Graben, die sind aber scharfem feindlichen Feuer ausgesetzt. Dann und wann steigt eine Leuchtkugel auf und beleuchtet das ganze Bild. Die Leuchtkugeln der Franzosen sind besser als unsere. Während unsere vom Abschuss an leuchten, bis sie etwa 200 m entfernt zu Boden fallen, leuchten die französischen erst, wenn sie ihre höchste Höhe erreicht haben, und dann hält eine Fallschirmvorrichtung die Kugeln lange in der Luft, sie scheinen zu verlöschen und täuschen doch nur. Plötzlich nämlich flammen sie wieder empor und leuchten noch lange weiter. Auch die Schußweite ist bei den Franzosen viel größer. Doch Nachteil bringt uns dies alles wenig. Im Graben ist man vor feindlichen Kugeln sicher, und außerhalb des Grabens fällt man nur in Bewegung auf. Das Schwergewicht des Kampfes liegt in der Nacht; dann steht jeder 2. Mann Wache, und zweistündlich ist die Ablösung.

Waldquartier, 4. 5. 15. (Kämpfe um Ypern, Inf. Rgt. 216: 22. 4. 15. — 25. 5. 15.)

Wieder einmal hat ein großer Sturm in unserer Front eingesetzt. Am 22. April wars. Schon mehrere Male vorher war er vorgesehen, aber Vorbedingung war günstiger Wind; denn der Feind sollte ausgeräuchert werden. Ge-

1*



fährlich war das Unternehmen immer; denn schlug der Wind um, dann wehe uns! Vor allem zwei Punkte erlaubten uns die Anwendung der Stickgase: die völkerrechtswidrige Kriegsführung von seiten des Feindes auch an unserer Front, die sogar manchmal äußerst gemein war, und außerdem wollten wir mit möglichst geringen Verlusten den Feind werfen. Die Opfer des Krieges auch auf unserer Seite sind schon schwer, zu schwer möchte ich fast sagen, so sind wir dann dazu übergegangen, auch derartige Mittel in der Kriegsführung anzuwenden. Diese Stickgase betäuben allerdings, aber sie töten auch. Es gelang. Die feindliche Infanterie lief davon, so gut sie konnte, kein Gewehrschuß fiel. Aber feindliche Artillerie spürte es auch bald und verließ ihren Posten nicht. Furchtbar funkte sie in uns hinein, aber je weiter man nach vorne kam, desto weniger spürte man davon. Auch sie wurde überrannt und überließ uns gnädig 16 Geschütze; 45 wurden im ganzen von 4 Regimentern genommen. Unser Ziel war uns vorgeschrieben, doch es ging zu schnell vorwärts, und so gerieten wir in unser eigenes Artilleriefeuer. Dicht vorm Kanal buddelten wir uns ein und hatten soeben den ersten Spatenstich gemacht, da kommt eine feindliche Kompagnie ausgeschwärmt auf uns zu, sieht uns aber trotz Mondenschein nicht. Wir halten sie, da sie ruhig auf 10 m herankommen, für deutsche, rufen sie aber doch der Gewohnheit nach an. Sie bleiben starr ein paar Minuten stehen. Da weiß unser Feldwebel schon Bescheid. Im Nu hatten wir die Gewehre herum und pfefferten drein, was das Zeug halten wollte. Die Franzosen nahmen Reißaus und gerieten dadurch erst in unser Feuer. Dann haben wir uns im feindlichen Feuer eingebuddelt und so bis jetzt trotz mächtigen feindlichen Artilleriefeuers ausgeharrt. Dies Feuer war deswegen so schwer, weil es Sturm vorbereiten sollte, wurde aber jedesmal abgeschlagen. Allerdings haben wir sehr schwere Verluste erlitten, doch der Erfolg wiegt sie bei weitem auf. So muß es weitergehen und wird es auch weitergehen. Mit Gott für König und Vaterland!

26. 5. 15. (Stellungskämpfe an der Yser 26. 5. — 2. 10. 15.)

An den beiden Pfingsttagen ist wieder vor und links von Ypern gestürmt worden. Das ganze Gebiet war von hier aus großartig zu beobachten, und mir wurde es sogar von der Artillerie gestattet, den Kampf durch ein Scherenfernrohr zu beobachten. Haarscharf sah ich Ypern mit seinen 4 großen, jetzt allerdings zerschossenen Kirchen vor mir liegen. Dicht an dicht zeigten aufsteigende Rauchwolken das Plagen der Granaten. Am Abend stand Ypern wie jetzt Abend für Abend in hellen Flammen. Schauerlich zeichnet sich der Feuerschein vom Himmel ab.

1. 6. 15.

An einem herrlichen Sommerabend bei beginnender Dämmerung stehe ich hier auf Posten. Da kommen dann die Heimatsgedanken, der Wunsch nach baldigem



Frieden und siegreicher Heimkehr. Ach, wie weit sind wir wohl noch davon entfernt! Aber die Gedanken lassen sich nicht zurückhalten, sie kommen immer und immer wieder. Wehe dem Schuldigen! Aber da unser Ehrenschild so stahlblank ist, ist und bleibt es ein großes Glück, mitkämpfen zu können für Thron und Reich. Darum sind wir alle so frohen Muts und steht unsere Sache so gut. Denn Recht und Wahrheit können und dürfen nicht zu Grunde gehen.

Set-Sas—Steenstraten, 27. 7. 15.

Ein Lebenszeichen wieder von Eurem Jungen. Die letzten Tage hat er sich allerdings über einiges geärgert. Der Marktender hat nachgelassen. Weit und breit ist keine Butter aufzutreiben, und so muß man wieder zum trockenen Brot greifen. Auflage und Bier ist auch nicht mehr zu haben. Sicherlich will uns unsere Kantine aushungern. Kein Essen und Trinken und dabei Schützengrabenleben in ununterbrochenem Minenfeuer — wo soll da der Humor bleiben? Ach manchmal kommt einem so das Verlangen nach einem schönen Mittagessen wie früher daheim. Bald schon ein Jahr leben wir abwechselnd von Erbsen- und Reissuppe.

2. 4. 16. (Kämpfe bei St. Eloi 27. 3. — 27. 4. 16.)

Liebe Eltern! Lagen gestern in erster Linie, haben einen sehr schweren Tag hinter uns, den Tag hindurch feindliches Artilleriefeuer ohne Unterbrechung gehabt. Der Graben ist eingeebnet, unter den Toten befindet sich auch Leutnant Hollwege, der durch feindlichen Volltreffer in den Unterstand ums Leben kam, heute nacht soll er geholt werden. Die Kompagnie liegt für heute wegen großer Verluste in Reserve. Wer weiß, was morgen wird. Ich war einmal mit 6 Mann verschüttet, wovon 1 tot, 1 verwundet, wurden aber trotz heftigen Artilleriefeuers herausgebuddelt und verdanken den Kameraden unser Leben. Wenn ich kann, gebe ich jeden Tag Nachricht, solange wir hier liegen. Fris wünsche ich viel Glück zum Geburtstag und, daß er nie an unsere Front kommt. Es gehört sehr viel dazu, hier durchzuhalten. Lebt wohl, Behüt' Euch Gott! Auch mein Leben liegt in seiner Hand jetzt mehr denn je. Einen zweiten solchen Tag überleb' ich nicht, davon bin ich überzeugt. Also behüt' Euch Gott! Und möget Ihr noch recht lange und glücklich weiterleben. Mein Feldstecher liegt bei der Kompagnie, auch sonstige Sachen, laßt sie Euch schicken. Die herzlichsten Grüße Euer Arthur.

Im Felde, 22. 6. 17. (Stellungskämpfe am Chemin des Dames 7. 6. — 20. 7. 17.)

10 Uhr abends fühle ich mich verpflichtet, Euch zu schreiben. Ihr wißt ja, daß ich mich augenblicklich in bewegter Front befinde, Franzmann hat uns hier bekanntlich etwas zurückgedrängt. Wir wollen ihn jetzt wieder werfen, und die Sache ist längst vorbei, wenn Ihr diesen Kartenbrief erhaltet. Gelingen wird es, nur weiß man nicht, was einem dabei zustoßen kann. Nehmt es Euch nicht

zu Herzen, ich fühle mich völlig ruhig und schreibe sogleich, sobald ich die Sache gut überstanden habe. Glück auf! Behüt' Euch Gott! Auf Wiedersehn! Innigen Gruß Arthur.

25. 6. 17.

Der Stoß der niedersächsischen Truppen gelang glänzend.¹⁾ Mehr als 300 Gefangene hat unser Regiment eingebracht. Wir haben es fast alleine gemacht, d. h. unser Regiment. Allerdings kostete es auch Verluste, heute muß ich noch einmal wieder in den Granatenhagel hinein. Na, die Hoffnung gebe ich noch nicht auf. Ich schreibe, sobald ich glücklich heraus bin. Allerdings ist der französische Infanterist bald geworfen, wenn er nur nicht so ausgezeichnete artilleristische Unterstützung hätte. Diese hat uns scharf zugesetzt. 28 cm-Kaliber auf einen offenen Schützengraben, wir hatten gar keine Unterstände, das ist hart.

9. 7. 17²⁾.

Liegen noch immer in dieser bewegten Front und haben gestern morgen unseren zweiten siegreichen Sturm gemacht: 14 Offiziere und 500 Mann gefangen. Unsere Division steht glänzend da: Wie beim ersten Sturm unser Regiment, so haben sich jetzt die Schwesterregimenter mit größter Bravour geschlagen. Wir fanden allerdings damals fast sämtliche Offiziere des Gegners tot in ihren Bunkern, sie hatten selber Hand an sich gelegt. Diesmal jedoch ergaben sie sich und unter ihnen ein Bataillonskommandeur. Nachrichtendienst funktioniert gut, Verpflegung ist augenblicklich ausgezeichnet, werden mit allem Möglichen versehen.

27. 10. 17.

Seit dem 26. Oktober liege ich mit meinem Regiment wieder in vorderster Stellung, habe die letzten Tage hin- und herschwankenden Kampf gehabt, doch sind wir hier vor Verdun dem Gegner überlegen. Wie lange unsere Division noch vorne bleiben wird, kann ich nicht sagen. Trotzdem sie die Ruhe sehr nötig hat, wird sie wohl vorläufig noch ihre ganze Kraft anspannen müssen, um dem Gegner Gelände auf Gelände zu entreißen. Wir liegen im Chaumewald³⁾, von dem allerdings kein einziger Baum mehr steht, so haben hier die Granaten gepflügt. Hoffentlich glückt es auch weiterhin, mein Leben durch alle Wirrnisse hindurchzuführen. Sobald wir herauskommen, schreibe ich Euch. Mit Gott weiter! Herzlichen Gruß!

Euer Arthur.

Liebe Eltern!

8. 11. 17.

Heute geht hiermit der letzte Brief aus unserer Ruhestellung an Euch ab. Nach dem Mittagessen rücke ich nach vorne und mache morgen mit unserem

¹⁾ Erstürmung der französischen Stellung östlich der Royrée Ferme 22. 6. 17.

²⁾ Erstürmung der französischen Stellung beiderseits Royrée Ferme 8. 7. 17.

³⁾ Wiedernahme des nördlichen Chaumewaldes 25. 10. 17.

1. Bataillon, dem ich augenblicklich zugeteilt bin, ein kleines Unternehmen zur Verbesserung unserer Stellung¹⁾. Glückt es, und das wird es, so werden wir wohl etliche Tage darauf wieder in Ruhe kommen, und ich werde dann zusehen, ob ich zu der Fliegerwaffe abkommen kann. Allerdings wird ja auch das einige Zeit in Anspruch nehmen. Vorher heißt es aber noch acht gegeben, auf daß mich vorne nicht der feindliche Eisenhagel heimatfähig macht. Mein augenblicklicher Bataillonskommandeur ist mein früherer Kompagnieführer in der 5., Herr Hauptmann Pigge, er war äußerst nett zu mir bei meiner Anmeldung. Unser Leben ist hier reichlich ungemütlich, Sturm und Regen fortwährend und dabei ohne Dach von heute ab. Die Front ist mächtig unruhig, der Gegner wittert etwas und ist sehr auf der Hut. Trotz alledem wird er geworfen. Italiens Schauplatz zeigt ja jetzt ein wundervolles Kriegsbild. Herzlichen Gruß!

Euer Arthur.

¹⁾ Im Chaumewalde (vgl. Lebenslauf).

Fritz Alldicks

Kaufmann, Sohn des Lehrers A. Alldicks in Bürgersesh, geboren am 6. April 1896 in Nethen, Gemeinde Rastede, besuchte von Ostern 1909 bis Ostern 1911 die Oberrealschule in Oldenburg, trat dann in einem kaufmännischen Geschäft in die Lehre und wurde im Februar 1914 als Handlungsgehilfe bei der Zentralgenossenschaft in Oldenburg angestellt. In dieser Stellung blieb er, bis er im September 1915 als landsturmpflichtig zum Seeresdienst einberufen und dem 2. Rekrutendepot des Ersatz-Bataillons des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 zugeteilt wurde. Anfang Mai 1916 kam er ins Feldrekrutendepot der 19. Reserve-Division und machte mit dem Reserve-Inf.-Regt. Nr. 73 bis zum 2. Juli die Kämpfe bei Verdun mit. Vom 5. Juli bis 6. Oktober nahm er an den Stellungskämpfen in den Argonnen und vom 11. bis 23. Oktober an den heißen Kämpfen an der Somme teil. Er erlitt in der Nacht zum 24. Oktober 1916 bei Goudcourt durch Granatvolltreffer den Heldentod. Mit seinem Kameraden Wallheimer aus Oldenburg zusammen ist er dort zur letzten Ruhe bestattet.

Feldpostbriefe.

Westen, 20. 6. 1916.

Liebe Eltern!

Am Abend vor Pfingsten kamen wir nach vorne, um die 74er abzulösen. Am ersten Pfingsttag ging es noch, aber an den nächsten Tagen hatten wir schweres Artilleriefeuer und große Verluste. Das schöne Wetter der ersten Tage paßte uns nicht; denn wir hatten nichts zu trinken, und was das heißt, so heiße Tage ohne Trinkwasser auszuhalten, werdet Ihr Euch wohl denken können. Eines Nachts kam ein Regenschauer, und wir haben das Wasser mit der Zeltbahn aufgefangen und so unsern Durst gestillt. Auch die Lebensmittel waren knapp; denn es konnte nichts nach vorne geschafft werden. Daher freuten wir uns, daß gestern die Ablösung da war, und jetzt haben wir wenigstens einige Wochen Ruhe. Als wir in der vorletzten Nacht das heftige Artilleriefeuer hatten, war ich dreimal verschüttet und bin immer glücklich wieder herausgekommen, aber erst konnte ich nicht gehen; denn ich hatte allerlei auf den Puckel gekriegt. Die Verwundeten, die im Sanitätsunterstand waren, sind alle verschüttet, der Unterstand erhielt zwei Volltreffer, so ist keiner wieder herausgekommen.

4. 7. 16.

Nur drei Tage hatten wir in Ruhe gelegen, als das 3. Bataillon schon wieder alarmiert wurde, nachts um 3 Uhr mußten wir marschbereit stehen, rückten aber erst um 9 Uhr ab. Zunächst kamen wir in Reservestellung in der „Panzer-



Fritz Uddicks.



schlucht“, hielten dort 3 Tage aus und kamen dann ganz nach vorn, wurden aber schon am andern Abend wieder abgelöst. Wir rückten um 2 Uhr nachts ab, der Franzose feuerte wieder ganz angenehm, und das alles ging im Aufschritt vom Graben aus über einen Berg, dann durch die Abbanschlucht, die Totenschlucht, Panzerschlucht, Ritchenschlucht, die alle dauernd unter Feuer stehen. Ich war zufällig der letzte Mann in der Kompagnie, konnte nicht mehr mit und blieb schon auf dem ersten Berge liegen, 4 Stunden im Feuer, bis es hell wurde; dann bin ich weiter gelaufen und 6 Stunden später als die Kompagnie angekommen. Herzliche Grüße an alle!

Friß.



Franz Albrecht

Fähnrich, Sohn des Professors Dr. theol. und phil. R. Albrecht in Oldenburg, wurde am 2. 9. 1895 zu Wismar geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium in Oldenburg Ostern 1912 die Versetzung nach Obersekunda erlangt hatte, begab er sich abenteuerlustig nach Algerien, trat hier in die Fremdenlegion ein und erwarb sich die silberne Tapferkeitsmedaille mit der Spange *Bou-kroub* (Bericht über seine Abenteuer im Heimatskalender für die Insel Rügen, 1914, S. 81 ff.). Dann kehrte er in die Heimat und auf die Schule zurück und bestand am 7. August 1914 die Reifeprüfung an dem Großherzoglichen Marien-Gymnasium in Jever. Nachdem er ins Heer eingetreten war, war er zuerst mit einer Munitionskolonne im Osten, 1916 wurde er Fahnenjunker bei den Mindener Pionieren, Unteroffizier und Fähnrich. Als solcher fiel er am 6. Mai 1917 bei Cerny-en-Laonnaix und wurde noch während des Kampfes unmittelbar am Eingange des von ihm miterbauten La-Bovelle-Tunnels bestattet. Er war mit Leib und Seele Soldat, sein Kommandeur betont in seinem Nachrufe seine Pflichttreue, Tapferkeit und allgemeine Beliebtheit. „Er berechtigte zu den besten, schönsten Hoffnungen, als ein Held ist er für sein Vaterland gestorben.“ Aus seinem mit großer Gewissenhaftigkeit geführten Tagebuche werden im folgenden einige Proben gegeben.

Feldpostbriefe.

Im Westen 1916.

Am Nachmittage des 13. April wurde ich zum Führer des Drahtziehtrupps bestimmt, um auch diese Arbeit kennen zu lernen. Es ist eine der gefährlichsten Arbeiten und nur bei Nacht und dunklem Wetter zu verrichten. Dieser Trupp hat die Aufgabe, das elektrische wie das tote Hindernis instand zu halten. Die Gefahr liegt darin, daß man immer über Deckung gehn muß, um die spanischen Reiter vorzubringen und vor der ersten Linie an Stelle der zerschossenen die neuen einzubauen. In der nächsten Nacht um 1 Uhr gingen ein Fähnrich und ich in Stellung. Nachdem wir uns oberflächlich von dem Aussehen der Hindernisse überzeugt hatten, gingen wir in den Steinbruch 1 zurück, wohin ich um 3 Uhr meine vier Pioniere und eine Anzahl Infanteristen bestellt hatte. Letztere erschienen infolge eines Irrtums nicht, und so huckten die Pioniere allein zwei spanische Reiter auf, und wir gingen über Deckung. Das Wetter war günstig: pechrabenschwarze Nacht und Regen. Glücklicherweise hatten wir uns bis zur zweiten Linie vorgearbeitet und wollten gerade die Reiter hinüberwerfen, als der Franzmann uns gegenüber eine Leuchtkugel abschießt. Wir werfen uns platt auf den Bauch, und es dauert auch kaum eine Sekunde, da saust unmittelbar über uns hin ein fran-



Franz Albrecht.



zösischer Piefte und schlägt mit lautem Krachen etwa 100—150 m hinter uns ein. Im ersten Augenblicke dachte ich, es sei mit uns aus. Aber es erfolgten keine weiteren Schüsse, und so sprangen wir in den Graben zurück und begaben uns in die erste Linie. Hier kletterten Pionier Fritzer und ich über die Brustwehr und gingen das Hindernis einige hundert Meter ab, um die schadhaften Stellen festzustellen. Da nun aber dauernd Leuchtkugeln hochgingen und die Gegend taghell erleuchteten, auch das Wetter sich aufklärte, wurde das Arbeiten unmöglich, und wir beschlossen nach Hause zu gehn. In den nächsten Nächten arbeiteten wir fleißig, nur am Mittwoch, dem 19. April, hatten wir eine unangenehme Unterbrechung. Es war abends 8 Uhr, ich hatte mich auf den Weg zum Drahtziehen gemacht und befand mich im Annäherungsgraben dicht beim Steinbruch 1, als der Franzmann plötzlich einen Feuerüberfall machte, mit Minen und Artillerie zu schießen anfang und die Annäherungswege bestrich. Selbstverständlich machte ich mich jetzt aus dem Staube und lief wie ein Beseffener, um in den Steinbruch zu kommen. Nun kam dem Franzmann auch noch eine von uns ausgeschiedte Patrouille zu Gesichte, und Maschinengewehrfeuer setzte ein. Es sauste und piff mächtig um mich herum, überall schlugen die Kugeln ein. Natürlich lief ich immer schneller, und obwohl ich in Gefahr war, mußte ich plötzlich an die Schule denken und lachen, indem ich Schillers Wort: „Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß!“ im Tempo meines Laufens vor mich hin sang. Übrigens habe ich in solchen Augenblicken der Gefahr eigentlich nie Angst verspürt, sondern nur Ärger und Grimm, daß man nicht Gleiches mit Gleichem vergelten konnte. Ganz außer Atem erreichte ich endlich „den Tapferkeitsunterstand“, die Arbeitshöhle im Steinbruch. Diese war schon gerappelt voll, alles suchte hier Zuflucht vor dem wahnsinnigen französischen Feuer.

Nach einigen schönen Tagen herrschte Freitag, den 21. April, regnerisches Wetter. Um 9 Uhr abends bin ich im Steinbruch und melde mich beim Kompagnieführer. Gegen 10 Uhr wird es ziemlich dunkel, der Regen setzt aufs neue ein. Wir lassen von der Infanterie acht spanische Reiter über Deckung bis zur ersten Linie tragen. Dauernd müssen wir Halt machen, da der Franzmann eine Leuchtkugel nach der andern abschießt und die Gegend absucht. Um 11 Uhr 30 Minuten sind die Reiter endlich nach vorne gebracht, und die Infanteristen gehn nach Hause. Meine drei Pioniere und ich bauen die Reiter ein und verbinden sie miteinander. Um 1 Uhr sind wir wieder im Lager.

Sonabend, den 22. April, gehn wir abends 9 Uhr wieder in Stellung. Es ist heute sehr dunkel, so daß man kaum die Hand vor den Augen sehen kann, und so gelingt es uns wieder acht Reiter nach vorne zu bringen. Der Franzmann schießt verhältnismäßig wenig mit Leuchtkugeln, ich nehme an, daß auch er am Hindernis arbeitet, und beschließe mir die feindliche Stellung etwas näher anzusehen. Mit noch einem Pionier krieche und gehe ich weiter vorwärts, obwohl der

Weg sehr beschwerlich wird. Man fällt fortwährend in Granat- oder Minen-trichter und muß außerdem sehr vorsichtig sein, da vor der Deckung zahlreiche Blindgänger von französischen Flügelmienen liegen und man diese wegen der Explosionsgefahr nicht anstoßen darf. Ab und zu pfeift eine Kugel über uns hin. So kommen wir nahe an das französische Hindernis heran und hören, daß dort in der Tat gearbeitet wird. Nach einigen Minuten rücken die Leute ab, nur einer bleibt aus irgendeinem Grunde zurück und kommt uns ganz nahe. Plötzlich springen wir auf, packen ihn und ziehen ihn zurück. Er ist so bestürzt, daß er sich weder wehrt, noch irgendeinen Laut ausstößt, sondern ruhig folgt. Es ist genau 11 Uhr. Am nächsten Tage, es ist Ostersonntag, den 23. April, wird er verhört. Unter anderm sagt er aus, sie seien von Verdun gekommen und hätten dort schwere Verluste gehabt. Die Kompagnie sei 220 Mann stark, davon seien 150 Mann vom Jahrgang 1916. Die Truppen hätten immer noch Siegeszuversicht, doch werde der Krieg jetzt langweilig.

Im Osten 1916.

Dienstag, den 3. Oktober, fuhr ich mit einer Minenwerfer-Munitionskolonne bis zum Lager und marschierte weiter bis zum Lager der dritten Kompagnie, wo ich um 1 Uhr ankam. Der Empfang war nicht sehr nett, denn gleich nach dem Essen schoß der Russe mit Gasgranaten; wir hatten vier Gasranke.

Mittwoch, den 4. Oktober, herrschte während des Tages Schießerei. Am Abend ging ich zum Drahtziehen mit der zweiten Kompagnie. Oben auf Deckung vor dem ersten Graben lagen die Russen haufenweise, aber auch nicht wenige der Unseren. Da die Nacht dunkel ist, stolpere ich häufig über die Toten und falle über sie hinweg. Da meine Stiefel ziemlich zerrissen sind, ziehe ich einem toten Russen die seinen aus und nehme sie sofort in meinen Gebrauch. Sonst würde ich eine Leiche wohl kaum berührt haben, aber im Kriege wird man gegen solche Dinge unempfindlich und sehr egoistisch. Auch daß zwischen den Linien noch einzelne verwundete Russen schrien, die dort elend umkamen, störte uns nur zuerst, wir hatten dann an anderes zu denken.

Am Freitag, dem 6. Oktober, gehe ich um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends mit 14 Mann von der 3. und zwei Unteroffizieren und 8 Mann von der 2. Kompagnie wieder zum Drahtziehen. Der Russe ist kolossal unruhig, schlimmer als die vorhergehenden Tage; trotzdem verziehen wir 28 Rollen Harmonikadraht. Um 11 Uhr machen wir uns auf den Heimweg. Kurz nach 12 Uhr sind wir in dem Walde, der zwischen der Stellung und der zweiten Kompagnie liegt, als der Russe plötzlich mit Schrapnells die hier stehenden Batterien sucht. Ganz in unserer Nähe krepieren drei Stück. Entgegen meiner Mahnung, ruhig weiter zu marschieren, sagt Unteroffizier Frank von der 2. Kompagnie: „Laßt uns laufen, daß wir aus dem Feuerstrich herauskommen!“ Kaum sind wir 100 m weiter, da pläzt unmittelbar über uns in den Baumkronen ein Schrapnell. Ich kommandiere: „Hinwerfen!“ und dann: „Auf-

springen!" Das geschieht, und schon bin ich einige Schritte weiter gelaufen, da belehrt mich das Geschrei hinter mir, daß mehrere getroffen sind. Sofort kehre ich um, sehe verschiedene am Boden liegen und lasse sie durch die Leute, die bei mir geblieben sind, verbinden. Andere eilen zu dem etwa 200 m entfernten Verbandplatz der 419er Infanterie und holen Hilfe. Als das Schrapnell kreperte, hatte ich einen mächtigen Schlag an der linken Seite bei der Patronentasche verspürt, mir jedoch nichts dabei gedacht, obgleich es ziemlich schmerzte. Ich glaubte mich beim Hinwerfen gestoßen zu haben. Als auch ich zum Verbandplatz kam, fühlte ich mit der Hand über die schmerzende Stelle und hatte, als ich die Hand wieder hervorzog, diese voll Blut. Ich ziehe nun die Hose herunter, der Arzt besieht die Wunde und sagt zu mir: „Glück gehabt! Bauchdeckensteckschuß!" Ich wurde nun nach Jurawiec gebracht, hier wurde mir die Kugel herausgeschnitten, dann nach Makowicz, Turisk, Rowel, Brest-Litowsk und schließlich nach Strausberg bei Berlin. Am 15. Oktober erhielt ich das Eiserne Kreuz.



Otto Allmers

Landwirt, Sohn des Landwirts Wilhelm Allmers in Iffens, Gemeinde Stollhamm, geboren am 1. April 1885, besuchte die Oberrealschule zu Oldenburg und verließ sie aus der Obersekunda. Er wurde am 3. November 1914 zur Fahne einberufen und nach erfolgter Ausbildung dem Reserve-Infanterie-Regt. Nr. 79 überwiesen. Er nahm an dem Stellungskampf am Westabhang der Argonnen teil und wurde Ende Juni 1915 durch Granatsplitter leicht verwundet. In einem Lehrkursus für Offiziers-Aspiranten im Munsterlager zum Vizefeldwebel befördert, wurde er am 31. Januar 1916 dem Reserve-Inf.-Regt. Nr. 79 wieder überwiesen, das damals im Elsaß in Reserve lag, um bald darauf bei den um Verdun tobenden Kämpfen eingesetzt zu werden. Hier fand er den Heldentod. Als er bei dem Sturm auf das Fort Douaumont seinem Zuge voranstürmte, zerschmetterte ihm eine Kugel am 17. April den Unterschenkel. Am 11. Mai 1916 erlag er im Lazarett zu Montmedy seinen Verletzungen, und er wurde auf dem dortigen Militärfriedhof zur letzten Ruhe bestattet.

Feldpostbriefe.

Montcheutin, 15. 4. 1915.

Liebe Eltern! Wir liegen zwischen Reims und dem Argonnenwald. Hier sind bis jetzt noch keine Angriffe von den Franzosen erfolgt, diese Stellung soll 1870 auch nur gehalten worden sein. Unsere Reise hierher hat zwei Tage gedauert, es war eine wunderschöne Fahrt, die deutsche Bevölkerung war noch sehr begeistert, überall wurde uns zugewinkt, besonders im Ruhrgebiet von der arbeitenden Bevölkerung, nur durch diese Einigkeit können wir den Sieg davontragen. Sobald wir hinter Trier über die luxemburgische Grenze fuhren, wurde es anders, die Einwohner halten es anscheinend mehr mit den Franzosen; die Belgier scheinen sich in ihr Schicksal gefunden zu haben; die Landstürmer, die dort alles besetzt haben, kommen gut mit ihnen aus, auch in Frankreich ging es so. Wir sind über Sedan gefahren, auf dieser Strecke sahen wir die ersten Bilder vom Kriegsschauplatz. Verschiedene Dörfer waren in Brand geschossen, aber das Land auf Veranlassung der Deutschen bestellt. Je näher wir aber der Front kamen, desto mehr nahm die Verwüstung überhand, hinter Sedan stand das Getreide vom letzten Herbst noch auf dem Acker, vom Boden war fast nichts bestellt, die Dörfer waren zum Teil zerschossen und von ihren Bewohnern verlassen. Wir liegen jetzt bis Pfingsten in Ruhe. Abends gehen wir auf eine kleine Anhöhe, von wo aus wir die ganze Front übersehen können: überall Aufblitzen des Artilleriefeuers, die Leuchtkugeln erhellen den ganzen Kampfplatz, selbst das Gewehrfeuer ist deutlich hörbar, obgleich wir 20 km hinter der Front sind. Unser Dorf ist stark beschädigt,





Otto Allmers.



die Einwohner haben es verlassen müssen, es hausen hier bloß noch unsere Feldgrauen. Die Häuser hier zu Lande sind sehr primitiv, es sieht bald so aus, als hätten die Einwohner sie selbst aus Feldsteinen und Ton zusammengefügt. Auch die bewohnten Dörfer machen einen wenig freundlichen Eindruck, sie sehen recht ärmlich aus.

24. 5. 1915.

Wir haben bis jetzt wenig vom Kriege gemerkt, nur die Flieger und der Kanonendonner erinnern daran. Alle Augenblicke fallen ein paar Schüsse; vor einigen Tagen, als die Höhe von Villerupt für Tourbe gesprengt wurde, haben die Geschütze eine mächtige Kanonade entwickelt. Die Sprengung konnten wir gut sehen, eine starke Feuersäule stieg auf.

4. 6. 1915.

Hunger zu leiden brauchen wir hier nicht, die Soldaten, die auf Urlaub fahren, sehen wohl genährt aus. Außerdem haben wir bei der Armee des Kronprinzen noch eine Vergünstigung, es gibt nämlich jeden zweiten Tag mehrere Zigaretten und ein paar Zigarren.

23. 6. 1915.

Liebe Eltern! Wie Ihr wohl in den Zeitungen gelesen habt, hat hier in den letzten Tagen von unserer Seite ein Angriff stattgefunden. Die Stellungen etwas links von der unsrigen lagen zurück, und daher hatten wir immer Flankenfeuer. Außerdem lagen unsere Truppen in einer Niederung und die Franzosen auf einer Anhöhe davor. Also mußten dem Feinde seine Schützengräben entzogen werden. Am Sonntag früh um 3 Uhr setzten unsere Minenwerfer und unsere Artillerie ein und beschossen die Schützengräben und Artilleriestellungen der Feinde. Bald antworteten die Franzosen, und nun entspann sich ein gewaltiges Artilleriegefecht, das 5 Stunden dauerte. Um 8⁵⁰ war der Sturm angefohrt, der auch ohne große Verluste gelang. Unsere Minenwerfer und Steilfeuergeschütze hatten die feindlichen Gräben förmlich zugedeckt, die Franzosen ergaben sich, fast ohne zu schießen. Am Abend haben wir die eroberte Stellung besetzt und die Gräben gegen den Feind gehalten. Es ist wirklich bewundernswert, wie genau unsere Artillerie schießt, jeder Schuß ein Treffer, die feindlichen Gräben waren fast ganz zerstört.

25. 3. 1916.

Wir liegen in der Nähe des Forts Douaumont vor Verdun, die Artilleriekämpfe sind sehr heftig. Hinter der Front herrscht ein gewaltiger Trubel, überall Zeltlager, Munitionslager und Trains. Wie ein großer Bienenschwarm bewegt sich alles nach dem einen Punkt.

Herzliche Grüße Euer Otto.

Eberhard von Alten

Leutnant, Sohn des Polizeipräsidenten Kurt von Alten in Magdeburg, Enkel des Großherzoglichen Oberkammerherrn von Alten in Oldenburg¹⁾, geboren am 28. Oktober 1896 in Rassel, besuchte die Gymnasien in Schleswig und Magdeburg (Bismarckschule) bis Obersekunda. Von früh auf hatte er sich in allen Leibesübungen gekräftigt und war ein eifriger Teilnehmer des Sportklubs Viktoria, vor allem aber ein begeisterter Anhänger des Wandervogels, bei dem das frische, einfache Leben in Gottes freier Natur ihm wie seinen Freunden zusagte. Als der Krieg ausbrach, drängte es auch ihn zum Heere, und Anfang August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger, dann als Fahnenjunker bei dem Oldenburgischen Dragoner-Regt. Nr. 19 ein, dem seit 1866 so viele seines Namens angehörten. Am 30. März 1915 kam er nach 8 Monaten Ausbildung ins Feld nach Rußland zum Regiment, das er bei Janislawize nordwestlich Rawa in Polen traf. Den Anstrengungen des Feldzuges war er trotz der schlechten, engen Unterkünfte in den polnischen Hütten und oft recht geringen Verpflegung, der großen Anstrengungen bei Hitze, Schnee und Eis gewachsen, und nie haben seine Briefe eine Klage gebracht, nur immer Dank für die kleinen Sendungen, die die Heimat schicken konnte. Aber aus den Briefen sprach der Ernst des Mannes, die Freude am Kriegesleben, auch in schweren Zeiten der Not und Gefahr, wo er besonders sorgsam für seine Leute war, die mit Liebe und Vertrauen an dem jungen, aber tatkräftigen und besonnenen Vorgesetzten hingen. Im Juli 1915 wurde er bei einer erfolgreichen Patrouille über die Rawa im Handgemenge verwundet und kam nach Lodz ins Lazarett. Nach Hause wollte er nicht, da er fürchtete, er werde dann die Verbindung mit seinem Regiment verlieren. Bei seiner Rückkehr zur Truppe erhielt er als Fähnrich das Eiserne Kreuz und das Oldenburgische Friedrich-August-Kreuz. Er nahm dann an den Kämpfen vor Warschau und dem großen Ritt auf Minsk teil. Auf einer Patrouille vom Regiment abgekommen, rettete ihn sein Kindheitsfreund, der Dragoner Fritz Oppermann, indem er ihn nachts aufsuchte und mit seinen Leuten über die einzige freie Brücke zurückführte. Im November zum Offizier befördert, lag er dann lange zwischen Narocz- und Swir-See, von wo er im Februar zuletzt in der Heimat war. Freudig ging er wieder hinaus und kam mit seinem Maschinengewehrzug zu dem Kavallerie-Regiment von Alten, wo er die schweren russischen Angriffe im März abwehrte. In den Ruhetagen wurde sorgsam und eifrig Gartenbau und Landwirtschaft getrieben. Aber nur einmal konnte er sich an den Früchten seines Fleißes erfreuen. Dann ging es nach Süden, wo die Hilfe am nötigsten. Am 22. Juni 1916 traf er wieder bei den Oldenburger

¹⁾ Begründer und erster Vorsitzender des Oldenburger Vereins für Altertumskunde.





Eberhard v. Alten.



Dragonern ein. Ende Juli 1916 war er 14 Tage in der vordersten Stellung, einem von einem Maschinengewehrzug (Drag.-Rgt. Nr. 19) besetzten Stützpunkt am Stochod in Wolhynien, der schon am letzten Tage von 9½ Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit von drei russischen Batterien unter Feuer genommen war, dessen Heftigkeit sich zeitweise bis zum Trommelfeuer steigerte. Eine Nacht war er im Quartier, da erbot er sich, die Führung des Zuges, dessen Führer erkrankt war und abtransportiert werden mußte, im Kampf gegen schwere russische Infanterieangriffe wieder selbst zu übernehmen. Mit Worten der Anerkennung für diese Pflichttreue gestattete es der Regimentskommandeur. Kurz vorher hatte sich der Abschnittskommandeur überzeugt, „mit welcher Passion und Sorgsamkeit“ er seine Anordnung getroffen hatte. Als er abritt, sagte ein Freund zu ihm: „Du kannst auch nie genug bekommen“. Strahlend antwortete er: „Ach, Mensch, ich muß doch dabei sein“. So gingen sie mit dem Rufe „Heil und Sieg“ auseinander. Mit 6000 Granaten bewarfen die Russen die Stellung bis gegen 10 Uhr abends. In der Nacht vom 1. zum 2. August um 3 Uhr kamen die Horchposten zurück und meldeten den Angriff. Starke russische Kräfte, sibirische Schützen, die die Dragoner schon von der Rawka kannten und achteten, kamen mit Hurrageschrei im Scheine der Leuchtkugeln angestürmt. Die Maschinengewehre schossen glänzend, aber immer wieder drängten die Russen an und gelangten in einen trockenen Graben bis an die zerstörten Drahthindernisse. Die Gefahr wuchs, als ein Maschinengewehr eine Hemmung bekam. Da sprang Leutnant v. Alten in hellster Begeisterung, ein Beispiel den Seinen, auf einen Stuhl und, weil er hier nicht gut ausholen konnte, auf die Brüstung und schleuderte Granaten, bis ihn eine russische Gewehrkugel in das Herz traf und den schnellen Heldentod im freien Felde finden ließ, den er seinen Freunden als den schönsten bezeichnet hatte.

Mit drei Dragonern liegt er auf dem Friedhofe von Wolka unter einem Eichenkreuz, eine Reihe von Birken schließt die Gräber stimmungsvoll ab. Sein Kommandeur schrieb: „Er war ein vorzüglicher Offizier, still und zielbewußt seine Pflicht tuend, das hat er am Narocz-See, im Juli und jetzt bewiesen.“ Und ein anderer: „Das Regiment verliert einen seiner fähigsten jüngsten Offiziere, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ein lieber, guter Kamerad, den das ganze Regiment schätzte, und der von allen geachtet wurde als besonders forsch, schneidiger Soldat.“ Der Pfarrer, der ihn konfirmierte, schrieb: „Eberhard hat stets nicht viel vom vielen Reden gehalten, um so mehr hat er gehandelt. Das beweist sein Sterben für sein Vaterland, für uns andere. In meiner Erinnerung steht er als einer meiner liebsten und treuesten und reinsten Konfirmanden vor mir.“

Feldpostbriefe.

Sonntag [den 4. Juli 1915] sollten auf Befehl Patrouillen versuchen, Gefangene zu machen, da sich Truppenverschiebungen hinter der russischen Front



bemerkbar gemacht haben. Drei Dragoner, Müller, Heidkamp, Eßmann, und ich meldeten sich freiwillig dazu. Wir nahmen jeder zwei Diskus-Handgranaten und einen Revolver mit und ließen den Vizewachtmeister Albrecht und Dragoner Hellbusch hinter einem Wall jenseits der Rawka zur Deckung zurück. Ich war nachmittags 5 Uhr noch einmal bei dem weißen Hause gewesen und hatte ein frisch ausgeworfenes Postenloch entdeckt, in dem noch eine Feldflasche und ein Kommisbrot lag. Abends 8 Uhr gingen wir über die Rawka bei der Fabrik und bemerkten, daß der Fluß im Steigen war. Wir krochen hintereinander am Rande des Sumpfes entlang und ließen zwei Mann dem Posten dort gegenüber zurück, die die Senke beobachten sollten und uns warnen, falls Russen von hinten kamen. Wir überschritten den Rawkaarm in der Senke. Vorher wurden wir noch durch eigenes Maschinengewehrfeuer überrascht, das sich vor Dunkelheit auf das weiße Haus einschob. Wir ließen einen Mann (Müller) auf einem Seitenplatz zurück, um uns nach rechts zu decken, und legten uns drei Schritt hinter dem neu ausgeworfenen Postenloch in hohes Gestrüpp. Links von uns schossen sich deutsche und russische Maschinengewehre ein. Plötzlich wurde auch das weiße Haus 20 Schritte hinter uns von unserer Artillerie mit Schrapnells und Granaten beschossen. Links von uns in der russischen Stellung Hundegebell, so daß wir schon glaubten, wir wären von ihnen entdeckt worden. Gegen 10 Uhr erschien ein einzelner Russe auf der Bildfläche, der ohne uns zu bemerken etwa 10 Minuten an dem Busche nach rechts auf- und abging. Dann kamen auch von rechts zehn Russen vom weißen Hause; drei stiegen in das Postenloch, und sieben sind zwei Schritt von meinem Versteck nach links weitergegangen. Unsere Absicht war nun, diese 7 Russen vorbeizulassen und dann mit Gebrüll auf die 3 in dem Postenloch zu stürzen. Leider wurde dies vereitelt. Unser Posten auf dem Seitenplatz gab Schnellfeuer auf die 7 Russen aus dem Revolver und warf gleichzeitig eine Handgranate, deren Loch ich am nächsten Tage vorfand. Die Sache war übereilt; denn ich hatte abgemacht, daß ich meine Handgranate in das Postenloch werfen und daß wir auf dies Zeichen gleichzeitig auf die Posten stürzen wollten. Jetzt spielte sich alles fabelhaft schnell ab. Als Müllers Handgranate krepierete, sprang ich auf. In demselben Moment explodierte hinter mir eine russische Handgranate, die von dem Posten geworfen sein muß. Ich wurde durch Splitter an der rechten Backe, auf dem Kopf und hinter dem rechten Ohr und am rechten Bein unterhalb des Knies nur leicht verletzt, aber doch zu Boden geworfen. Durch dieselbe Granate ist der Dragoner Eßmann ziemlich erheblich an beiden Armen, besonders am linken verletzt worden. Ich sprang sogleich auf und bemerkte, daß mehrere Russen auf das weiße Haus zuliefen; zwischen die warf ich zwei Handgranaten. Jetzt stand ich deckungslos und wollte mit einem Satz in das Gebüsch am Abhang springen, stieß hier mit einem Russen ohne Gewehr zusammen und fiel mit ihm in den Flußarm, der sumpfig ist. Der Russe wollte nun den Abhang wieder hinauf-

krabbeln; ich schoß ihm dabei mit meinem Revolver 2—3 Kugeln aus nächster Nähe in den Rücken. Ich konnte hier nichts weiter unternehmen, denn erstens stand ich bis an die Hüften im Sumpfe, und dann explodierten über mir noch andere Handgranaten, so daß ich auch keine Neigung hatte, den Abhang wieder hinaufzuklettern, zumal man Freund und Feind in der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte. Schließlich fühlte ich jetzt einen Schmerz in meinem Kopfe und glaubte, daß mir eine Kugel hindurchgegangen wäre, weil ich hinterm Ohr und an der Backe blutete. Auch konnte ich rechts weder hören noch sehen, denn Blut und Schmutz war mir ins Auge geflogen. Ich hörte noch, wie die Russen Verstärkung aus dem weißen Hause bekamen, und daß die beiden Posten links davon aufsprangen und anfangen zu schießen. Ich sah, daß zwei Gestalten an dem Walle, wo Albrecht und Hellbusch lagen, entlang liefen, und dachte, „es wird Zeit, daß du aus dem Sumpfe kommst.“ Ich kroch am Abhang auf das Wehr zu, sprang über den Wall und sah, daß die Rawka unsere Brücke weggeschwemmt hatte. Also mußte ich bis zur Brust durch das Wasser gehen und war dabei durch die reißende Strömung ziemlich an das Wehr getrieben worden. Hier fand ich die anderen Teilnehmer wieder und bemerkte mit Freuden, daß der Dragoner Heydkamp ein Rüssengewehr mitgebracht hatte. Ich ging sofort zum Führer der Schützen, Oberleutnant v. Suckow, im Pfarrhause und meldete mich verwundet zurück. Ich wollte mich verbinden lassen, mußte noch etwas auf den Arzt warten und fühlte noch, daß ich keinen Schuß durch den Kopf, nur unzählige Splitter in die rechte Gesichtshälfte bekommen hatte. Der Dragoner Eßmann wurde zum Wald Woluczka geschickt, da seine Verletzungen schwerer waren. Ich ging in meinen Unterstand und konnte die Nacht nicht schlafen vor Schmerz und Aufregung.

5. Juli nachmittags.

Mit Albrecht zum Kampfplatz über das Wehr geklettert, dort 3 Mützen, eine davon wie eine Offizier- oder Unteroffiziermütze, in der drei russische Briefe waren; durch eine Mütze war ein Revolverschuß gegangen, und viele Blutspuren waren daran. Am Abhang in einem Postenloch war auch eine ziemliche Blutlache; das Kommißbrot, mein Taschentuch und eine Feldflasche gefunden. Auf dem Rückweg wurden wir etwas beschossen, ich rutschte aus auf dem Wehr und saß wieder bis zur Brust im Wasser. Am Abend 8 Uhr ging wieder eine Patrouille von der 2. und 4. Eskadron über die Rawka, und diesmal wurden zwei Mann von der 2. Eskadron an dem Fluß zurückgelassen. Albrecht ging mit zwei Mann links gegen die Postenlöcher vor, ich und drei Mann rechts. Wir trafen uns in der Mitte, wurden beschossen, gaben ein paar Salven ab und zogen uns zurück. Zweck der Sache war, nur festzustellen, ob die Russen noch dort waren in ihren Vorposten-Stellungen, weil Flieger Verschiebungen gemeldet hatten. Natürlich rutschte ich wieder bis zum Bauch in die Rawka.

2*

16. 8. 1915.

Ja, inzwischen bin ich schon in Warschau gewesen, wenn auch nur ein paar Stunden. Da aber fast niemand von meinem Regiment drin gewesen ist, werde ich um die paar Stunden fast beneidet. Das Regiment ist nämlich einige Kilometer südlich Warschau auf Pontonbrücken über die Weichsel gegangen. Ich hatte Gelegenheit, von der 84. Infanterie-Division, wo ich einige Zeit war, hinüber zu reiten. Man merkt in Warschau vom Kriege fast nichts. In den ersten Tagen schossen die Russen allerdings von Praga in die Straßen an der Weichsel, aber von großen Zerstörungen, des Königsschlosses usw. habe ich nichts gesehen. Am 9. August sind die Russen bereits aus Praga vertrieben worden. In Warschau bin ich vor das größte Kaffeehaus geritten, habe meine Pferde an einen Baum gebunden und mit meinen Dragonern dort Eisclasse und Kuchen gegessen.

1. 8. 1916.

Besten Dank für deine Karte aus Berlin und für die vielen Pakete, die ich jetzt erhalte, aber Urlaub kann ich jetzt beim besten Willen nicht bekommen. Wenn N. auch Amal Urlaub hatte, so bitte ich doch mich darin lieber nicht mit ihm zu vergleichen. Es scheint mir gerade in diesen Wochen äußerst notwendig, an alles andere als an Urlaub zu denken. Es ist schade, daß man in Deutschland so wenig davon zu merken scheint. Jetzt ist auch Leutnant Wille, der meinen Maschinengewehrzug führte, krank nach Deutschland gefahren, so daß ich vorläufig den Zug allein habe. Seit 3 Wochen etwa wird der Oberleutnant Graf Bernstorff am Maschinengewehr ausgebildet. Wenn seine Ausbildung zu Ende ist, wird er den Zug bekommen. Am Styr können wir leider nicht mehr sein, da diese Linie von den Österreichern aufgegeben wurde. Wir liegen jetzt am Stochodufer und zwar in kleinen Forts, da man wegen des Sumpfes keinen Schützengraben bauen konnte.





Georg Backenföhler.



Georg Backenföhler

Lehrer, Leutnant der Reserve, Inhaber des E. R. II. und Fr.-A.-R. II., Sohn des Postsekretärs Backenföhler in Varel, geboren am 9. Februar 1895 in Oldenburg, erlangte an der Realschule zu Varel die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, besuchte dann drei Jahre das Seminar in Oldenburg und wurde als Lehrer in Huntlosen angestellt. Nach Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger beim Inf.-Regt. 91 ein und wurde darauf in das Reserve-Inf.-Regt. 216 eingestellt. Er nahm an den Kämpfen gegen die Engländer bei Staden, Merkern und Bischoote teil und wurde am 22. Oktober 1914 durch Lungenschuß verwundet. Nachdem er 5 Monate im Lazarett behandelt worden war, wurde er gesund geschrieben und zum Ersatztruppenteil in Hamburg entlassen. Da hier Mannschaften zum Abmarsch ins Feld bereit standen, so stellte er sich freiwillig in Reih und Glied für einen Landwehrmann, um der Frau und sechs Kindern den Ernährer zu erhalten. So kam er zum Inf.-Regt. 135, das in den Argonnen südlich Varennes in Stellung lag. Am 22. April 1915 durch drei Granatsplitter wieder kampfunfähig gemacht, mußte er zu seinem Leidwesen wieder ins Lazarett. Zunächst kam er im Lazarettzug nach Ulm und später in das Reservelazarett in Varel. Nach 9 Monaten wiederhergestellt, meldete er sich beim Ersatzbataillon 135 in Düsseldorf und kam von hier aus zu seiner Ausbildung als Offizier ins Sennelager. Die Stellungskämpfe und Schlachten in den Argonnen und in der Champagne, insbesondere am Hochberg, brachten ihm die Beförderung zum Offizier, die am 5. Juli 1915 erfolgte. Von nun an fand er als Nachrichten- und Grabenbauoffizier Beschäftigung, bis er am 8. November 1917 den Heldentod fand. Nach der Aufbahrung in der Kirche von St. Morell südlich von Bouziers wurde er unter großer Beteiligung des Offizierkorps am 11. November auf dem dortigen Ehrenfriedhof feierlich beigesetzt. Sein Bataillonsführer schrieb an den Vater: „Unsere Trauer ist groß, jeder schätzte Ihren prächtigen, lebensmutigen Sohn wegen seiner menschlichen und soldatischen Eigenschaften. Er war ein Muster der Pflichterfüllung und starb als Held. Fast täglich saßen wir nach getaner Arbeit im Unterstand zusammen, sprachen von Zukunft und Heimat, immer hatte ich meine Freude an dem aufrechten, ehrlichen, klaren Charakter dieses feinfühligsten Kameraden, für den seine Leute durchs Feuer gingen.“

Feldpostbriefe.

Oktober 1914.

Liebe Eltern!

Jeden Morgen geben wir armen Schlucker der Verwunderung Ausdruck, daß wir noch leben. Rund um uns werden die Leute durch die feindliche Artillerie



dahingemäht. Unsere Kompagnie ist mit der 11. zusammengeworfen, besteht aber als 5. weiter. Von unserem Regiment sind noch 2 schwache Bataillone da, man sagt, 700 Mann. Wir verschanzen uns jetzt, um einem feindlichen Durchbruch zu wehren. Es muß eine fürchterliche Schlacht sein, die der Entscheidung entgegenwächst, 1½ Wochen wird schon gefochten, mit großer Zähigkeit unter großen Verlusten. Es heißt, daß der Feind umzingelt sei, doch erfahren wir ja nichts. Alle 24 Stunden wird die Kompagnie noch weiter ins Gelände hineingeschoben, das die Franzosen mit ihrem Höllensfeuer überschütten. Alle Tage müssen wir eine mehrstündige Kanonade ausstehen. Das ist immer ein besonderes Vergnügen, wenn in einer Entfernung von 1—2 m die Brandgranaten krepieren, wenn die Schrapnellkugeln und Splitter tausend und zischend über das Feld hageln. Aber das ist Krieg. Und dann die Verpflegung: vor 12 Tagen das letzte Brot, vor 4 der letzte Schluck Wasser. Mit der Zeit sind wir ziemlich abgehärtet und gleichgültig geworden.

Dienstag morgen.¹⁾

Wir mußten aus dem Graben heraus, vor uns lag ein Dorf, das sollten wir nehmen. Unter dem fürchterlichsten Geschützfeuer gingen wir in losen Schützengruppen vor, das Dorf nahmen wir; die Einwohner, die noch da waren und auf uns geschossen hatten, wurden sofort erschossen, die Häuser angesteckt. Die Kirche ist leer, der Hauptmann steigt mit 3 Leuten auf den Turm bis zur Höhe der Uhr und bringt dort ein dreifaches Hurra aus. Mit einem Male wird er beschossen, und zwar aus den Lufen, die ganz oben im Turm sind, und von einer Scheune aus; sie flammt bald darauf auf, ich reiße noch eine Tür auf, etwa 20 Stück Vieh stehen darin, ich will andere zu Hilfe rufen, aber die sind schon weiter gestürmt, da versuche ich mit meinem Taschenmesser die armen Tiere loszuschneiden, die Decke droht einzubrechen, ich muß hinaus. Bald darauf ziehen wir uns aus dem Dorfe zurück, unsere Artillerie beschießt das Dorf und den Turm. Wir durchsuchen noch die letzten Häuser, und dann geht es weiter. Überall haben wir englische Schützengräben, die einfach wunderbar gebaut und gesichert sind; sie haben auch Zeit zum Bauen, wir nicht. Auf dem Weitermarsche werden wir von allen Häusern aus beschossen, eine Stunde darauf steht alles in Flammen, das Feuer lodert zum Himmel und färbt ihn weithin blutrot. Wie wird den Menschen ums Herz sein, wenn sie bei ihrer Rückkehr nur noch die Asche ihres Eigentums vorfinden? Am folgenden Tage hatten wir unheimliches Artilleriefeuer, wir waren Reserve, und mancher blieb auf dem Platze. Am Donnerstag²⁾ sollten wir 216er angreifen, zu unserer Rechten standen die 215er; außerdem war das ganze Armeekorps mobil. Wir stürmten vor, die feindliche Infanterie,

¹⁾ 20. Oktober 1914.

²⁾ 22. 10. 1914.

die wir bisher kaum kennengelernt hatten, feuerte heftig, dazu sausten die Granaten und Schrapnells schrecklich um uns. Wir erreichten eine Anhöhe, die mit Rüben bestellt war, und mußten nun bergab auf den Feind losgehen. Darauf empfing uns ein wahnsinniges Feuer. Niemals regnet oder hagelt es so dick, wie hier die Kugeln uns umsausten. Dazu begannen die Geschütze wild auf uns zu feuern, und 6 Maschinengewehre bestrichen das Feld. Wie Frösche haben wir den Leib an den Boden gedrückt und das Gesicht in die Erde gepreßt. Um uns sauste und zischte der Tod. So unheimlich die Sache war, so unheimlich schnell stumpft man dagegen ab, es ist einem ziemlich gleichgültig, ob man eins abbekommt oder nicht. Man wünscht manchmal sogar, daß man eins wegstreift, damit die Geschichte aufhört. Ich habe, während wir in Deckung gepreßt waren, beinahe fest geschlafen, wir waren ja auch zu müde, in der ganzen Woche keine Nacht Schlaf. Aber „Vorwärts“ heißt es, der Major stürmt vor, der Oberst gleichfalls, die Leute mögen nicht so recht, da wird der Major wild: „Es soll alles vor!“ So springt alles im Sturm vor, obwohl es Wahnsinn ist, und da hat der Tod seine Ernte gehalten. Hier fällt einer lautlos zu Boden, dort schreit einer laut auf, stöhnend bricht der eine zusammen, der andere jammert und fleht um Hilfe, der eine flucht, der andere klagt, überall strömt das frischrote Blut auf den Rübenacker, alle drei Schritte Verletzte oder Tote. Aber es ist keine Zeit weiter — vorwärts! Das Seitengewehr pflanzt auf! Marsch, marsch! Wieder springt auf, wer noch kann, viele fallen im nächsten Augenblick wieder nieder. Der Major erhält einen Beinstreiffchuß, er schleppt sich kriechend weiter, vor den Hecken und Stacheldrahtzäunen häufen sich die Verwundeten und Toten. Wir kommen an ein Gebüsch, vor dem ziemlich tief mit hohen Ufern ein Bach fließt. Die Kugeln zischen, die Schrapnells sausen überall auseinander. Drum hinein! Bis an den Bauch stehen wir im Wasser. Der Oberst¹⁾ klimmt sofort am anderen Ufer wieder hoch, er zieht den Revolver, um auf den nahen Feind zu feuern, da sinkt er zurück in die Arme seines Hintermannes, legt sich auf die Seite und ist weg. Allmählich kommen mehr, wieder wird die Wehr erklommen, es wird gefeuert, eine Kugel schlägt auf ein Bajonett, prallt ab und geht einem in der Nähe Feuernden als Querschläger beim linken Auge in den Kopf, er fällt von oben in den Bach. Da haben wir den Angriff aufgegeben. Von 4—10 haben wir bis an den Bauch im Wasser gestanden, bekamen zuletzt noch Flankenfeuer von eigenen Truppen, und da sind wir in der Nacht, als der Feind schwieg, herausgeklettert. Das waren die Reste von 3 Regimentern, nicht der 3. Teil war da. Von unserem Regiment hatten wir im ganzen 2 Züge, von der Kompagnie noch etwa 20 Mann. Wir zogen auf ein brennendes Dorf zu, nachdem

¹⁾ von Grothe, „der ruhmreiche Kommandeur“, fiel im Sturm auf das Dorf Mangelare am 22. Oktober. Der Große Krieg in Einzeldarstellungen, Heft 10, S. 35.

wir vorher noch die in der Nähe liegenden verwundeten Kameraden zurecht gelegt hatten, zwei Seminaristen waren dabei, einer mit Querschläger im Bauch, der andere mit 4 Schüssen. In dem Dorfe war Stroh ausgebreitet worden, auf das wir die nächsten Verwundeten gebettet haben, ein schauerliches Bild inmitten des brennenden Dorfes. Kaum waren wir da, so begannen die Engländer ein mörderisches Feuer auf uns. Wir hatten ja keine Verschanzungen, drum im Sturm mit den Jägern zusammen auf das Pack los. Zwei Stunden haben wir gelegen, eine Zeit lang in einem Graben, während über uns sowohl deutsche als feindliche Kugeln pfißen. Es half aber nichts, wir mußten zurück, wir hatten ja keinen Führer mehr, wir gaben das Schlachtfeld, das wir so teuer erkaufte hatten, mit unseren verletzten Kameraden preis. Wir stießen auf das Regiment 211, dem schlossen wir uns an, aber am Morgen mußten wir abermals unsere Stellung räumen, dem Feuer vermochten wir nicht standzuhalten. Wären wir geblieben, so wären wir in Gefangenschaft geraten. Vollständig versprengt, sind wir in kleinen Haufen umhergeirrt, abends war wieder eine größere Zahl zusammen. Jetzt sollten wir wieder vor, wir haben englische Schützengräben gestürmt, einige Gefangene gemacht, aber weiter ging's auch nicht. Die Truppen, aus allen Regimentern zusammengewürfelt, hatten keinen Halt, wir irrten wieder einzeln umher, während das feindliche Fußvolk die Ebene bestrich. Auf dem Verbandplatz hatte sich inzwischen allerhand eingefunden. Wir hatten jetzt wohl alles zusammen, was noch da war, wir 216er konnten noch 3 Kompagnien zusammenbringen, jedes Bataillon eine Kompagnie, Offiziere gab es fast überhaupt nicht. Von unserem Regiment ist noch ein Hauptmann da und ein paar Offizierstellvertreter, alles andere ist dahin. Sonnabend morgen gingen wir unter ziemlichen Verlusten vor und haben uns jetzt 400 m vom Feinde notdürftig verschanzt. Es hat auch keiner Lust, etwas zu tun; wenn's trifft, dann trifft's, es ist ja doch einerlei. Gestern abend oder gestern nacht sind wir ganz unerwartet bombardiert worden. So etwas gibt es auf der Erde nicht wieder, die Granaten schlugen so zahlreich ein wie ein heftiges Gewehrfeuer. Die Erde hat gezittert wie die Blätter eines Baumes im Winde. Zweige und Sand regneten auf uns herab, wir waren fast betäubt von den Explosionsgasen. Es war unheimlich. Da haben wir nun wieder Sonntag, ein herrlicher Herbsttag, die Sonne scheint so strahlend auf die Erde wie sonst an schönen Friedenstag. Und da liegen wir als Posten im Schützengraben, in dem wir wohl für immer bleiben werden; denn auf Entsatz können wir nicht rechnen. Wenn der Feind will, dann sind wir in jedem Augenblick kaputt. Vorigen Sonntag haben wir das letzte Brot erhalten, Montag den letzten Kaffee, wir leben von Rüben und Obst, sonst gibt es nicht viel, meistens bekommen wir auch kein Wasser, Waschen ist ein Luxus, den man nur dem Namen nach kennt. Na, wir halten's aber schon noch aus, soweit wir aushalten müssen. Und wenn's

dann nächstens heißt: in's Gras zu heißen, dann ist nichts daran zu ändern. Das ist ja Krieg. So, nun zum Schluß herzliche Grüße an alle, und lebt wohl.

Georg.

25. 10. 1914. Sonntag.

Den Krieg kennen wir, die wir hier im Kampfe stehen, nur wir, und es ist gut, daß ihn nicht alle Menschen kennen, nicht zu kennen brauchen, sie würden den Jammer, das Grauenhafte, den Schrecken und das Scheußliche wohl kaum ertragen. Man möchte manchmal schreien, wenn man denkt, wie gebildete Völker aufeinander losgehen. Wenn es nur eine Sünde gibt, so heißt sie Krieg. Was wir in der letzten Nacht durchgemacht haben, das ist kein Krieg mehr, so fürchterlich kann selbst die Hölle nicht sein, und es ist ein Wunder, daß man kaum begreifen kann, daß ich noch nicht gefallen bin. Doch der nächste Tag kann ja bringen, was heute nicht kommt, und deshalb schreibe ich jetzt noch.

1. 11. 1914. Sonntag.

Man spricht von Höllenmusik; wenn die Granaten und Schrapnells die nicht machen, dann gibt es keine. Ganz in der Ferne, inmitten dieses häßlichen und scheußlichen Kriegsgetöses höre ich gerade friedlich wie sonst die Glocke eines Turmes läuten; der Friede mitten im Kriege. Es ist also doch wohl schon Sonntag. —

30. 10. 14.

Liebe Eltern!

Heute morgen habe ich einen Schuß in den Rücken bekommen. Wie schlimm die Sache ist, und wohin ich gebracht werde, kann ich nicht schreiben. Lebt wohl!

Somburg, 29. 3. 15.

Schickt nur nicht übermäßig viel. Ich komme mit ganz wenigem aus, kann alles vertragen, und eine hübsche Blume ist mir oft lieber als irgend etwas, was dem Schnabel so wohltut. Außerdem muß doch der Unterschied zwischen Krieg und Frieden gewahrt bleiben. Wenn den Soldaten nichts fehlt, dann haben sie auch kein positives Interesse daran, daß der Krieg aufhört. Zu Hause da kann man stöhnen und schmollen, draußen nimmt man Gutes und Unangenehmes ohne Grübeln so hin, wie es das Schicksal will. Heute hungern wir, morgen leben wir im Überfluß, bald geben wir für das Leben keinen Heller mehr, bald liegen wir friedlich in unsern Löchern, so behaglich wie zu andern Zeiten im Sofa. Das ist Abwechslung, keine so tötende Gleichmäßigkeit. Wie eine Welle so flutet das Leben dahin, und das muß frisch erhalten. Leicht gelebt und leicht gestorben! Und wem es nicht vergönnt ist, leicht und spielend sein Leben zu leben, wer vielmehr mit straffer Charakterfestigkeit das Leben in die gewollten

Bahnen zwingt, der wird es doch auch fertig bringen, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es gar nichts Besonderes ist, wenn er quittiert. Dann ist doch nichts daran zu machen, man sagt sich einfach: So, jetzt sieht die Sache so aus! Wehklagen nützt nichts, die zerschossenen Knochen haben nichts davon. Ich wehre mich gegen alles, ich habe eine Wut gegen alles, was meine Freiheit einengt, aber in diesem Falle soll man nicht nutzlos seine Kraft vergeuden bei dem Versuch, das Geschehene ungeschehen zu machen, man muß die Vernunft zu ihrem Rechte kommen lassen und das Schwert einstecken.

Champy-bas, 6. 4. 15.

Durch einen glücklichen Zufall gehörte ich mit zu den Leuten, die am 2. Oftertage in Stenay die Kaiserparade mitmachen sollten, 60 Mann von der ganzen starken Kompagnie. Wir sind nach längerem Marsch nicht mehr weit vom Bahnhof Stenay, dann geht's los, alle 10 m ein Doppelposten. Wir kommen wieder über die Maas, deren grüne Fluten über das Geröll der zerstörten Brücke dahinrauschen. Bald kommen wir in die eigentlich wenig beschädigte Stadt, die ganz von Verwaltungskommandos besetzt ist. Die Franzosen sind da, es wimmelt auch von gefangenen Franzosen, die unter Führung von Geistlichen und militärischer Bewachung sich mit Straßenreinigung belustigen. Nun kommt die Hauptsache. Erst noch große Übung im Stillstehen und Vorbeimarsch beim Obersten, dann geht's auf die alten Plätze und — warten — warten — warten. Mit einem Male: Stillgestanden! Augen rechts! Alles steht wie Stein, von vorne hört man Gruß und Gegengruß. Näher kommt es, und dann ist er da, der Kaiser in einfachem Anzuge, rechts die stattliche hohe Gestalt des Kronprinzen mit der hohen Pelzmütze mit großer roter Zunge. „Morgen, Kameraden,“ kurz, mit klarer Stimme werden die Worte herausgebracht, donnernd ertönt der Gegengruß, dann war's vorbei. Das also war der große Mann, auf den sich so viele, viele tausend Menschenherzen vertrauensvoll verlassen, der große ernste Mann mit den eisernen Zügen, den blizenden, scharfen Augen. Während man noch steht — Bum, bum! — Nicht lange und die Beine fliegen, sie fliegen; je näher man kommt, desto weniger hört und sieht man. Nie ist man mehr Soldat. Dann gleitet ein glühender, prüfender Blick aus fast finsternen grauen Augen an uns vorbei, wir sind vorüber.

Chatel, 23. 4. 1915.

Wie in Erfüllung einer Ahnung bin ich nun wieder verwundet worden: zwei Minensplitter ins Kreuz!

Düsseldorf, 13. 9. 1916.

Daß es diesmal nach Fleury geht, was dasselbe bedeutet wie die Somme, das ist ein persönliches Pech, doch an jenen Stellen braucht man auch Leute;



wer das ist, das ist ganz gleich, alle müssen jetzt heran, alle; denn — das fürchte ich — es setzt ein bitterer Ernst ein. Es ist jetzt ja schon ein ganz anderer Geist, der den Krieg erfüllt. Die Begeisterung, die 1914 die Truppen stürmisch in den Kampf und in den Sieg führte, die hat sich ausgelebt. Sie ist gestorben mit den Kriegern, die sie beseelte. Man merkt es an dem Geist der Soldaten, daß die Triebkraft, dieser überquellende und nach Betätigung suchende Patriotismus, fehlt; sie haben kein Leben, keinen Mut, kein Feuer mehr, die Freude am Siege sogar erlahmt, weil die lange, unausgesetzte Anstrengung die Kräfte erschaffen läßt. Und doch muß irgend etwas da sein, was ihnen die Kraft gibt, den Kriegsschrecken zu widerstehen, aber leider fehlt es häufig. Ich merke es an mir selbst. Keinem werde ich auf die Nase binden, daß mich die allgemeine Begeisterung für den Krieg wieder hinausbegleitet. Damit ist es vorbei, dem Trommelfeuer, den Sprengungen, Minenangriffen und Handgranatenkämpfen halten keine Nerven mehr stand, da redet nur ein Wahnsinniger von Begeisterung. Aber da setzt eben etwas anderes ein, was mich gerne wieder hinausgehen läßt, und das ist das, was viele nicht kennen: die Pflicht. Es muß gekämpft werden, und dieses Muß wird jetzt so hart zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorgepreßt, wie noch niemals in unserer Geschichte. Es geht jetzt nicht nur um unsere Macht, es geht um mehr, um unsere Existenz, um die Existenz eines jeden Beamten, aller selbständigen Leute. Alles wäre vorbei, würden wir wirklich ohnmächtig zu Boden gestreckt. Und dann geht es um die Ehre des Reiches. Uns klopft noch immer das Herz stürmisch in der Brust, wenn wir von den Kriegen und Siegen unserer Vorfahren hören, und wir sollen dereinst von uns erzählen lassen, daß wir es nicht fertig brachten, uns die fremden Kanaißen vom Halse zu halten? Das geht nicht, wir müssen, müssen durchhalten, müssen siegen. Das Wort unseres Obersten¹⁾ bei den 216ern gehört auch wieder hierher: „Es ist nicht nötig, daß wir leben, wohl aber, daß wir siegen!“ Vom Siege hängt nicht nur unser, sondern das Schicksal aller kommenden Generationen ab. Und das ist ein anderer Punkt, der mich wieder hinausbringt. Man will ein ehrenhafter Mensch sein, will mit Stolz bekennen können, daß man ein Deutscher ist. Dann soll man auch was dafür tun. Jetzt gilt es, alle Kraft zusammenzufassen und die Angst vor dem bißchen Sterben zu verscheuchen. Es war doch selbstverständlich ausgeschlossen, daß ich irgend einen Druckposten bezog, bevor ich wieder draußen war. Ich denke an einen, der sich in die Sicherheit Wilhelmshavens zurückzog. Das erschien mir als Feigheit, und ich halte es denn doch lieber mit den Alten, die ihre Söhne lieber auf dem Schild als ohne Schild aus dem Kampfe zurückkommen sahen. Hoffentlich gelingt es dem Deutschen Reich, trotz aller Stürme, sich in dem wilden Ringen zu behaupten,

¹⁾ von Grothe, vgl. S. 24.

daß dereinst von uns, die wir heute mit der Waffe dastehen, gesagt werden kann: auch sie waren ihrer Väter wert.

Archiet le Petit, 25. 12. 1916.

Aus den Briefen und allem, was ich in der letzten Zeit, der Weihnachtszeit, die man sich ja kaum fern von daheim denken kann, erhalten habe, ist soviel Liebes, Trautes und Heimisches auf mich eingestürmt, daß mir ganz eigen zu Mute ist, und ich habe dann erst recht gefühlt, wie tief der Krieg doch auch in unser Zusammenleben eingeschnitten hat. Im ersten Augenblick möchte man da alles in die Ecke werfen und allen Mut und Willen zum Aushalten fallen lassen, so gleichgültig ist einem alles, weil man herausgerissen ist aus dem Kreise, in dem allein man glücklich leben und sich wohl fühlen kann. Doppelt öde und grau erscheint einem alles, jede Entbehrung wird fühlbar, das Unwirkliche, Unheimische, Häßliche, Schmutzige, Gemeine und Grausame, das man überall sieht und fühlt, widert einen an, stößt einen ab; denn vor den Augen des Geistes ziehen die Bilder vorüber von dem, was man daheim weiß. Doch dann wird's auch wieder anders. Wenn ich an Euch Lieben denke, dann bin ich doch glücklich, daß wenigstens Ihr nicht unmittelbar mit dem Kriege und seinen Schrecknissen in Berührung kommt, und es ergreift mich wie Stolz, daß ich für das Heim und den Herd, an dem ich glückliche Jahre verträumt habe, eintreten kann; denn es muß doch jedes Haus beitragen zum Schutze des Vaterlandes, ohne das niemand leben kann und mag und will. Und nur so wird man sich so recht wohl fühlen im trauten Kreise der Seinen, wenn einem die Rückkehr, von der man oft und gerade in den Weihnachtstagen in stillen Stunden träumt, besichert werden sollte. Damit rechnet man, diese Hoffnung, die einem überhaupt den ganzen Halt gibt, läßt man nicht sinken, an ein anderes denkt man gar nicht, man muß ja doch wieder heim. Wenn einmal die Kriegswellen über einem zusammenschlagen und man glaubt, untergehen oder zusammenbrechen zu müssen, dann hält einen immer wieder der Gedanke an daheim aufrecht, und das Bewußtsein, daß Eure Gedanken zu mir herüberkommen und mich aufsuchen. Und umgekehrt ist es auch. Während das Feuer der Batterien den Boden zittern läßt und von der Erschütterung überall irgend welche Gegenstände klirren, während man jeden Augenblick unwillkürlich aufmerkt auf die schweren Granaten, die gerade jetzt auf das Nest herabhageln und ich ohne jede Deckung in einer der wenigen noch wohnbaren Stuben sitze, während die meisten der anderen in die Stollen gezogen sind, fliegen meine Gedanken zu Euch hinüber. Das fällt ihnen leichter, als wenn Ihr mich besuchen wollt; denn mir ist der Weg zu Euch ja bekannt, und wie alte Bekannte grüßen mich Eure Augen, die Stube mit dem Tannenbaum an gewohnter Stelle mit seinem lieben bekannten Schmuck, die Straßen grüßen, die Stadt im Nebel und Dämmerlicht des Dezemberabends und das ganze liebe Land der Heimat. Ihr sucht ja nur mich in der Ferne; und daß

Ihr vieles andere nicht seht, das ist nur gut. Vielleicht kann ich Euch in späteren Friedenszeiten, wenn wir im Abenddämmerlicht, wie sonst so oft in der Stube zusammensitzen, von diesen Tagen erzählen.

26. 5. 1917.

Meine lieben Eltern!

Ihr habt aus dem Bericht vom 21. gelesen, daß bei uns am 20. der Franzmann angriff. Mehr des Grauens läßt sich nicht denken. Ich bediente zunächst das Maschinengewehr und habe in die dichten Massen von der Flanke gefeuert. Mehr als 50 Tote lagen am folgenden Tage noch da. Dann kam der Feind in den Graben und rollte uns auf. Mit 4 Mann, die wie ich von der 3. Kompagnie gekommen waren, haben wir uns verteidigt und ihn zurückgeworfen. Von 72 Mann waren abends noch 22 da, als einziger Führer ich. Jetzt bin ich wieder unten, bin nicht verwundet, von den Quetschungen und Beulen abgesehen, aber ich bin innerlich ganz kaputt, und möchte mich am liebsten krank melden. Aber das geht nicht, ich bin jetzt Vize und kann vielleicht in 6 Wochen Leutnant sein.

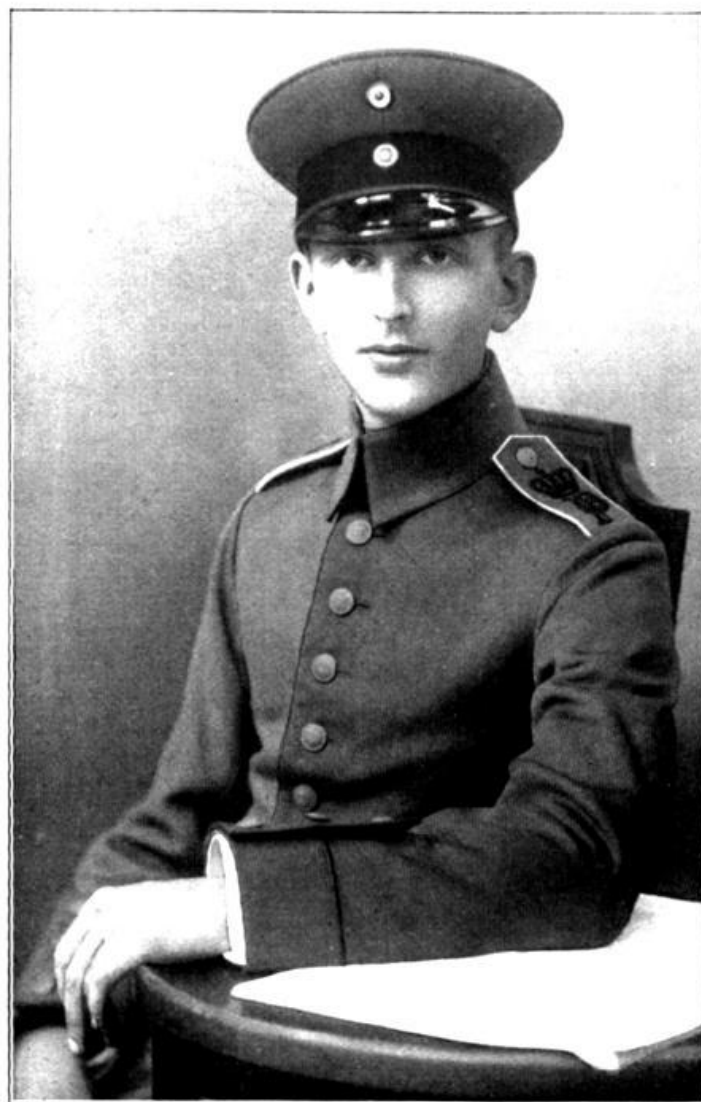
Höhlenburg, 16./17. 9. 17.

Liebe Eltern!

Jetzt stehe ich schon wieder mitten drin im einförmigen Getriebe des ereignislosen Stellungskrieges. Fast täglich eine Sprengung, sonst nur noch kurze Feuerüberfälle, das ist alles, und man nimmt dergleichen mit solcher Selbstverständlichkeit und solchem Gleichmut entgegen, als man sonst wohl ein Stück Brot nach dem andern in den Rachen schiebt und ohne besondere Gedanken zer kaut und verdaut. Dienst mache ich eigentlich nur allnächtlich 3 Stunden. Zunächst hat man meist sternenklare tiefe Nacht, dann kommen aber die dichten Nebel langsam den Berg hinaufgekrochen und ziehen gespensterartig durch Gräben und Sprengtrichter. Dann blißen Leuchtkugeln auf; es gilt, in den kurzen, hellen Augenblicken gespannt auszuschaun. Darauf ist wieder alles dunkle Nacht! Wenn die Arbeitstrupps ihre Arbeit erledigt haben, herrscht tiefe Ruhe. Schwach sieht man nur aus Richtung Verdun das Aufblitzen der Geschütze. Aber man hört nichts, nur den eigenen Schritt im Graben oder den eigenen Atem oder von der anderen Seite den Anruf eines französischen Postens, dem die kalte Nacht nicht behagen mag. Vor ein paar Nächten war es allerdings auf der anderen Seite des Sprengtrichters ziemlich lebhaft. Die Schangel mußten auch schanzen; und weil sie das ärgerte, schimpften sie unverschämt laut. Dem machte ich ein Ende. Obwohl es sonst hier Brauch ist, daß nicht mit der Flinte geschossen wird, wenn wir einen Franzmann oder der Franzmann einen von uns sieht, so konnte ich mir doch nicht helfen, eingedenk des Umstandes, daß ich schon zweimal mit blutendem Fell abziehen mußte. Man konnte sehr gut die Umrisse einzelner Kerle sehen, die die Schießscharten umbauten. Den ersten besten nahm ich mir vor — pättsch!

— Dann war es drüben die ganze Nacht ruhig. Wir haben hier sehr gute Vorrichtungen, die selbst in dunkler Nacht ein sicheres Schießen ermöglichen. Es wird ein Leuchtkorn auf die Flinte gesteckt und dazu ein Leuchtwisier. Damit gibt es auf 200 m Fleckschuß, und auf nähere Entfernung kann man für den Schuß garantieren, wenn man nur ganz schwach die Umrisse der Brustscheibe oder des Schanzelkopfes sieht. Eine andere Neuerung, die eingeführt wird, sind die Panzer, die Brust und Leib gegen Splitter und Kugeln mit geringer Durchschlagskraft schützen. Jeder Mann wird so ein Ding bekommen. Wenn man das sieht, dann weiß man doch gleich, wo die Geldmassen, die die Kriegsanleihen zusammenbringen, bleiben, und die Leute müssen auch allmählich zu der Einsicht kommen, daß alles nur irgend mögliche vom Reich getan wird, um sie zu schützen und ihnen den Krieg bis zu einem gewissen Grade erträglich zu machen. Ich hoffe, daß es Euch allen recht gut geht, und bleibe mit vielen herzlichen Grüßen
Euer Georg.





Hermann Viebel.



Hermann Viebel

Sohn des Lokomotivführers Viebel in Oldenburg, geboren am 9. Januar 1897 in Oldenburg, legte nach fast sechsjährigem Besuche des Großherzoglichen Seminars Mitte Juli 1916 die Notprüfung ab und wurde am 2. August 1916 zum Infanterie-Regiment Nr. 91 eingezogen. Er kam bereits am 29. September an die Ostfront nach Wolhynien, wo er an den Kämpfen bei Lubyk teilnahm. Schon Mitte November rückte er zum westlichen Kriegsschauplatz ab. Dort hat er die heißen Kämpfe in der Champagne, besonders bei Ripont, mitgemacht. Durch Schlamm und Wasser wattend, verlor er seine Fußbekleidung, aber immer vorwärts ging es, und daher zog er sich eine schwere Erkältung zu, die durch die große Kälte des Winters 1916/17 sich zu einer heftigen Lungenentzündung entwickelte. Dieser Krankheit erlag er trotz der aufopferungsvollen Pflege des Sanitätspersonals am 30. März 1917. Als begeisterter Vaterlandsverehrer ist er hinausgezogen, und er hat, wie seine Kameraden berichteten, die fürchterlichsten Strapazen, die eben der Infanterist zu ertragen hatte, freudig auf sich genommen, des Sieges deutschen Geistes gewiß. Auf dem Ehrenfriedhofe bei Reims ist er zur Ruhe gebettet worden. Nach der Heimat, die er über alles liebte, überführt, ruht er seit dem 2. November 1917 auf dem Gertrudensfriedhofe zu Oldenburg. Mit seiner stillen Treue und seiner Liebe zu den Kindern hätte er mit großem Segen in der Volksschule des Heimatlandes die Jugend geführt.

Feldpostbriefe.

29. 9. 1916.

Liebe Eltern und lieber Bruder!

Goeben fahren wir über die Weserbrücke, da habe ich noch mal den wunderschönen Blick auf die Kirche Bremens genossen.

Warschau, 1. 10. 16.

Jetzt fahren wir schon zwei Tage und Nächte in einem fort. In der vorigen Nacht hat es stark gefroren, heute früh war alles bereift. Heute ist ein wunderschöner Sonntagmorgen, die Sonne scheint geradezu heiß, dabei ist aber die Luft kühl, so daß wir in unserem Abteil die Wolldecken umgehängt haben. Die Gegend um Warschau ist öde und traurig, überall sieht man zerschossene Häuser, die Bahnhöfe sind Trümmerhaufen, man kann noch deutlich sehen, wo die Granaten eingeschlagen sind. Auch die Schützengräben, Sprengtrichter und Drahtverhaue sind noch vorhanden. Wohin wir kommen, laufen Frauen und Kinder an die Bahn, um Obst und dergleichen zu verkaufen.



Wolhynien, 3. 10. 16.

Bis jetzt sind schon sovieler Eindrücke auf mich eingedrungen, daß ich mehr Zeit haben muß, alles mitzuteilen. Beim Regiment 91 sind wir geblieben. Die Verpflegung ist hier gut, wir erhalten Brot, Kaffee, Wein; denn Wasser gibt es in der ganzen Umgegend nicht. Das ist die größte Not, daß man sein Kochgeschirr nicht waschen kann; Gesicht und Hände zu waschen, ist Luxus hier. Die Gegend ist sehr öde, überall zerschossene Häuser, ganze Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt, dazwischen liegen die Massengräber, in der ganzen Umgegend gibt es kein Tier, keinen Vogel mehr. An Dich, liebe Mutter, habe ich oft gedacht, ich fürchte, daß Du denkst, jetzt noch mehr arbeiten zu müssen als sonst. Das ist gewiß falsch. Es täte mir wohl, wenn ich wüßte, daß Du Dich schonest, Du hast es wirklich um uns verdient. Geh' doch öfter spazieren oder mit Heinrich ins Theater, das ja jetzt wieder eröffnet sein wird. Nicht wahr, lieber Bruder, Du versprichst es mir, mit Mutterchen mal auszugehen, etwa nach dem schönen Cäcilienplatz hinter dem Theater oder zum Schloßgarten. Erst jetzt kommt einem zum Bewußtsein, wie schön unsere kleine Residenz ist.

Wolhynien, 8. 10. 16.

Warschau liegt, wie alle russischen Städte und Dörfer, weithingestreckt. Schade, daß ein Teil der Stadt in Trümmerhaufen verwandelt ist, und daß die frühere Großstadt wie erstorben ist. Schon aus weiter Ferne sieht man die vielen Kirchen mit ihren Kuppeln in strahlendem Gold. Jedes kleine russische Dorf hat seine Kirche, die immer reich ausgeschmückt ist, so schäbig und dreckig sind die russischen Katen und die Russen selbst. Die Bevölkerung wird hier sehr in Schutz genommen, viel mehr als sie es eigentlich verdient. Überhaupt sind die Zustände hinter der Front nach deutscher Art geordnet, sogar unser Unterstand muß so sauber sein wie nur möglich, jeden Tag wird er ausgefegt. Hier gibt es mitunter manchen Alk; heute kam ein zerlumpter Russe, ein Panje, zu uns, weil ihm, wie er sagte, Holz gestohlen sei, den Kerl hätten Ihr sehen sollen: die Füße in Säcke eingewickelt, das ganze Gesicht nur Bart. In der freien Zeit denke ich immer an Euch, es kommt mir manchmal fast vor, als ob ich nicht weit von Hause entfernt bin. Insbesondere ist es mir eine große Freude, wenn die Post verteilt wird, einen ausführlichen, lieben Brief von meinem Bruder zu erhalten, mit dem ich so ganz im Denken und Fühlen eins bin. Die Erde ist so unendlich groß für den Denkenden und Beobachtenden und doch so klein für den Fühlenden und Liebenden.

Rußland, 15. 10. 16.

Wunderschön sind die Dämmerungserscheinungen hier, der Himmel beginnt sich abends tiefblau zu färben, durch das Blau ziehen sich intensiv rote Streifen, die schönsten Gegensätze in der Farbe hat man hier nebeneinander. Ich glaube

nicht, daß der Himmel bei uns daheim so klar und durchsichtig ist wie hier . . . Ihr wißt gar nicht, wie wohl es einem tut, wenn man Liebe daheim hat, die stets an uns denken und für uns sorgen. Die kleinen schönen Blümchen aus unserem Studierstübchen sind fast frisch übergekommen, ich habe sie in meine Brieftasche gelegt.

Auf der Reise, 12. 11. 16.

In ein paar Stunden kommen wir an den Rhein. Es berührt einen eigenartig, so plötzlich von dem dreißigen, verlausten Rußland an den schönsten Ort Deutschlands versetzt zu sein, wo man vom Kriege gar nichts spürt. Man kann sich gar nicht an die Ruhe gewöhnen, wo man schon wochenlang nur Kanonendonner gehört hat. Augenblicklich hält der Zug in Hagen in Westfalen. Die Sonntagsglocken läuten gerade von der Stadt herüber, keiner von uns hätte sonst gewußt, daß Sonntag ist. Ich liege in einem Viehwagen bei den Pferden, man hat sich schon an alles gewöhnt. Ihr müßtet mich nur einmal so sehen, Ihr würdet gewiß Augen machen, verlaust und verdreht sind wir alle. Ich freue mich, unsere schönsten deutschen Gaue wiederzusehen, die alle noch so friedlich daliegen. Heute abend kommen wir nach Koblenz.

Frankreich, 19. 11. 16.

Deine Furcht, lieber Bruder, vor dem Verblöden ist berechtigt. Heute gerade ist angeordnet worden, daß in den Quartieren gesungen werden soll, damit die Leute nicht wunderlich werden. Spaß muß sein. Alles hat seine Zeit, auch der Stumpf Sinn.

26. 11. 16.

Ich habe von einem Franzosen ein Pfund Speck gekauft und noch an demselben Abend ausgebraten und aufgeessen. Aufheben darf man hier nämlich nichts, sonst wird's gestohlen. Wenn man nur öfter so etwas kaufen könnte. Den Leuten ist es jedoch streng verboten, etwas zu verkaufen, alles müssen sie an die Kommandantur abliefern, d. h. mit Ausnahme von dem, was sie von Amerika bekommen, und das ist beträchtlich viel, wie mir ein Franzose sagte, und wie ich selbst gesehen habe. Die Leute sitzen fast auf Mehlsäcken und leiden nicht im mindesten Not. Zu Großherzogs Geburtstag fand auch eine kleine Feierlichkeit auf dem Felde statt. Unsere 91er Kapelle war auch da, sie spielte die schönen Lieder: „Wir treten mit Beten“ und Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“ Ihr könnt Euch denken, wie bei den Klängen der Kapelle meine Gedanken ganz bei Euch waren.

30. 11. 16.

Gerade auf Posten schweifen die Gedanken von einem zum anderen, heute abend bin ich auf Feuerwache. Ich lese mir gerade, lieber Bruder, den Text zu Deiner Veröffentlichung von der Wernerskapelle durch. Wie schön ist doch solch'



ein Arbeiten! Wer krank geschrieben werden will, muß schon halbtot sein. Das muß allerdings ja sein, wegen der Konsequenzen; es tut einem gut, daß man sich hier jeden Morgen tüchtig waschen kann. Als ich hier ankam, habe ich mich viermal nacheinander waschen müssen, so fest war der Dreck in die Haut eingefressen. Durchweg sind die Kranken, die sich in den Revieren herumdrücken, Leute, die mittags nicht tüchtig essen oder zu locker sind. Nur darum sind sie den Strapazen nicht gewachsen. Allerdings steht es hier mit der Verpflegung nicht berühmt, ganz offen gesagt, und das ist auch ja ganz erklärlich, wenn man bedenkt, welch' ungeheure Zahl von Soldaten täglich verpflegt werden müssen.

26. 12. 16.

Seit dem 18. lagen wir in Alarm, am 23. kam Befehl zum Abbrücken, abends fand noch eine kleine Weihnachtsfeier in unserem alten Quartier statt, ein Tannenbäumchen wurde noch schnell geholt, im Quartier aufgestellt und geschmückt, für den gesanglichen und musikalischen Teil habe ich gesorgt. Unser Kompagnieführer, Leutnant Greve, ein feiner Mensch, Referendar in Zivil, hatte ein Klavier und eine Geige besorgt, so daß ich Gelegenheit genug hatte, zu spielen.

30. 12. 16.

Wenn ich kurz zusammenfassen soll, was ich im Felde gelernt habe, so muß ich sagen: schärfste und größte Rücksichtslosigkeit gegen andere, aber in äußere Freundlichkeit eingepökelt. Wer hilft dir im Felde? Niemand. „Auf sich selber steht er da ganz allein.“ Das Wort ist wahr. Selbständig wird man hier, während man vorher unbeholfen und hilflos wie ein Kind war.

Im Felde, 19. 1. 17.

So fürsorglich wie Ihr sind wohl nicht viele Eltern, ich werde Euch nach Kräften zu danken wissen. Eine Fürsorge, die so von Herzen kommt, muß einem wohl zu Herzen gehen. Alle Sachen, die ich von Euch bekomme, sind mir Heiligtümer. Liebe zu den Angehörigen, Eltern- und Bruderliebe, das sind bleibende, hohe, heilige Güter, alles andere ist nichts!

Im Felde, 31. 1. 17.

Kaisers Geburtstag war ich gerade heftig erkältet und konnte leider das Wettspiel nicht mitmachen, das hier stattfand, und zu dem ich als einer der besten Läufer der Kompagnie mit ausersehen war. Wie unser Quartier geschmückt werden sollte, habe ich angeordnet. Alle Quartiere haben darin gewetteifert, unsere Abteilung hat den ersten Preis bekommen.

1. 3. 1917.

Würdet Ihr bei mir sein, liebe Eltern, Ihr würdet mich verändert finden: körperlich sehr gekräftigt, aber seelisch verändert ganz und gar. Ich achte keine



Menschen als meine teuren Angehörigen und Verwandten. Die Menschen sind Bestien, das zeigt der Krieg. Mitleid gibt es nur mit Tieren, nicht mit Menschen. Eine traurige Katastrophe, der Krieg!

Vor Reims, 12. 3. 1917.

Gestern abend erhielt ich wieder eine ganze Ladung Post von Euch auf einmal. Allerherzlichsten Dank! Wie tut es mir doch leid, daß ich Euch so in Sorgen versetzt habe. Da hat unser liebes Mütterchen wohl kaum geschlafen? Zum Teil war es meine Schuld, daß Ihr so lange ohne Nachricht bleibt, doch Ihr werdet mir verzeihen. Ich als Neuling in der Kompagnie habe natürlich Schwierigkeiten, mich einzuleben. Außerdem muß man als solcher natürlich für die „alten Leute“ laufen. So mußte ich denn am Angriffstage einen Weg von $\frac{1}{2}$ Stunde durch den Graben machen und Essen holen. Als ich mittags um 1 Uhr zurückkam, begann das Trommelfeuer feindlicherseits, so daß ich mich sprungweise durch das Artilleriefeuer arbeiten mußte mit meinen Kochgeschirren, vom feindlichen Flieger beobachtet, der 100 m über unserer Stellung kreifte. So werdet Ihr mir verzeihen, daß ich die Tage, die wir in Stellung waren, nicht schrieb. Als wir ins Lager zurückkehrten, habe ich sofort an Euch geschrieben Jetzt bin ich hundemüde, wir müssen jetzt nämlich jeden Tag 20 km marschieren und schanzen. Schlaf gibt es natürlich nur 3—4 Stunden höchstens, doch man gewöhnt sich an alles, es müssen ja alle Deutschen ihre ganze Kraft einsetzen. Was Du, lieb' Mütterchen, noch mit 50 Jahren konntest, das kann ich als 20jähriger Mensch natürlich auch und muß es können. Was Du an uns Jungen und für die Familie getan hast, ist viel, viel mehr als was ich hier leiste. Dir, lieber Vater, wünsche ich zu Deinem Geburtstage, daß es Dir noch fernerhin gut geht, und daß Dir der liebe Gott lohnen möge, was Du für die Familie getan hast.

19. 3. 1917.

Über meine Kameraden kann ich gerade nicht klagen, es sind aber allenthalben Polacken darunter, die mehr polnisch als deutsch sprechen. Du kennst ja die Sorte, man muß eben mit ihnen leben, ob man will oder nicht. Umso mehr freut man sich, wenn man einen näheren Bekannten oder Schulkameraden trifft. Wenn nur der Krieg bald ein Ende hätte! Die Natur liegt überall in tiefem Frieden, die Vögel singen hier ebenso lieblich, trotz Kanonendonner. Augenblicklich bin ich im Revier, habe mir bei Ripont einen Nachenkatarrh zugezogen, der jetzt erst zum Ausbruch kommt. Es wundert mich, daß es mit meiner Gesundheit noch so gut abgegangen ist. Der Dreck und Schlamm im Graben war nämlich so hoch, daß, Ihr mögt es kaum glauben und lachen, Tatsache aber ist es, einmal meine Stiefel stecken geblieben sind. Der Schlamm ging einem fast bis zu den Hüften. Das ganze Revier liegt voll von Halskranken.

3*

Im Felde, 23. 3. 1917.

Mein lieber, guter Bruder!

Soeben erhalte ich wieder zwei Karten von Dir und das wunderschöne Heftchen über den Mainzer Dom. Noch nie hat mich die Schönheit eines deutschen Baues so entzückt wie gerade jetzt. Was kümmern mich französische Bauten, es gibt ja herrliche Sachen darunter, vor allem auch die Kathedrale von Reims, die ich jeden Tag von weitem liegen sehen kann. Mögen die französischen Kirchen noch so schön sein, ich empfinde keine Freude und Wärme daran. Laß die Franzmänner ihre Kirchen studieren, wir haben eigene und schönere. Die Heimatliebe ist doch eine große Triebfeder des Menschen. Wie herrlich und echt deutsch ist dieser Mainzer Dom! Einen großen Gefallen hast Du mir mit dem Buche getan, habe herzlich Dank dafür. Ich habe vor allem auch Zeit gehabt, mich daran zu erfreuen und es zu lesen, da ich auf kurze Zeit wegen Rachenkatarrhs im Revier liege. Es wird für mich eine hohe Freude sein und mich sehr ehren, wenn Du Deine Doktorarbeit mir widmest. Hoffentlich hat der Krieg bald ein Ende, vielleicht fällt die Entscheidung im Osten. Die herzlichsten Grüße!

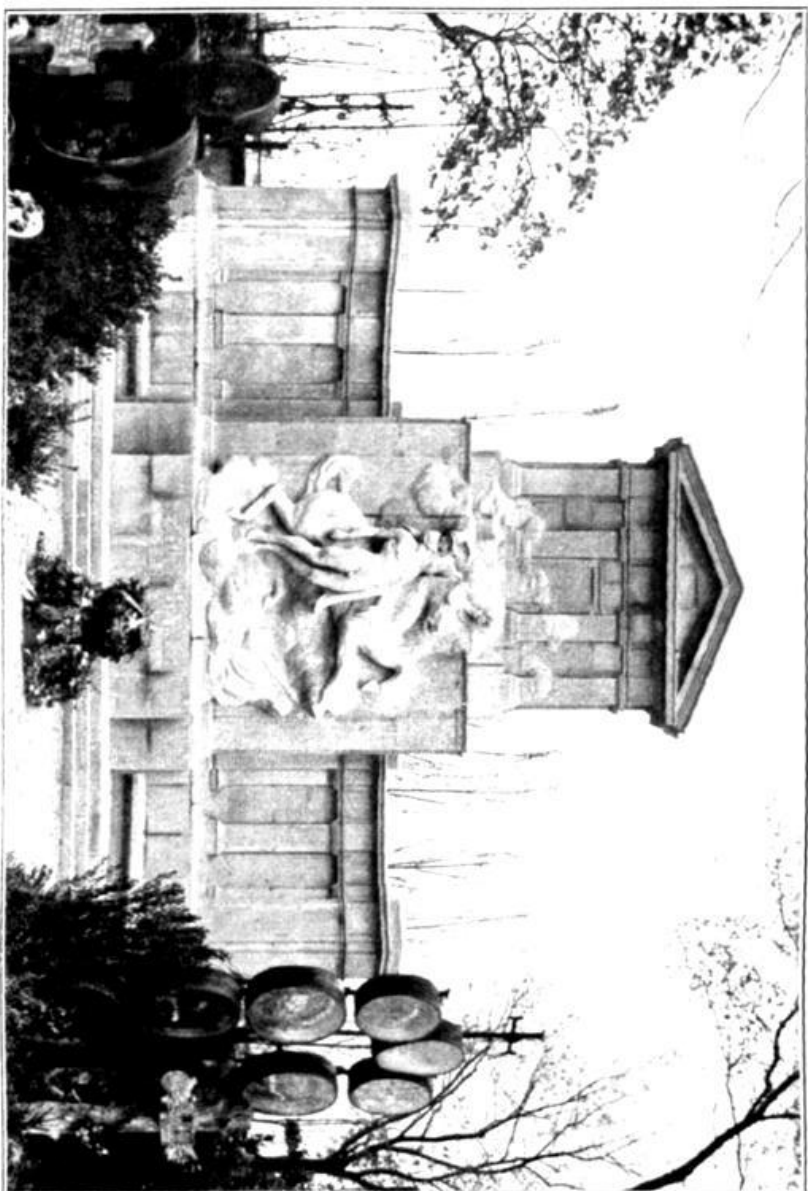
Dein treuer Bruder Hermann.





Otto Böning.





Otto Mönning.

Otto Böning

Leutnant der Reserve, E.R.I, F.A.R.I, Fliegerabzeichen, Sohn des Seminaroberlehrers Hermann Böning in Oldenburg, geboren am 22. Juli 1895, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt von Ostern 1906 bis zum Ausbruch des Krieges. Nachdem er die Notreifeprüfung bestanden hatte, trat er als Kriegsfreiwilliger beim Feld-Artillerie-Regiment Nr. 62 ein und rückte am 29. Dezember 1914 ins Feld nach Belgien. Hier hat er länger als zwei Jahre an den Kämpfen teilgenommen und wurde am 10. Januar 1917 zum Leutnant befördert. Nun wurde ihm ein lange gehegter Wunsch erfüllt; er nahm an einem Fliegerausbildungskursus zunächst in Gent, dann in Stolp und Groß-Fluz bei Mitau teil und war darauf in Belgien beim Flugpark tätig, bis er am 13. Mai 1917 zur Fliegerabteilung 19 kam, der er seitdem ohne Unterbrechung angehörte, bis er hoch oben in den Lüften den Heldentod erlitt. Am 29. April 1918 5³⁴ nachmittags startete er mit Vizefeldwebel Reiter als Führer zu einem Infanterieflug, um im Lichtbild die vorderen eigenen und feindlichen Stellungen festzulegen. In etwa 1300 m war fast geschlossene Wolkendecke. Beim Photographieren wurde er hinter Bailleul in 1200 m Höhe von zwei englischen Doppelsitzern überraschend angegriffen und bis kurz vor Estaires verfolgt. Im Verlauf des Luftkampfes schoß er dreimal und gab 139 bis 149 Schuß ab. Aber ein tödlicher Schuß traf ihn durch den Rücken ins Herz und ein Querschläger in den rechten Oberschenkel; er hielt sich an der Bordwand des Beobachtersitzes fest und sank langsam zusammen. Als der Führer dies sah, kurvte er steiler und landete dicht hinter der Front auf einem Gefechtslandeplatz bei einer Division glatt, obwohl er selbst einen Schuß im linken Oberschenkel hatte. Die Beerdigung fand mit allen militärischen Ehren am 1. Mai auf dem Südfriedhof in Lille statt. Sein Abteilungsführer schrieb an die Eltern: „Wir verlieren in ihm einen unserer liebsten Kameraden und die Abteilung einen ihrer besten Beobachter. Er war ja einer der wenigen, die noch von der Flandernschlacht her der Abteilung angehörten und sozusagen den Stamm der Abteilung bildeten. Besonders hat uns eigentlich an ihm imponiert, daß er noch solch eine Menge fast kindlicher Ideale hatte, die ihm auch der Krieg nicht hat rauben können. Er hat mit seinen Kameraden alles mitgemacht, aber niemals weiter, als ihm seine eigenen Grundsätze erlaubten. Wir schätzten ihn deshalb auch außerordentlich hoch, und mit vielen der Herren war er sogar eng befreundet. Wir werden ihn nicht vergessen.“

Feldpostbriefe.

20. 11. 1915.

Das Leben ist jetzt lebenswerter als je. Wir leben in einer gewaltigen Zeit. Ich habe mächtiges Verlangen, nach dem Kriege mit am großen Umbau



zu arbeiten. Dieses Verlangen ist so groß, daß ich mich deswegen besonnen habe, ob ich nicht doch bei der Artillerie bleiben sollte. Aber der Krieg ist vorläufig die Hauptsache, und da glaube ich, daß ich als Infanterist mehr leisten kann.

15. 6. 1917.

Ich habe mich in der kurzen Zeit, wo ich wieder im Felde bin, sehr geändert. Ich hatte immer einen leisen Zweifel, ob ich den mir zufallenden Aufgaben gewachsen sein würde. Seitdem ich darüber beruhigt bin, bin ich glücklich. Zum erstenmal im Leben weiß ich, daß ich auf einem Platze bin, wo ich was leisten kann. Ich weiß jetzt, daß ich hier meine Daseinsberechtigung habe. Ich habe viel Glück gehabt. Meine Aufträge sind mir fast immer beim erstenmale geglückt. Und das will schon was sagen, denn die feindlichen Flieger waren bisher stark überlegen, und oft wurde man durch Luftkampf gestört. Vor einigen Tagen sollte ich in aller Frühe feststellen, wie stark die feindlichen Gräben besetzt waren. Ich mußte etwa auf 150 m herunter und wurde wie toll beschossen, 9 Treffer kamen dabei in die Maschine, aber wir sind heil nach Hause gekommen. Am meisten Spaß hat mir ein Flug nach Poperinghe gemacht. Wegen der starken englischen Luftsperrre war mehrere Tage keiner von uns erheblich über die Linie gekommen. Weil ich immer besonderes Schwein habe, sollte ich es versuchen; dabei auch Bomben bei Poperinghe abladen. Auf dem Hinflug benutzte ich eine Wolkenbank, warf meine Bomben ab und flog dann über wolkenfreies Gebiet zurück. Ich habe dabei verschiedene Neuanlagen photographiert und kam wieder auf eigenes Gebiet, ohne auch nur im geringsten belästigt zu werden. Das Leben ist hier wert gelebt zu werden. Intensiv leben, gefährlich leben, — weißt Du noch, in welchem Büchlein das stand? Im selben Buch stand auch „zur rechten Zeit sterben“. Ich habe den Tod nie so wenig gefürchtet wie jetzt, vielleicht, weil ich nie so glücklich gewesen bin.

14. 7. 1917.

Wenn ich guter Laune bin, dann bin ich auch der Überzeugung, daß ich Glück haben werde, und dann gelingt auch, was ich will. Aber wenn man selbst schon kein rechtes Vertrauen hat, dann sieht man überall die Unglücksboten und wird dadurch noch unsicherer. Ich glaube nur an gute Zeichen und bin auch noch nie enttäuscht worden. Ich genieße ein sorgenfreies Leben. Selbst Ereignisse wie jetzt im Reichstag lassen mich verhältnismäßig kalt. Ändern kann ich vorläufig nichts daran, und alles Ärgern ist Kraftverschwendung. Ich bin glücklich, daß ich meine Kräfte nützlicher anwenden kann.

14. 8. 1917.

Gestern war ein Unglückstag. Der erste Infanterieflieger wurde von 5 „Schweiniegeln“ angegriffen, der Beobachter kriegte dabei 6 Armschüsse. Darauf starteten Volkmann und ich. Zwei Luftkämpfe gingen glatt vorüber, aber

dann blieb in der Kurve plötzlich der Motor stehen (wahrscheinlich Treffer von der Erde), und wir trudelten uns etwa 400 m ab. Ich glaubte erst, der Führer habe Gas weggenommen und seine Ruhe verloren. Ich rief ihm daher zu, er solle Gas geben, aber das ging anscheinend nicht, die Maschine drehte sich wahnsinnig schnell um sich selbst. Mein letzter Gedanke war, festschnallen. Bevor ich es konnte, war ich besinnungslos. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Granattrichter. Ich wußte nicht wie ich dahingekommen war, und glaubte zu träumen. Trotzdem duckte ich mich jedesmal, wenn eine Granate kam. Da schlug eine unmittelbar neben mir ein, ich kriegte einen Schlag vor den Kopf und war wieder weg. Als ich aufwachte, wußte ich wieder, daß ich abgestürzt war. Vom Flugzeug war aber nichts zu sehen. Ich wußte auch noch, daß ich nach Osten mußte. Die Sonne war durch die Wolken zu erkennen, aber ich wußte nicht, ob Morgen oder Abend war. Ich wollte warten, bis die Sonne unterging, denn meine Uhr war weg, meine ganze Sonderbekleidung ebenfalls, Geld und Papiere hatte ich aber in meiner Bluse. Ich konnte es mir nicht anders erklären, es mußte ein Traum sein. Aber immer wieder schlugen die Granaten neben mir ein, und da wollte ich mir wenigstens einen besseren Trichter suchen. Ich hörte, woher die Granaten kamen, hielt sie für feindliche und lief in entgegengesetzter Richtung, immer von einem Trichter zum anderen. Da sah ich deutsche Soldaten, die winkten mir zu, und ich sprang zu ihnen hinein. Sie hatten mich wegen meiner gelben Bluse für einen Engländer gehalten. Sie lagen in zweiter Linie, von ihnen hörte ich, daß das Flugzeug zwischen den eigenen und feindlichen Linien aufgeschlagen sei; überschlagen habe es sich nicht und gebrannt auch nicht. Es sei aber ausgeschossen bei Tage hinanzukommen. Ich ließ mich zum Regimentsgefechtsstand bringen. Da wollte ich die vordere Linie, so wie sie mir beim Fluge ausgelegt war, und wie ich sie auch in die Karte eingezeichnet hatte, in eine Karte eintragen. Ich wußte aber nichts mehr, auf nichts wußte ich mich zu besinnen (auch jetzt noch nicht). Ich machte dann die erforderlichen Meldungen, ließ mir versprechen, daß ein Vorstoß zum Flugzeug gemacht werden und das Ergebnis gleich hierher gemeldet werden sollte. Ich ging dann weiter zurück, um möglichst bald nach Hause zu kommen. Eine Strecke setzte ich mich auf einen Rückenwagen, konnte aber die Erschütterung nicht vertragen. Ich bestellte einen Wagen, der mich zurückbrachte.

Wie ich aus dem Flugzeug herausgekommen bin, weiß ich nicht. Ich vermute, daß ich aus geringer Höhe herausgefallen bin.¹⁾ Jedenfalls muß unglaubliches Glück dabei gewesen sein. Schmerzen im Rücken und in den Schultern und eine ganz leichte Gehirnerschütterung lassen vermuten, daß ich mit dem Rücken

¹⁾ Ein Irrtum; er war nach dem Absturz trotz einer Gehirnerschütterung ausgestiegen, um für den schwerverletzten Führer Hilfe zu holen. Interwags war ihm dann Erinnerung und Bewußtsein geschwunden. Der Führer konnte erst nach 1½ Tagen geborgen werden.

in den weichen Dreck gefallen bin. Der Regen und die Granaten hatten ihn gut vorbereitet. Ernstliche Sorge habe ich aber um Volkmann. Bis jetzt ist noch keine Nachricht da, aber meine Hoffnung ist sehr gering. Ich muß einige Tage im Bett liegen.

13. 9. 1917.

Aus einem angefangenen Briefe an die Eltern seines Freundes, Leutnant Funke, der auch den Heldentod für das Vaterland erlitt.

Als Schüler hatte ich einen Freund. Der fiel im ersten Kriegsjahr¹⁾. Dann hatte ich viele gute Kameraden, doch alle zusammen konnten nicht den einen Freund ersetzen. Erst als ich in Stolp Ihren Sohn kennen lernte, hatte ich wieder einen Freund. Ich liebte Fritz wegen seiner starken, reinen Seele. Wir erzählten uns von unseren Plänen, und ich bewunderte sein Können. Manche schöne Stunde saßen wir beim Wein. Oft wurden dabei die Gespräche ernst, und wir hatten uns viel zu erzählen. Wir sprachen auch vom Leben nach dem Tode. Daß es eins gebe, konnten wir nicht beweisen, aber wir brauchten es auch nicht zu wissen. Wir wußten, daß wir für jede Tat verantwortlich sind, und daß alles, was wir tun, fortwirkt. Darin sahen wir eine greifbare Unsterblichkeit. Vor fast einem halben Jahr trennten wir uns; wir wußten, welcher Gefahr wir entgegengingen, aber wir waren voller Hoffnung und Freude und zweifelten nicht, daß wir uns wiedersehen würden. Jetzt sind seine zahlreichen Briefe heilige Erinnerungen.

21. 9. 1917.

Gestern war ein Großkampftag, wie es noch keinen gegeben haben soll. Ich habe leider nichts davon abgekriegt, dafür habe ich aber andere Sachen erlebt. Ich sollte in der ersten Dämmerung zum Infanterieflug starten. Um 6 fahren wir ab, kommen aber gleich darauf in Wolken. Wir müssen runter bis auf wenige Meter, streifen dicht über den Pappeln hinweg, und doch sind immer noch Wolkenfetzen unter uns. Ich winke dem Führer, er soll umkehren, aber es geht immer gerade aus. Dann will ich auf einen anderen Flugplatz los, um da zu landen. Ich winke und winke, aber es geht immer gerade aus. Nördlich von Roulers kommen wir über die Bahn. Da endlich macht er eine Linkskurve, aber nicht weit genug. Alles Winken nützt nichts, der Führer muß wahnsinnig arbeiten, um nur die Riste zu halten. Wir müssen schon weit nördlich Roulers sein, als wieder eine Kurve glückt. Bald kommen wir auch über die Bahn, aber in nordöstlicher Richtung. Die Kurve nach Norden ist nicht möglich; dann kommen wir durch Regen, man sieht nichts, immer geradeaus, so gut es geht. Der Kompaß ist verrückt, ich habe bald keine Ahnung, wo wir sind. So gut es geht, fliegen wir nach Südosten in der Hoffnung, aus den Wolken her-

¹⁾ Oldenburger Jahrbuch 1916/17, Seite 17, Heinrich Bolte.

auszukommen oder einen Landeplatz zu finden. Bald müssen wir an die Lys kommen, aber sie kommt nicht. Schließlich sehen wir, daß es im Nordosten heller wird, wir fliegen darauf zu, rechts von uns sieht man für einige Augenblicke eine große Stadt. Hinüberfliegen dürfen wir bei dem Wetter nicht; ein Fluß geht noch Nordost, den fliegen wir entlang. Da werden die Wolken etwas höher, auf einer großen Weide landen wir. Ein „Pisang“ kommt auf uns zu, ich gehe ihm entgegen. „Wo sind wir?“ „In Holland.“ Wir springen gleich wieder in die Maschine. Der Bauer scheint was zu merken und will die Motorhaube losmachen. Ich schnauze ihn an und fasse ans Maschinengewehr, da geht er zurück. Von allen Seiten kommen Leute an. Der Führer ruft mir zu, daß ich erst den Propeller durchdrehen muß, weil er bei der Landung Zündung weggenommen hatte. Nun geht ein verzweifelter Kampf los. Das Durchdrehen ist an sich 'ne Heidenarbeit, dazu in voller Sonderbekleidung. Das Schlimmste war aber der Pisang, er versuchte immer mich festzuhalten. Immer mußte ich ihn zurückstoßen und dann schnell den Propeller fassen. Zum Glück griffen die Zuschauer nicht ein. Der Motor wollte nicht, ich drehe wieder einige Male, ganz erschöpft trete ich zurück, es geht noch nicht, ich springe wieder ran, wieder werde ich festgehalten. In meiner Verzweiflung schreie ich ihn an: „Mensch, Du gehst tot!“ Zweimal drehe ich noch durch, dann bin ich erledigt. Aber jetzt tut er uns den Gefallen, im selben Augenblick sitze ich drin und wir brausen ab. Immer nach Süden. Die Wolken sind jetzt etwas höher. Nach 'ner halben Stunde kommen wieder ganz niedrige Wolken. Wir gehen hindurch, da kommen wir in ein Luftloch, wir beide fliegen hoch. Dem Führer reißt der Anschnallgurt, er verliert das Seitensteuer, die Maschine rutscht ab, wir sind immer noch in Wolken, er fängt sie aber doch noch, und dicht über der Erde kommen wir raus. Er setzt sie in ein Rübenfeld, die Maschine überschlägt sich, wir sind beide heil. Wenn sie sich nicht überschlagen hätte, wären wir wahrscheinlich in einen 3—4 m tiefen Hohlweg gestürzt. Mit dem Bruch gabs wieder allerlei Arbeit. Nachts gegen 2 kamen wir nach Hause.

Wegen der Landung in Holland werde ich noch einige Schwierigkeiten haben. Daß ich mich „verfranzt“ habe, ist mit der Witterung zu entschuldigen. Aber daß wir wieder ausgekrazt sind, gibt wahrscheinlich Verwickelungen. Wahrscheinlich werde ich gleichzeitig eine Strafe und eine Anerkennung kriegen. Mein Führer wird zunächst mal Unteroffizier und kriegt das Abzeichen, das hat er auch ehrlich verdient.

29. 12. 1917.

Heil Euch Wandervögeln, die Ihr freudig Gottes schöne Natur genießt, die Ihr Euch Euer warmes, behagliches Nest baut, die Ihr das Glück der Genügsamkeit kennen gelernt habt. — Es ist schon lange her, als ich meine letzte Wanderung machte. Der Krieg kam dazwischen. Der Krieg ist auch für den



Wandervogel eine harte Probe. Zeitweise sah es bedenklich genug aus, aber das Schlimmste scheint doch gut überstanden zu sein, und Euer Rundbrief ist ja voll der besten Hoffnungen. — Für Eure Nestkasse schicke ich nach Neujahr einen kleinen Beitrag. Ich würde es gerne gleich tun, aber ich bin schon seit etwa 14 Tagen vollständig blank.

Es geht doch nichts über das Fliegen. Schon im Flugzeug zu sitzen und in den Lüften zu schweben ist ein Vergnügen, das nie geringer wird, wie oft man auch schon in den Lüften war. Das Schönste ist aber doch, wenn man mit einem erfüllten Auftrag wieder nach Hause kommt. Das Fliegen ist jetzt meist wenig gefährlich, bei manchen Flügen wird man überhaupt kaum belästigt. Trotzdem muß man dauernd scharf aufpassen; denn wenn man sich von feindlichen Fliegern überraschen läßt, ist man meist erledigt. Man kann allerdings auch sonst in unangenehme Lagen kommen, wie es mir am 26. dieses Monats erging. Wir waren in ca. 2500 m weit über die Linie geflogen, um feindliche Batteriestellungen und Anmarschstraßen zu photographieren. Es war ein unangenehm starker Ostwind, unangenehm, weil das Auskragen dabei schwierig ist. Die Flaks eröffneten ein wütendes Feuer, schossen aber viel zu hoch, sie lagen in dichten Haufen 500 m über uns, so daß wir uns nicht darum zu kümmern brauchten. Doch plötzlich hatten sie die Höhe heraus, und jetzt krachte es von allen Seiten. Das Flugzeug war schon durch mehrere Splitter beschädigt, als die Flaks aufhörten, um drei Kampfeinsitzern freies Angriffsfeld zu geben. Bei dem starken Ostwind war es unmöglich, rechtzeitig über die Linie zu kommen. Die „Schweinigel“ waren bedeutend schneller als wir und bald auf wenige hundert Meter heran. Der Kampf war ungleich, aber an Auskragen war nicht zu denken. Anderseits durften wir uns aber auch auf einen Kurventkampf nicht einlassen, weil wir dann nur noch weiter zurückgetrieben wären. Jetzt kam das Schlimmste, mein Maschinengewehr versagte schon nach 20 Schuß, die Ladehemmung ist bald beseitigt, aber nach 5 Schuß wieder Hemmung, da wird uns ein Spannkabel abgeschossen, ich habe alle 2 bis 3 Schuß Ladehemmung, und dann ist es ganz aus. Die Maschine wurde so zerfossen, daß sie jeden Augenblick auseinanderfallen konnte. Ich kriege eine Sauwut auf das Maschinengewehr. Einer der Schweinigel merkt was und stößt auf uns zu. Durch schwache Wendungen biegen wir seinen Schüssen aus, er kommt immer näher, schießt aber nicht mehr. Wahrscheinlich hat er auch Ladehemmung. Schließlich ist er nur noch 10—15 m von uns, es kommt aber kein Schuß aus seinem Lauf. Als er so nahe heran ist, daß wir im nächsten Augenblick hätten zusammenstoßen müssen, zieht er die Maschine und steht wie ein Brett über mir. Man hätte gar nicht daran vorbeischießen können, es muß ein krasser Neuling gewesen sein. Bald darauf haben wir die deutsche Linie erreicht, und da gaben die Schweinigel die Verfolgung auf. Unter Anspannung aller Kräfte gelang es dem Führer, die Maschine heil nach Hause zu bringen.



Der Flug hatte sich aber doch gelohnt, 38 wertvolle Aufnahmen hatten wir mitgebracht.

Jetzt wünsche ich Euch ein frohes Neujahr und verbleibe mit einem kräftigen Heil!

Euer Otto Böning.

27. 1. 1918.

Wir liegen jetzt in Ruhe und warten auf Arbeit. Der nächste Frühling wird jedenfalls der schönste Teil des Krieges. An Urlaub denke ich nicht eher, als bis die Hauptsache vorbei ist, oder bis ich nicht mehr durchhalten kann. Letzteres wird hoffentlich nicht eintreten, ich muß aber doch damit rechnen, weil mein Magen etwas abgekämpft ist. Bei vorsichtiger Behandlung wird er aber noch etliche Flüge aushalten. — Um unsere Verhandlungen in Brest-Litowsk kümmere ich mich so wenig wie möglich. Alles, worüber ich mich ärgern könnte, und woran ich doch nichts ändern kann, lasse ich nach Möglichkeit unbeachtet.



Arthur Bultmann

Jüngster Sohn des † Kirchenrats Arthur Bultmann in Oldenburg, am 7. März 1897 in Rastede geboren, war beim Ausbruch des Krieges Oberprimaner des Gymnasiums in Oldenburg. Wie seine Klassengenossen bestand er die Notreifeprüfung, um voll Begeisterung als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Erst am 11. September gelang es ihm, bei der Infanterie Aufnahme zu finden. Am 10. Januar 1915 kam er ins Feld und nahm im Reserve-Inf.-Rgt. 231 an den Kämpfen im Osten und Westen teil. Er erhielt das E. R. II. und F. A. R. II. und wurde zum Leutnant befördert. Er fiel als Ordonnanzoffizier seines Regiments am 1. Februar 1917 bei Serre, noch nicht 20 Jahre alt. Der Regimentskommandeur schrieb an seinen Vater: „Ich hatte Gelegenheit, Ihren Sohn in seinem gediegenen Charakter, erfüllt für seine militärische Pflicht, kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Er starb in treuester soldatischer Pflichterfüllung einen schnellen Heldentod.“ Und ein Landsturmmann des Regiments schrieb den Eltern: „Im Lazarett erhielt ich von meinen Kameraden die Nachricht, daß Ihr Herr Sohn den Heldentod gestorben ist. Die Nachricht hat mich tief ergriffen. Raum fassen kann ich es, daß er, der edle Mensch, nicht mehr unter uns Lebenden weilt. Sie können versichert sein, daß sein Tod bei allen Kameraden tiefe Trauer hervorgerufen hat, da er sehr beliebt und geachtet und uns allen ein gerechter und tüchtiger Vorgesetzter war. So oft ich ihn gesprochen habe, war er heiter und guten Mutes. Auch vorn in der Stellung war er kein Drückeberger, wie mir meine Kameraden, die schon lange mit ihm zusammen waren, oft gesagt haben; er spornte immer alle an. Ehre seinem Andenken!“

Feldpostbriefe.

13. 1. 1915.

Wir fuhren über Hannover—Thorn bis Pniewo an der Bahnlinie Rutno—Skerniewitz und marschierten noch 5 km. Dann Quartier in einem Dorf. Kaffee gekocht. Häuser und Leute klein. Polendreck. In Pniewo das erste Soldatengrab. Haufen deutscher und russischer Gewehre, Patronen usw. Ein abgestürztes Fliegergestell. Güterwagen mit Trainwagen und Schlitten. Sehr viel Mutos. Heute Marsch nach Lowitsch 25 km. Schützengräben. Gräber vor Lowitsch. Zerschossene Dörfer, ein Pferdekadaver. Aber schon gut aufgeräumt. Hier sehr dreckig. Jeder zweite erhielt eine Konservenbüchse mit Fleisch und Bohnenmischmasch. Wir mit 7 in einer kleinen Bude. Leute sehr nett. Kochen uns die Konserven und unseren Kaffee. Können ihnen leider kein Gemüse abgeben, weil wenig. Geben ihnen aber Speck, den wir noch viel haben, auch etwas Zucker. Händewaschen große Wohltat. Ein Junge der Leute sehr intelligent, lernt deutsch. Hier



Arthur Bultmann.



Arthur Bultmann, Vizefeldwebel, mit den Scharfschützen seiner Kompanie.
Loos, 1916 August 26.



hört man die schwere Artillerie schießen. Auch österreichische Motormörser. Einer fuhr an uns vorbei. Morgen oder übermorgen werden wir wohl ins feindliche Artilleriefeuer kommen. Viel deutsche Flieger. Herzliche Grüße. Dein Arthur-Sigmunt Sobkiewicz (hat der polnische Junge unterschrieben).

15. 2. 1915.

Wehmütig habe ich mir eben die letzte Zigarre angesteckt; wehmütig erstens, weil es die letzte ist, und dann erst recht, weil es regnet. Bisher war das Schützengrabenleben ja ein Spaß bei dem Frost. Und nun! Jetzt fängt es erst an. Noch geht es, denn bisher ist nur der Mantel durchnäßt. Aber das Wasser tropft an allen Ecken und Enden durch unsere Deckung; du siehst es ja am Papier. Na, ich halt es eben aus, naß ist naß, daran ist nichts zu ändern. Vorgestern Nacht war ich wieder auf Horchposten, freiwillig, der Unteroffizier wollte mich gern mit-haben. Das erste, was ich bemerkte, war ein Scheinwerfer, der aus weiter Ferne den Himmel absuchte. In der zweiten Wachtstunde — ich hatte mich gerade umgedreht und betrachtete den Himmel — kamen glühende Striche angesaust, eben über unsere Köpfe hinweg, hintereinander, und zusammen sicher ein Duzend. Und dann im russischen Graben ein Bersten und Knallen, als ob die Welt aus den Fugen wäre. Alles ungefähr an dieselbe Stelle, man war ganz geblendet. Und kaum hatten sich die Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt, da ging es wieder los. Und nun nicht nur hier, sondern auf der ganzen Front; hier leichtere Geschütze, da schwerere. Das dauerte etwa 3 Minuten, dann wurde es plötzlich still. Und dann gings von der anderen Seite los, die Russen beschossen unsere Artillerie, eine Batterie immer über unsere Köpfe weg. Unsere Geschütze schwiegen und in ein paar Minuten auch die russischen. Nun blieb es eine Stunde ruhig, und dann ging derselbe Tanz von neuem los. Das wiederholte sich stündlich. Und nun kam noch das Beste. Es wurde bekannt gemacht, daß in Ostpreußen ein großer Sieg errungen wäre. Bei uns, dem Horchposten, wurde das natürlich nur mit stiller Freude aufgenommen, aber durch den Schützengraben hindurch wurde die Kunde mit lautem Hurra begrüßt. Nun kannst Du Dir denken, wie die Russen, ich meine die Infanterie, an zu knallen fingen. Schließlich beruhigte man sich dann auf beiden Seiten. Nur wenn eine Leuchtkugel hochging, flackerte das Feuer noch wieder auf.

Stierniewice, 27. 2. 1915.

Auf meiner letzten Karte schrieb ich ja wohl, daß wir am Abend des 24. nach Stierniewice sollten für 4 Tage Ruhe. Das kam aber anders. Die Russen fingen an, ganz wahnsinnig zu schießen, die Maschinengewehre knatterten und rasten wie verrückt. Wir erfuhren dann bald, daß wir die Nacht dableiben sollten. Alles lauerte, aber sie kamen nicht. Rechts von uns hatten sie sich vorgegraben und es fertig gebracht, bis etwa 30 m vor unsern Graben zu kommen. Das

war allerdings peinlicher für sie als für uns. In diesem neuen Graben saßen nun etwa 30 Russen und konnten nicht wieder zurück. Morgens frühstückten wir sehr früh, und dann schliefen wir wie die Bären. Da plötzlich um 2 $\frac{1}{4}$ wurde „Alles heraus“ gerufen. Wir dachten, es würde losgehen, aber das Gegenteil war der Fall. Bei den Russen wehten überall weiße Fähnchen, und die Unterhändler gingen sich grade entgegen. Es wurde festgesetzt, daß die Russen ihre Toten begraben durften. Baldigst kamen sie hervorgetrabbelt und machten sich ans Werk. Wir liefen ihnen entgegen, man schüttelte sich die Hände und verschenkte Rauch-, Trink- und Eßmaterial. So allmählich bezeugten einige Russen großes Interesse, die Toten, die ganz dicht vor unseren Gräben lagen, zu begraben, und schon sprangen die ersten zu uns herein. Allerhand liefen so am helllichten Tage zu uns über, einige brachten auch ihre Gewehre mit.

6. 3. 1915.

Am 24. nachmittags ist L. durch einen Gewehrscuß gefallen. Er würde sicher gern noch gelebt haben, grade so wie ich es gern tue. Aber ich muß ihn doch glücklich preisen, obgleich ihm das wohl nie zum Bewußtsein gekommen sein wird. Ich müßte doch von mir sagen in diesem Fall, daß ich einer der glücklichsten Menschen auf der Erde gewesen wäre. In Oldenburg habe ich gelebt und das Leben genossen, nur war ich immer bange, was aus mir werden würde. Und dann fiel es mir auf einmal in den Schoß, mit hinausziehen zu dürfen, die Schulden der Dankbarkeit zum Teil wenigstens abtragen zu können und alles zu tun, was ich tun konnte.

15. Juli 1915 abends.

Liebe Eltern!

Da es jetzt wieder erlaubt ist, Post abzuschicken, will ich gleich schreiben, wo ich Zeit habe, denn abgeben kann man die Post nur so bei Gelegenheit. Wir stecken jetzt in Nordpolen, 12 km hinter Skiernewice wurden wir verladen und fuhren, in Güterwagen natürlich, über Thorn, Soldau nach Mlawa. — Eben tönt von ferne Hurra! und leichte Feldbatterie setzt sich in Bewegung nach vorn. In Mlawa war es trüb, kalt und regnerisch. Am 13. Juli kamen wir um 9 abends dort an. Ich schaute sehnsüchtig nach den so gemütlich aussehenden erleuchteten Fenstern eines Lazarettzuges. Dann gab es Marsch von 10 bis 1, dann Quartier 1 bis 3, dann am 14. Juli Marsch von 3 bis 1, dann Mittagessen bei einem Dorf, vor dem am Morgen noch die Russen gelegen hatten. Alles war natürlich stehen geblieben, ich fand noch eine Platte von drei hohen russischen Offizieren, schade, daß ich sie Euch nicht schicken kann. Ab und an Hurra, Artillerie- und Gewehrfeuer. Wir ruhig, fast ganz still, Infanterie und Artillerie in Vorwärtsbewegung. Jetzt feuert unsere Artillerie wieder von der eben genommenen Höhe in die zurückziehenden Russen. Die armen Kerls! Wie muß ein Rückzug schrecklich

sein. Wir kamen durch ganz zerschossene und verbrannte rauchende Dörfer. Tote, Verwundete wurden noch gesammelt, von Granaten war alles zerwühlt, die Kirchen natürlich auch vollständig ruiniert, die Glocke lag bei der einen vor dem Eingang. Da, wo wir Mittag aßen, lagen ungeheuer viel Truppen, Infanterie, Artillerie, Kavallerie in Unmenge. Hindenburg selbst fuhr im Auto an uns vorbei. Leider wußten wir es nicht, sondern erfuhren es erst später. Von 7 bis 9 marschierten wir noch, dann Zelte bauen und schlafen bis $\frac{3}{4}$ 4, dann am 15. Juli Marsch, von 10 bis $\frac{1}{2}$ 2 lange Aufenthalt und Mittagessen. Jetzt hier auf der Höhe, vor uns eine weite, ganz flache Talmulde mit Dörfern. Die jenseitige Höhe war eben noch von den Russen besetzt, wir konnten sehen und hören, wie sie gestürmt wurde. Nun kommen wir doch wohl nicht so bald ins Gefecht, die Russen reißen ja mit einer Geschwindigkeit aus, die erstaunenswert ist. Hier auf den grundlosen Wegen (der Regen hat jetzt aufgehört, nun scheint die Sonne) drängt sich Militär an Militär, alle Waffengattungen, Sanitätsautos und Wagenzüge von Leichtverwundeten, Deutschen und Russen. Am schlimmsten ist es in den zerschossenen Dörfern, wo die erbeuteten Geschütze, Wagen, Waffen und alles andere neben dem Gerümpel aufgestapelt werden. Mit dem Essen ist die Sache recht peinlich, alles lauert auf Brot, augenblicklich liegen wir im Kornfeld, und ich habe schon tüchtig Körner gegessen. Jetzt gibts Kakao von der Küche; und da es kein Brot gibt, will ich sehen, ob ich noch irgendwo im Dorfe ein paar Kartoffeln erbeute, die ich mir kochen kann. Wir sind an der Straße Cychanow-Prasniß.

18. Juli.

In der Nacht 2 Stunden Ruhe auf freiem Feld, sonst Marsch. Am 16. Juli wieder Gefecht vor uns, ohne daß wir selbst hineinkommen. Nur etwas Artilleriefeuer bekamen wir. Kosakenangriffe zurückgewiesen. Nachts Marsch. Morgens 5—9 Quartier, dann Marsch mit Ruhepausen, abends in die Schützenlinie. Jetzt kommen wir wahrscheinlich wieder in Reserve. Wir sind hier südwestlich Makow ca. 14 km von Pultusk.

21. 7. 1915.

Am 18. abends mußten wir noch eine Chauffee besetzen. Am 19. morgens sollten wir eine Höhe vor uns, hinter der noch weiter zurück die Russen lagen, besetzen. Wir gingen vor und bekamen sehr heftiges Artilleriefeuer, Infanteriefeuer wenig, weil wir uns meistens wegen der Senkung und Erhöhung des Bodens nicht sehen konnten. Leider hatten wir verhältnismäßig starke Verluste. Unser Zugführer fiel ein paar Schritte vor mir, die ganze Kompagnie trauert um ihn; denn er war allgemein beliebt. Bis in die zu besetzende Stellung führte dann unser früherer Korporal, Vizefeldwebel Matthies, den Zug, wurde dort aber durch Kopfschuß verwundet. Ein Fähnrich übernahm die Führung, bekam aber auch bald einen Armschuß, so daß der älteste Unteroffizier den Zug übernahm,

der einzige außer mir, denn Lange war inzwischen auch verwundet. Bis dahin war alles ganz in Ordnung, Verluste sind ja nicht zu vermeiden, obgleich sie geringer gewesen wären, wenn wir nachts oder mit Unterstützung unserer Artillerie, die ganz fehlte, vorgegangen wären. Warum das beides nicht der Fall war, kann ich nicht beurteilen. Sonst ist jedenfalls die Artillerie immer sehr an der Arbeit bei uns. Nun aber kam auch noch Befehl, bis 6 Uhr abends die Stellung wieder zu räumen und uns dahin zurückzuziehen, von wo wir vorgegangen waren. Das war natürlich das Schmerzlichste, daß alles umsonst gewesen war. Einzeln gingen wir, erst kriechend, zurück, erst jeder Zehnte, dann 9., 8. usw. Leutnant und Unteroffiziere blieben bis zuletzt. Einige Tote lagen noch unterwegs, die sollten in der Dunkelheit von den Sanitätern geholt werden. Die Stimmung war bei den Leuten natürlich recht gedrückt. Das warme Essen und Trinken aus der Küche belebte dann wieder, und nach einem Marsch von 10 km bivaktierten wir bis zum Mittag. Dann gingen wir im Bataillon als Reserve, gegen Infanteriefeuer durch einen Höhenzug gedeckt, mit vor. Das war ein anderes Gefecht als unseres. Es ging immer vorwärts. Die Artillerie verschob immer, eine Batterie nach der anderen, ihre Stellung weiter vor, und wir waren bald im nächsten und übernächsten Dorf. Etwas Artilleriefeuer bekamen wir ja, aber nicht viel, weil die Russen wohl das meiste auf die Angreifer verwandten und sowieso ja nicht allzuviel Munition und Geschütze haben. Abends bekamen wir Brot und Post, und dann kam ein langer Marsch bis morgens 3 Uhr ohne Unterbrechung. Der Nachtmarsch war insofern nicht so schlimm, als wir guten Weg hatten; aber manchmal, wenn der Weg so recht vom Regen aufgeweicht ist, ist es fürchterlich, die Bagage bleibt stecken, besonders in den Dörfern, der Flammenschein der brennenden Dörfer, das Aufleuchten der Leuchtfugeln und Aufblitzen der Geschütze, dazu die Wachtfeuer, das Drängen und Lärmen auf dem grundlosen Wege macht alles einen schauerlichen Eindruck. Aber es geht ja vor und nicht zurück, das macht die Sache erträglich und hebt Stimmung und Mut. Wie anders muß es bei den Russen sein!

2. 8. 1915.

Gestern hatten wir Gottesdienst. Nun ist ein Jahr Krieg. Wie schlecht ich doch die Mobilmachung behalten habe. Einzelner Szenen erinnere ich mich wohl genau, aber das Ganze liegt so im Nebel schon. Meine Krankheit damals wird wohl mit daran schuld gewesen sein, und daß man jetzt so viel Neues sieht und erlebt. — Nachts ging's los in langem, langem Marsch, an die 40 km, in glühender Hitze und tiefem Sand, in die Gegend von Rozan und Ostrolenka. Gerade eben ist Roworowo und die Bahnlinie Ostrolenka—Süden gestürmt. Die Artillerie schießt wie wahnsinnig, es ist wieder der richtige, ich möchte sagen, Hindenburgische Betrieb: ein Durcheinander und Gewirre, besonders auf den großen Straßen und Brücken, von marschierender Infanterie, Artillerie, Munitions-

kolonnen, Lebensmittelbagagen, schwerer Artillerie, von der anderen Seite Sanitäts-Autos und Wagen, leere Munitionskolonnen und Gefangene, dazwischen Generalstabsautos. Es sieht rein gefährlich aus, wenn so eine Munitionskolonne vorbeirauscht, die Artillerie verbraucht auch Unmassen Munition. Ein Flieger nach dem andern kommt und geht, zuweilen zwei zu gleicher Zeit, ein Fesselballon ist ein paar 100 m rechts von uns in die Höhe gelassen. Wie gesagt, ein unglaubliches Chaos, und doch klappt alles tadellos. Die Russen müssen zurück, zurück. Wir sind noch Reserve, unsere ganze Division steht geschlossen zur Verfügung der Armee Gallwitz.

21. 8. 15.

Die Russen zogen am 18. August nachts tatsächlich ab, wir als Reserve hinterher. Bis Abend lagen wir eingebuddelt in einem Wald. Dann ging es weiter auf das brennende Ostrowo, ein Dorf vor Bialsk, los. Vor dem Dorf machten wir halt. Da plötzlich kam von rechts heftiges Gewehrfeuer und Hurra-rufen. Wir dachten, unsere dort liegende Schützenlinie vom Regiment 230 mache einen Angriff auf die russische. Da aber das Gewehrfeuer nicht aufhörte, dachten wir, sie sei wohl zu schwach, und gingen unter lautem Hurra nach rechts vor. Die Kugeln pfißen uns um die Ohren. Schließlich sah man im Halbdunkel — es war nebelig, und der Flammenschein des brennenden Dorfes erhellte ziemlich — dichte Haufen, die Hurra riefen. Es war ein Durcheinander. Endlich sah man soviel, daß sie nicht von uns weg, sondern auf uns zukamen. Wir gingen halblinks, und sie gingen auch links weg. Nun fielen einige Schüsse auf beiden Seiten, es schienen Russen zu sein. Aber rechts war schon beides durcheinander, man sah deutlich einen Helm. Man mochte also nicht schießen, und von links wurde gerufen: nicht schießen! Als aber ein paar Schüsse fielen, wurde die Knallerei allgemein. Einer schien den Hafer anstecken zu wollen, es war eine Handgranate, die platzte. Nun hatten wir's los. Also schießen! Ich war ganz links vorn beim Leutnant mit ein paar anderen Unteroffizieren und Leuten aus dem ersten Zuge. Nun fingen hinter uns aber auch welche an zu schießen und rechts hinter uns. Also Feuer von unseren eignen Leuten. Nun wurde die Verwirrung groß, es liefen fast alle zurück. Auch wir mußten etwas zurückgehen, um nicht abgeschnitten zu werden. Wären wir liegen geblieben und hätten wir geschossen, so hätten die Russen ungeheure Verluste gehabt. Die Russen hatten die Schützenlinie vom Regiment 230, die vorn lag, überrannt und wollten nun mit ihrem Gegenangriff weiter durchbrechen. Das wurde zufällig durch uns verhindert, und sie gingen auch zurück. Nun hatten hinter uns auf ansteigendem Gelände unsere Maschinengewehre freies Schußfeld und fingen an wie wahnsinnig zu knattern. Wir duckten uns, und die Kugeln pfißen über uns hinweg. Nun kam die Ursache des Feuers von hinten halbrechts herangeschritten, eine neue Schützenlinie von 230, die der ersten zu Hilfe kommen und stürmen wollte. Wir



verständigten uns glücklich. Die Maschinengewehre hörten auf und wir gingen zur Höhe zurück, nachdem wir die Verwundeten, die um Mitnehmen bettelten, verbunden und zurückgeschleppt hatten. Oben an der Straße sammelte sich das Bataillon und blieb eingebuddelt liegen.

29. 8. 15.

Gestern marschierten wir nach Klenniki. Abends war Gottesdienst, der Pastor sprach die Hoffnung aus, daß wir Weihnachten wieder zu Hause wären, dieses Jahr. Ob's wohl wahr wird? Ich glaube es eigentlich kaum. Der Gottesdienst war an der Kirche, die wie eigentlich alles hier aus Holz gebaut ist. Steinhäuser oder Ziegeldachhäuser sind Ausnahmen. Die Kirchen sind alle in Kreuzform gebaut. Darum herum liegt gleich der Kirchhof mit alten Eschen und großen Holzkreuzen; eigentlich viel schöner als unsere Kirchhöfe mit den vielen kleinen und häßlichen Denkmälern. Im allgemeinen ist der Kirchhof, oft mit einer kleinen Kapelle, eine Strecke vor dem Dorf. Oft sind die Häuschen langgestreckt, und meist liegen sie dicht zusammen, mit der schmalen Seite an der Straße, natürlich nur einstöckig. Je weiter man nach Rußland hineinkommt, desto mehr sind sie geschont, oft ganz unverfehrt, oft nur zum Teil abgebrannt. Hier wird ziemlich viel Hopfen gebaut. Gurken und besonders Kürbisse gibt es auffällig mehr als bei uns. Diese Gegend (23 km über die Bahn Bjalystok—Grodok) ist gänzlich unverwüstet, die Dörfer, durch die wir kamen, waren bewohnt. Überall standen die Einwohner vor den Häusern. Man sah ja manches ängstliche Gesicht, besonders bei Frauenzimmern, aber im allgemeinen schienen sie glücklich und zufrieden, besonders die Kinder. Man glaubt oft deutsche Kinder vor sich zu haben; pausbäckig, oft mit blauen Augen und hellen Haaren stehen sie auf einem Statet und gucken einen an. Diese Rasse scheint mir überhaupt uns nicht sehr fremd zu sein, es sind meist große kräftige Kerls. Die Stimmung wurde durch das friedliche Bild besonders eines Dorfes sehr gehoben. Auffällig waren mir auch die Ton- und Steintöpfe, die man hier viel sieht, in Deutschland würde man sie teuer als Kunstvasen verkaufen, alle haben schöne geschweifte Formen. Dann wunderte ich mich über die Fässer, sie sind meist aus einem Stück gearbeitet, ohne Tonnenband, einfach ausgehöhlte Baumstämme. Es muß eine riesige Arbeit gewesen sein, besonders bei so großen Dingen, in denen man schlafen kann.

16. 9. 15.

Gestern gegen Abend rückten wir weiter vor, wir hatten keine Fühlung mehr mit den Russen, deren Artillerie hinter uns ins Blaue schoß und uns nicht bemerkte, weil es dunkel wurde. Wir spitzten uns schon darauf, die Batterie vielleicht zu schnappen, dem Zeitraum zwischen Aufblitzen und Knall entsprechend waren wir etwa 2—3 km von den Geschützen entfernt. Wir kamen über eine Höhe, vor uns lag ein abgebranntes Dorf, wir gingen weiter vor, einer nach dem andern, über die nicht ganz verbrannte Brücke über den Bach einige 100 m vor

dem Dorf; dann langsam schweigend weiter, alle unzufrieden mit dem nächtlichen Vorgehen, mit dem wir doch schon so üble Erfahrungen gemacht haben. Vor uns der 2. und 3. Zug, dann wir. An dem ersten Weg, der am Dorfe rechts abging, stand einer, das Gewehr im Arm, Posten. Ich sah ihn und fragte: „Wer steht denn da Posten?“, mein Hintermann zugleich: „Wer ist das denn?“ Als der Posten nicht antwortete, ging mein Hintermann auf ihn zu, der drehte jetzt zaudernd um, zögerte bei den ersten Schritten und rannte dann in vollem Galopp weg. Es war ein Russe, der auf seinem Posten offenbar geschlafen hatte. Nun alarmierte er seine Wache mit abgebrochenem Schreien. Hier mußten also die ersten russischen Posten liegen. Bald folgten die ersten Schüsse der Wache. Zwei Kompagnien stark lagen wir nun eben links vom Dorf. Die Russen lagen im Bogen um uns herum, wir wußten, was uns für den nächsten Tag blühte, falls die Russen nicht, durch Bedrohung an einer anderen Stelle gezwungen, abrückten. Es wurde schon hell, dann ging das Artillerief Feuer los! So ein Höllenfeuer hatten wir während unserer ganzen Zeit im Felde noch nicht erlebt: Schrapnells mit Zeit- und Aufschlagsgländer, Granaten, schwere und leichte, und Kartätschen. Es glaubte wohl keiner davonzukommen. Meine Deckung schossen sie mir kaput, daß ich fast verschüttet wurde in meinem Loch. Natürlich ging es nicht ununterbrochen so heftig, aber doch den ganzen Tag über, und endete mit einem fürchterlichen finale con fuoco. Alles atmete auf. Die Verluste waren doch nicht so stark, wie man erwartet hatte. Die Russen liefen seit Mittag nach rechts in den Wald hinüber, unsere 6. Kompagnie rückte etwas vor und beschloß den Wald, und endlich gegen Abend funkte unsere Artillerie ein paar Schüsse hinüber. Sowie es dunkel wurde, gingen wir zurück und kampierten nach wohlthuendem warmen Essen in einem Wäldchen hinter der Höhe.

29. 12. 1915. Frankreich.

In Douai blieben wir bis zum 23. abends. Wir fuhren mit der Bahn bis Drancourt, ließen in Urleux die Tornister liegen und gingen mit Sturmgepäck (Mantel, Zeltbahn, Wolldecke gerollt von linker Schulter zur rechten Hüfte, daran das Kochgeschirr geschnallt, Koppel mit Drum und Dran, Gasmaske nicht zu vergessen, und Gewehr) in den Graben, die Spezialtruppe (Scharfschützen, Handgranatenwerfer usw.) nach vorne, 15–50 m je nach der Stelle von den Franzosen ab. Es war ja nicht sehr kalt im tiefen Unterstand, zumal bei der großen Einwohnerzahl, obgleich kein Ofen drin war, aber man war von dem Marsch doch durch und durch naß. Das waren schöne Weihnachten. Man hatte es vergessen, daß Weihnacht war, ganz plötzlich kam einem wieder der Gedanke am Abend, wehmütig erinnerte man sich der schönen Zeit zu Hause. Die Franzosen sangen ein Lied. Unser Verhältnis war überhaupt ein sehr gutes, wie ich es noch nie gesehen habe, allerdings wohl weniger durch Weihnachten als durch Naturgewalt bedingt. Erst wurde vorsichtig von beiden Seiten festgestellt, ob man einen bissigen

4*

Gegner vor sich habe oder nicht. Beide fanden wir uns friedfertig, wir schossen nicht, die Franzosen nur bei Nacht ihre festgesetzte Schußzahl an genau dieselbe Stelle, die wir natürlich mieden. Bei Tage, besonders des Morgens krächte man sich bon jour zu, verließ, wenn das Wasser gar zu hoch stand, den Graben und schöpfte mit einem Eimer. Einmal stand geradezu eine Schlamm und Wasser schaufelnde und schüttende Schützenlinie auf beiden Grabenrändern. Zigaretten, Schokolade wurde ausgetauscht und Wein getrunken sogar, was ich allerdings nicht gesehen habe und nicht beschwören will. Von französischer Seite nahmen einige die Gelegenheit wahr und liefen zu uns über. Gestern morgen wurden wir durch ein anderes Bataillon abgelöst und sind nun 4 Tage in Urleux in Ruhe.

30. 12. 1915.

Mit einem Brief einer französischen Frau an ihren gefangenen Mann. Besonders von den Tagen in Douai wollte ich noch schreiben. Wir waren mit 12 Mann. Ich selbst ging ins Nachbarhaus, wo wir einen Ofen hatten und ich eine Matratze, frisch überzogen, bekam mit Steppdecke. Da habe ich zum ersten Male wieder seit Januar ohne Kleider geschlafen. Die Herrschaft ließ sich nicht sehen, nur eine sehr freundliche alte Haushälterin, von der wir erfuhren, daß der Herr des Hauses als Oberst im französischen Heere ist. Von den im Nachbarhaus gebliebenen elf quartierte ich noch sieben aus. Die Leute (Hausbesitzer) freuten sich auch darüber, sie waren sehr nett, eine junge Frau mit einem ein Jahr alten Mädchen Juliette, ihre Mutter und ihr Bruder, der etwa 14 Jahre alt war. Dieser ging aufs Gymnasium und hatte schon ziemlich viel Deutsch gelernt, natürlich wohl mehr von der Einquartierung als auf der Schule, er war sehr stolz darauf, nicht weniger ich auf mein Französisch. Zuletzt konnte ich schon sehr viel verstehen, was man mir sagte, beinahe alles. Ich saß meist dort, sie kochten sehr guten Kaffee, boten Wein und Kuchen an, wir unterhielten uns ausgezeichnet. Die alte Frau behandelte mich sehr mütterlich, wollte mir immer noch ein Glas Wein geben und steckte mir Kuchen bei, bedauerte mich und die armen Soldaten und wünschte alles Gute. Zum Schluß schenkte mir der Kleine noch zwei Äpfel. Die junge Frau war sehr nett, ihr Mann ist in Maubeuge gefangen und ist in Friedrichsfeld. Sein Kind hat er nicht gesehen, ein paar Tage, nachdem er fort war, wurde es geboren. Kann man diesem Gefangenen wohl Pakete schicken? Wenn es geht, schickt ihm doch bitte mal eins. Sie gab mir einen Brief an ihn mit, offen, damit jeder lesen und sehen könne, daß nichts von Spionage drin stünde. Die Leute waren wirklich sehr nett, so daß ich es ihnen gern etwas vergelten würde.

26. 6. 1916.

Ich sitze jetzt ca. 300 m hinter dem ersten Graben in einer Hausruine, hier habe ich meinen Beobachtungsstand. Man ist zu Abend, spielt nachher etwas

Skat, raucht eine Zigarre, jetzt grade die letzte, bis es dunkler wird. Wir packen noch ein paar Eisengitter, die wir fanden, auf unseren Unterstand, um ihn etwas sicherer zu machen, es liegen Eisenbahnschienen darauf. Ein Flachbahner geht wohl nicht durch, ein anderer darf eben nicht raufkommen. Dann legt sich der Bursche zu Bett, ich lese eine Künstlerehe, zu sonst was habe ich keine Lust, schreibe eine Karte, schlage ein paar Mücken tot. Einzelne Schüsse fallen aus dem ersten Graben, es lohnt sich eigentlich nicht, sich hinzulegen, um 12 Uhr geht der Spektakel doch los, ich warte in meiner Bude bis 12, bis 10 Minuten nach. Sollten sie vielleicht doch ruhig bleiben? Ich ziehe die Stiefel aus und lege mich hin, das elektrische Licht brennt, schlafen kann ich nicht, ich wälze mich hin und her und warte auf den ersten Schuß. Da! ein paar Schrapnells. Wieder ruhig. Sollte es doch nichts sein? Gleich: Krach! Krach! Minen. Ich raus und Stiefel an! Jetzt gehts los, 12³⁰. Eiligst hole ich den anderen Vize und setze ihn ans Telephon. Ich klettere an der Mauer hoch und sehe rüber. Die englischen Maschinengewehre schießen von weit her und streichen hoch, damit man nicht rüber sehen kann. Das ist noch nicht schlimm. Man sieht die Minenwerfer abschießen und einschlagen. Nun kommen aber Schrapnells, und die Hölle ist los, die Luft bebt, heult und jault. Mein Bursche kommt auch heraufgeklettert. Ich gehe runter ans Telephon, der andere kann nämlich nicht damit fertig werden. Pui, Pui, Pui, fängt unsere Artillerie an. Längst nicht genug. Ich klettere wieder rauf, die Brocken fliegen, aber wir werden ja nicht direkt beschossen. Da steht ein Minenwerfer, und da noch einer. Der eine schießt nicht mehr. Jetzt kommt mittleres Kaliber dazu. Ein Höllenspektakel. Das Telephon klingelt wieder. Die armen Kerls da vorn. Es gehen rote Leuchtkugeln hoch. Die Engländer kommen. Sperrfeuer unserer Artillerie, aber nicht stark genug. Ich bin wütend auf unsere Artillerie. Die Minen krachen immer noch. Da kommt einer angeheht, ohne Rock und Waffen, ganz außer Atem natürlich, aber unverwundet, von der Kompagnie, die vorn war zum Schanzen. Er wird in einen Unterstand plaziert und kriegt Kaffee, beruhigt sich allmählich. Das Schießen geht weiter. Ich klettere wieder runter, zur Abwechslung steige ich für 10 Minuten mal wieder hinauf. Endlich wird das englische Feuer schwächer. Jetzt kommen sie nicht mehr, wenn sie nicht schon dagewesen sind. Das englische Feuer verstummt. Unsere Artillerie schießt auf den englischen Graben. Da schleicht einer herum, eiligst den Revolver und zusehen. Es ist ja nicht unmöglich, daß es ein Engländer ist, gestern haben sie erst einen in deutscher Leutnantsuniform hinter unserer Linie gefaßt. Es ist wieder ein Schanzer, der nicht weiß, wo er ist, und wo ihm der Kopf steht. Er ist aktiv gedienter Soldat, aber noch nicht draußen gewesen und war jetzt überhaupt zum erstenmal in der vorderen Stellung beim Schanzen, bis zum Bauch hat er in einem Wassergraben gesessen und ist natürlich ganz kopflos. „Erst mal Ruhe, Mensch, hier schießen sie nicht her.“ Ich habe noch einen Schluck Rognak, den

kriegt er, dann die nassen Kleider aus und Drillichzeug an von meinem Burschen. Allmählich beruhigt er sich, wird eingepackt und schläft. Unser Artilleriefeuer wird langsamer, das englische Infanteriefeuer wieder normal. Nach $\frac{3}{4}$ Stunden lege ich mich auch hin. Das Licht brennt und ist merkwürdigerweise hier hinten nicht ausgeschossen. Es ist 3 Uhr, ich schlafe ein, um 6 Uhr stehe ich wieder auf. Die Verluste der 5. Kompagnie sind 4 Tote, 5 Verwundete, 2 Verrücktgewordene.

12. 8. 1916.

Heute Morgen mußten wir wieder aus Loos fort, ich habe mich dort in diesen 3 Tagen sehr wohlgefühlt. Das Wetter war schön, abends saß ich mit einem guten Bekannten im Garten, dazu eine gute Flasche Wein, die wir von meinem Quartierwirt billig erhielten. Vor allem habe ich natürlich viel Klavier gespielt, auch wohl mal einen Spaziergang durch einen „Park“ unternommen, d. h. den Park einer schloßähnlichen Villa, die jetzt Lazarett ist. Dann ist noch so ein Park da, von uns viel darin abgeholzt, das von außen jedenfalls schöne Haus ist inwendig ganz zerstört. Schon 2 Jahre vor dem Krieg hat es leergestanden und die Bevölkerung hat einfach geholt, was sie an Holz brauchte. So etwas würde bei uns doch nicht vorkommen.

29. 1. 1917.

Liebe Eltern!

Gestern bekam ich Vaters Brief vom 22. Januar. Herzlichen Dank! Für die Zeit unseres Einsatzes bin ich als Beobachtungsoffizier zum Regimentsstabe kommandiert, die Bataillonsbeobachtungsoffiziere fallen fort. Herzlichen Gruß!

Euer Arthur.





× Alwin Damke.



Alwin Damke

Lehrer, Vizefeldwebel und Offizier-Aspirant, Sohn des Schuhmachermeisters Damke in Oldenburg, geboren am 12. Oktober 1889 zu Oldenburg, besuchte die Seminar-
schule und von Ostern 1904 bis 1910 das Lehrerseminar seiner Vaterstadt. Von
Ostern 1910 bis Ostern 1913 war er Nebenlehrer an der Schule zu Tungen, vom
Mai 1913 an in Eckwarden. Im Juli 1914 bestand er die Staatsprüfung
und meldete sich darauf als Einjährig-Freiwilliger beim Infanterie-Regiment 91,
wurde aber wegen einer Schwäche, die in einem Fußgelenke nach einem Fall zu-
rückgeblieben war, als Ersatzreservist zum Artillerie-Regiment 62 überschrieben.
Da nach dem Ausbruch des Krieges den Lehrern nicht mehr die Erlaubnis er-
teilt wurde, als Kriegsfreiwillige einzutreten, so mußte er warten, bis die Artillerie ihre
Ersatzreservisten brauchte, und das ist ihm sehr schwer geworden: „Die meisten meiner
Kollegen, auch verheiratete“, sagte er, wenn ihn die Ungeduld wieder und wieder
zur Kaserne trieb, „kämpfen schon wochenlang draußen, und ich schäme mich, noch
so durch die Stadt zu gehen.“ Und doch liebte er seinen Beruf. Anfang Januar
1915 dann doch zur Infanterie einberufen, reiste er überglucklich zum Infanterie-
Regiment 78 nach Braunschweig ab. Am 7. April rückte er ins Feld, am 4. Tage
darauf wurde das Regiment gleich in die schweren Kämpfe bei Mariampol und
Kalvaria verwickelt. Dann dem 10. lothringischen Infanterie-Regiment Nr. 174
zugeteilt, machte er den Stellungskampf im Wald von Augustow und im Herbst
den Vormarsch auf Rowno und Wilna mit. Am 12. September bekam er bei
Maicangola vor Wilna einen schweren Lungenstichschuß und galt beim Regiment
für tot. Die Kugel blieb in der Lunge, aber schon nach 3 Monaten ließ er sich
felddienstfähig schreiben: „Wir sind da vorne ja so nötig,“ waren seine Worte.
Nachdem er im Winter auf 1916 in Münster die Offizierprüfung bestanden hatte,
zog er als Vizefeldwebel wieder zu seinem Regiment nach Rußland am Narocz-
See, wo er im Sommer und Herbst schwere Abwehrkämpfe mitzumachen hatte.
Nach kurzem Kursus auf der Kampfschule in Wyrenty kam er im Februar 1917
nach dem Westen in die Champagne. Hier stand er beim rheinischen Infanterie-
Regiment 363 und nahm an den schweren Kämpfen bei Prosznes teil. Am Morgen
des 17. April fiel er, an Unererschrockenheit für jeden ein Beispiel, in treuester
Pflichterfüllung an der Spitze seines Zuges bei einem Gegenangriff durch ein
feindliches Artilleriegeschloß. So erlitt er den Tod für sein treu geliebtes Vater-
land, den er noch kurz vorher den schönsten genannt hatte. Acht Tage nach ihm
fiel auch sein Bruder Heinrich, und am 1. Mai brachte die Post die Nachricht
vom Tode beider Söhne ins Vaterhaus. Über Alwin Damke schrieb sein Kompanie-
führer: „In der kurzen Zeit seiner Zugehörigkeit zur Kompanie habe ich Ihren

Sohn als einen tapferen, unbedingt zuverlässigen und umsichtigen Zugführer kennen und schätzen gelernt und beklage mit der ganzen Kompagnie tief den Verlust unseres freundlichen, lieben Kameraden.“

Feldpostbriefe.

Rußland, 13. 4. 1915.

Lieber Vater, liebe Geschwister!

Schwere Tage liegen bereits hinter mir, wir hatten schon ein schlimmes Gefecht mit Sturmangriff: wir 600 gegen 5000 Russen, trotzdem gesiegt und 1400 Gefangene gemacht. Mir hat Gott beigestanden, betet, daß der Krieg bald aufhöre, es ist schrecklich! Wenn nicht die Hoffnung wäre, es wäre zum Verzweifeln! Mir geht es sonst verhältnismäßig gut. Meinen ersten Tornister mit allen meinen Sachen habe ich beim Sturmangriff zurücklassen müssen, nachher war er verschwunden, ich habe aber die Sachen anderweitig beschaffen können, so daß ich keinen Mangel leide. Wir alle haben ein großes Lob vom kommandierenden General bekommen. Hoffentlich geht's weiter gut! Ich bin im Gefecht vollständig ruhig, weiß ich doch, daß es nur Gottes Wille ist, was mir geschieht! Ich füge mich in alles; was er uns schickt, müssen wir und können wir ertragen. Gestern sprach wundervoll ein berittener Feldgeistlicher zu uns, kurz bevor wir ins neue Regiment aufgenommen wurden. Auf Wiedersehen! Macht Euch mit unnötigen Sorgen das Leben nicht schwer. Gott möge bald Frieden einkehren lassen — so betet für alle!

16. 4. 1915.

Seit vorgestern sind wir aus dem Höllenkessel heraus. Unser Regiment soll durch ein anderes abgelöst werden, da es schwer mitgenommen ist. Aber tapfer geschlagen haben sich die Leute. Man muß sie erzählen hören! Am 2. Feiertag haben 17 Mann 245 Russen gefangen genommen. Aber man muß sie auch gesehen haben. Feldgrau? Alles Dreck über Dreck, zerrissen, zerschliffen und durch und durch verlaust. Wir Ersazleute haben ja nun Glück dadurch. Heute hatten wir Ruhe, mußten aber jeden Augenblick feldmarschmäßig antreten können. Zur richtigen Ruhe kommt man nie, man lebt andauernd in Spannung, der Wunsch nach Frieden ist allgemein. Wer aber auch einmal miterlebt hat, was Mensch und Pferde leisten und leisten müssen, der kann sich nicht vorstellen, wie das noch lange dauern soll. Uns allen kommt der Krieg vor wie ein fürchterliches Strafgericht Gottes, das die Menschen zurückführen soll zum tieferen, ernsteren Lebensgenuß, zur Genügsamkeit und Einfachheit. Wie man bescheiden wird! Neben mir speisen 4 höhere Vorgesetzte, und man sieht ihnen ihr Wohlbehagen an über den reich gedeckten Tisch: Kommißbrot mit Schmalz! Je weiter man von der Grenze wekommt, desto schwieriger gestaltet sich die Lebensmittelversorgung, es muß ja alles auf Wagen und Karren herangeschafft werden. Die Postbeförderung

ist deshalb auch so schlecht. Ich kann Euch einfach nicht beschreiben, wie so eine russische Heerstraße aussieht. Wasser, Dreck, metertiefe Löcher, Pferdeleichen, Gefangenen-Kolonnen, Holzbrücken auf dem Weg entlang, Felsblöcke, Artillerie, Kavallerie, Infanterie, Bagage- und Munitionswagen, Verwundetentransporte — ein furchtbares Durcheinander! Am meisten leid tun einem die armen Pferde, die ja nicht wissen, warum das alles geschehen muß. Von den Feldgrauen ist jedermann überzeugt, daß es sich um Großes handelt, wo jeder sein Bestes und Stärkstes hergeben muß, sei es nun Offizier, Feldsoldat oder einfacher Fahrer vom Fuhrpark. Und dann solltet Ihr mal so eine russisch-polnische Stadt mittlerer Größe sehen! Die Straßen sind kaum als solche zu erkennen, die besseren haben Bürgersteige von Brettern, die Häuser aber sind unter aller Kanone, schindelgedeckte Blockhäuser, fast nur aus Holz gebaut. Kirchen dagegen, sowas gibts in Deutschland nicht. Die Römisch-Katholischen wetteifern mit den Griechisch-Katholischen. Die Dächer mit den vielen Türmen sind von purem Silber, das schönste aber sind die über und über vergoldeten Altäre. Jetzt liegt meistens unser Militär drin, ein merkwürdiger Kontrast, aber ruiniert wird nichts. Die Verpflegung der ungeheuren Truppenmassen ist sehr schwierig. So kommt es, daß wir wenig zu beißen hatten, als wir direkt im Feuer lagen. Wie freuten sich die Kameraden, als sie nach der Schlacht in den Brotbeuteln der gefangenen Russen Schmalz und Butter fanden, auch Zucker hatten die Kerle übergenug. Einige Tage gab es kein warmes Essen, wir waren zufrieden, wenn wir etwas Brot bekamen.

19. 4. 1915. (Rückblick.)

Am Mittwoch, dem 7. April, war der feierliche Auszug aus Braunschweig, dann ging die interessante Fahrt über Stendal, Berlin, Küstrin, Dirschau, Marienburg, Königsberg, Wohlau, Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen bis zur Grenze Eydtuhnen-Wirballen und zur Endstation Wilkowitschi. Von Wohlau an sahen wir die verheerende Wirkung des Krieges, je weiter der Grenze zu, desto mehr. Die in diesen Tagen zurückkehrenden Einwohner begrüßten uns mit ernstem Jubel, uns wurde immer wehevoller zu Mute. Als wir allerdings am 9. April in Wilkowitschi ausgeladen wurden und die Landstraße sahen, wußten wir nicht, ob wir weinen oder lachen sollten. So ein Dreck, der dreckigste Marschenweg im schlimmsten Regenwetter ist Gold dagegen. Bis zu den Knien, aber wirklich! sanken wir ein. Übernachtet habe ich in einer elenden Hütte. Fast nur Juden sind im Lande zurückgeblieben, aber davon übergenug, sie alle wünschen nichts sehnlicher, als daß die Russen nimmer zurückkehren möchten. Am 16. April marschierten wir die 21 km nach Mariampol, wo wir abends ankamen und Quartier bezogen. Kurz vor der Stadt schlugen die ersten feindlichen Granaten 50 m von uns ein, ein wenig behagliches Gefühl! Nachts um 1/2 12 Uhr Alarm. Bis morgens 8 Uhr standen wir feldmarschmäßig auf dem armseligen Marktplatz. Teile von uns waren

schon vorher abgerückt, die ganze Nacht hörten wir heftiges Geschützfeuer und das Knattern der Gewehre, morgens wurde es immer heftiger. Raum waren wir aus der Stadt, da hieß es: „Laden und sichern!“ Dann wurde ausgeschwärmt, das Wasser stieg uns über die Kniee. Plötzlich vor einem Erdwall: „Seitengewehr pflanzt auf!“ und der schneidigste Sturmangriff war im Gange. Wie die Kugeln zischten! Pfeifen ist was anderes. Bald lagen die ersten Verwundeten in unserer Schützenlinie, aber immer wieder „Zum Sprung auf! Marsch, marsch!“ An Schießen war des dichten Nebels wegen nicht zu denken, kein Russe war zu sehen, das war das Niederdrückende bei der Sache. Dabei sah man uns scheinbar ganz genau. Mit einem Male hieß es: „Zurück!“ Wer den Befehl gegeben, ich weiß es nicht. Wir hatten kaum einen Führer bei uns, ich lief 30—40 m zurück in ein Schützenloch, das bis oben voll Wasser stand. Ich platschte hinein, verband einen sehr schwer Verwundeten und freute mich, als das Signal kam, wieder vorzugehen. Mit Hurra voran! Dicht vor dem feindlichen Graben standen wir, und da! ein jammervolles Bild, die 4—5000 Russen kamen in Scharen aus ihren Löchern heraus und ergaben sich, 1400 Mann konnten abgeführt werden, die anderen flohen, und manchen traf ein Schuß im Rücken. Aber die russische Artillerie gab sich nicht zur Ruhe, immer hinein in die Gefangenenmassen sandte sie ihre eisernen Flüche, und dann übersäte sie das ganze Schlachtfeld mit einem Hagel von Schrappnels und Granaten. Ich blieb im vordersten Schützengraben, und die Stunden hier waren furchtbarer als am Morgen in offener Schlacht, man sah den Tod ständig vor Augen, 15 m von uns platzte eine Granate, wir blieben verschont. Als sich dann gegen Abend das Feuer legte, kamen wir aus dem eroberten Graben heraus, und wohl nie im Leben hatte ich ein so tiefes Dankgefühl gegen Gott wie jetzt. Man lernt beten, wenn es so kommt. Der Gang über's Schlachtfeld war das traurigste Erlebnis, das ich je gehabt habe. Da lagen sie, Freund und Feind im Tode vereint und die vielen Elenden, die an Leib und Seele zerschlagenen Streiter. Als wir am Abend in die Stadt einrückten, empfing uns freudestrahlend der Oberstleutnant der 260er, denn diesem Regiment hatten wir in größter Not beispringen müssen. Er beglückwünschte uns zu dem großen Erfolge und zeigte uns, welche strategische Bedeutung dieses Gefecht hätte. Wären die Russen nämlich Sieger geblieben, so hätten die Unmengen von unseren Soldaten, die in der vorgeschobenen Stellung weiter südlich bei Kalwaria liegen, nicht mit Lebensmitteln versorgt werden können. Am Montag 22. 4. morgens ließ der Oberstleutnant uns nochmals halten und sprach den Dank des Oberkommandierenden aus.

Augustow, Schützengraben. 1. 5. 1915.

Die erste Maiennacht im Schützengraben! Ein seltsames Gemisch von Freuden- und Schmerzgefühlen! Wie kann es in der so schönen Welt — so denkt ein jeder von uns — etwas so Schreckliches wie den Krieg geben!



Wie am Tag, so ist auch nachts der klarblaue Himmel über uns, wie am Tag die strahlende Sonne, so nachts der blendende Vollmond und die winterlich glitzernden Sterne, aber auch wie am Tag, so in der Nacht pfeifen einem die feindlichen Geschosse über die Köpfe, durchschlagen die schlanken Tannenstämmе um uns, wie wenn diese von Wachs wären, und sinken, Gott sei gedankt, meistens ohne Schaden angerichtet zu haben, ermattet ins Moos des Waldes. Dabei dröhnen die feindlichen schweren Geschütze in der fernen Schlachtenlinie unaufhörlich an unser Ohr, das so gerne den Waldfrieden der Nacht genießen möchte; und zeitweise rattern die Maschinengewehre ihre kurze Melodie durch die Nacht, um allen, die es nicht wissen und wissen möchten, um so eindringlicher zu sagen, daß keine Zeit zum Träumen ist, wie einstens in der Maiennacht. Ich hatte mich nach einem unruhigen, arbeitsreichen Tage aufs Ohr gelegt, um zu schlafen, da — „An die Gewehre!“ Und schaurig, als wenn die Welt in ihren Fugen krachte, hub der Schlachtenlärm an. Auf die Schanze in Gewehr zum Schuß fertig und losgefunkt, was raus wollte! Die Russen schienen einen Sturmangriff zu unternehmen, Befehle liefen unsere Front entlang, alles war aufgeregt, was kommen würde, aber es kam nichts als Tausende von Geschossen, die meistens zu hoch über uns hinwegsausten. Ganz langsam ließ der Sturm nach, eisige Ruhe wollte sich unser bemächtigen, wenn nicht an anderen Stellen der Kampf um so heftiger getobt hätte. Und so ging es fast die ganze Nacht hindurch. Der Mond ging unter, der Morgen graute, bis 4 Uhr stand ich als Posten auf dem Walle und erlebte das Erwachen des ersten Maientages. Ein Vogel, ein einziger, versuchte sein wundervolles Lied uns zu schenken, wir dachten an vergangene köstliche Stunden des Genießens, als Seminarist im Rasteder Park; wenn die Kugeln nur geruht hätten! Um 4 Uhr wurde ich abgelöst und sank ehrlich ermattet auf mein Mooslager in meiner Erdhöhle. Bis 6 Uhr hatte ich Ruhe, da hieß es schon wieder „Aufstehen!“, der harte Arbeitsdienst fängt an, bis 1 Uhr mit einstündiger Unterbrechung schleppten wir Bretter und dicke Drahtrollen aus dem Hinterhalt in unsere vorderen Stellungen, um diese auszubauen. Und da — da kam die Post und brachte mir — unendliche Freude — zwei Pakete. Besten Dank für alles, Ihr Lieben. Essen ist die größte Entspannung in aufgeregten Stunden, die man sich denken kann, wenigstens ist es heute so bei mir. Es stellt die natürlichste Verbindung mit dem Leben dar in Stunden, wo einem das Leben sekundlich immer wieder geschenkt wird. Wir unterhalten uns ständig über die Frage: Wie paßt der schreckliche Krieg in die schöne Welt? Und wir alle wissen nur eine Antwort: Ein Strafgericht Gottes! Die Menschheit soll zum Nachdenken über sich geführt werden; denn so wie es war, konnte es nicht bleiben. Und wer draußen ist, der lernt um, aber gründlich. Mancher kehrt zwar nicht zurück, aber er hat mit dazu beigetragen, als Gottes Werkzeug bei manchen anderen eine völlige Sinnesänderung hervorzurufen. Welches aber das Los des Menschen ist, das trifft ihn,

mag er es wollen oder nicht. Aber wie es kommt, so ist es gut, denn Gott will es. Da braucht sich keiner von uns Sorgen zu machen.

Rußland, 16. 9. 15.

Seit vorgestern abend liege ich mit 180 Mann Verwundeten in einer großen Gutscheune oben auf einem Berge. Alles überfüllt. Gestern abend kamen plötzlich noch 64 Leichtverwundete hinzu, die Nacht war natürlich alles andere als angenehm. Wir sehnen uns gegenseitig voneinander fort, möglichst dorthin, wo es weniger Elend gibt. Ob die Kugel sitzen bleiben wird? Tiefatmen schmerzt. Ich meinte zuerst, sterben zu müssen, konnte aber aus eigener Kraft noch ins Dorf zurückgehen, wenn auch langsam, und kam frühabends zur Ruhe. Unsere Kompanie hat sehr gelitten, die russische Stellung war äußerst schwer besetzt und von Garde zäh verteidigt. Wie freute ich mich vorgestern morgen, als ich unter den Verwundeten Freund Päs erblickte, er hat einen Querschläger zwischen Tornister und Rücken bekommen, es ist ziemlich gnädig abgelaufen. Wahnschafe, der andere Braunschweiger Freiwillige, hat ihn verbinden wollen und sagte eben: „Na, Päs, hast'n Kavalierschuß?“ Da mit einem Male liegt er in seinem Blute neben Päs, sofort tot!

Neu-Pletaschi, 22. 7. 16.

Lieber Vater!

Als Antwort auf Deinen lieben Brief schreibe ich Dir heute aus der Reservestellung den ersten Brief. Jetzt also ist es erreicht, in der Nacht von Donnerstag auf Freitag wurden wir abgelöst. Ich verließ mit dem Rest der Kompanie gestern morgen um 7 Uhr die Stellung und kam etwa um 10 Uhr hier an. Den „Auszug aus Ägypten“ hättet Ihr mal sehen sollen! Wie sich die Karawane mit Sack und Pack beladen, mit Tornister, Schanzzeug, Eimern, Waschschalen, Kochtöpfen, Kisten und Kästchen neben ihrer vorschriftsmäßigen Feldausrüstung ganz fürchterlich ausgestattet durch die Täler und Schluchten hinter der Front, durch den tiefen, lehmigen Dreck des aufgeweichten Bodens einhertapften — ein ulkiges Bild, jedenfalls kein militärisches Schauspiel, wie man es von Friedenszeiten gewohnt ist. In Marschordnung war einfach nicht zu denken, jeder freut sich, wenn er auf dem glitschigen Boden beinig bleibt. Wer noch eine Hand frei hat, gibt sich mehr Standhaftigkeit durch einen dicken Eichentknüppel, ein anderer benutzt den guten, bürgerlichen Stubenbesen dazu. Und dann die Musik! Mund- und Handharmonikas, Flöten, Gitarren und sogar ein Tambourin machten die Marschmusik. Man wußte nicht, woher die Leute die Lust und vor allen Dingen die Lust zu dieser Anstrengung noch hernahmen. Und dabei regnete es auch noch! Aber sie wußten wohl alle, daß sie einer besseren, wohnlicheren und heimeligeren Behausung entgegenzogen, als die kleinen dumpfigen und feuchten Unterstände es waren, die am Schützengraben liegen.

10. 8. 16.

Gestern abend überreichte mir und noch 5 anderen Leuten der Kompagnie unser Hauptmann das Eiserne Kreuz, eine Anerkennung, die leider nicht dem 10. Teil derer, die sie verdient haben, zuteil wird. Die trösten sich eben, wie ich es bisher auch getan habe. Es kommt nicht darauf an, was die Welt von einem denkt, sondern darauf, wie man sein Tun und Lassen vor Gott und vor sich selbst verantworten kann. Das ist und bleibt die Hauptsache, besonders in dieser schweren Zeit. Die Gefinnung heiligt den Menschen, nicht das Glück.



Heinrich Damke

Sparkassenbeamter, Sohn des Schuhmachermeisters Damke in Oldenburg, geboren am 13. Juli 1887, besuchte die Seminarsschule seiner Vaterstadt und ging nach der Lehrzeit bei der Fondsverwaltung zur Expedition des Ministeriums und später zur Landessparkasse über, als er die Prüfung im Rechnungsfach bestanden hatte. Bis Februar 1912 war er an der Nebenstelle der Landessparkasse zu Delmenhorst und darauf an der Hauptkasse in Oldenburg angestellt. Nach dem Ausbruch des Krieges war er noch bis zum 1. August 1915 reklamiert, dann wurde er zum 1. Garde-Regiment in Potsdam eingezogen. Eine Blinddarmentzündung veranlaßte es, daß er erst im Herbst 1916 ins Feld kam. Er nahm mit dem 1. Garde-Regiment an den schweren Frühjahrskämpfen im Westen teil, sein Feldweibel freute sich immer, daß er als einer der ältesten in der Kompagnie überall frisch und tapfer vornean war. Am frühen Morgen des 25. April 1917 wurde er durch Granatsplitter am Arm verwundet und einige Minuten darauf erhielt er von einem zweiten Splitter die Todeswunde am Kopfe. Es war bei einem Sturmangriff am Winterberg, seine letzte Ruhestätte fand er bei der Hurtebise-Ferme. So gab auch er dem Vaterland sein Leben. Daß sein einziger Bruder Alwin acht Tage vorher gefallen war, hat er nicht mehr erfahren.

Feldpostbriefe.

Frankreich, 16. 11. 1916:

Lieber Vater und Geschwister!

Am Sonntag morgen um 7 Uhr fuhren wir von Potsdam nach Berlin zum 3. Garde-Regiment zu Fuß, wo wir neu feldmarschmäßig eingepuppt wurden. Die Einkleidung dauerte sehr lange. Montag abend bekamen wir das heilige Abendmahl. Endlich am Mittwoch ging es los. Auf dem Kasernenhof fand beim Abschied noch ein Feldgottesdienst statt, und dann ging der sehr lange Zug von zwei Musikkapellen begleitet etwa 1½ Stunden lang quer durch Berlin zum Bahnhof. Wir vom 1. Garde-Regiment marschierten an der Spitze. Die Bahnfahrt war sehr lang; denn erst Sonnabend morgen kamen wir hier an.

25. 12. 1916.

Heiligen Abend unter Kanonendonner hätten wir hinter uns. Die Feier fand in der katholischen Dorfkirche statt und bestand aus Gesangsvorträgen und einer Ansprache unseres Hauptmanns. Nach der Feier bekamen wir jeder ein Liebesgabenpaket, das allerlei nützliche Sachen enthielt. Mittags hatten wir schon Zigarren und Zigaretten erhalten. Das ist doch sehr nett, nicht wahr? Da sich





Heinrich und Alwin Danke.



die Franzosen aus diesem Festtag nichts machen, so ist hier wirklich nichts von Weihnachten zu merken.

1. 3. 17.

Wo ich liege, darf ich nicht schreiben, es wird bei jeder Gelegenheit betont, daß so etwas schwer bestraft würde, und eine Strafe möchte ich während meiner Militärzeit doch nicht gerne haben, im Zivil natürlich noch weniger. Die Mitteilung über Alwins Verbleib hat mich sehr interessiert. Ich glaube, weit genug getrennt sind wir schon, es ist aber immerhin nicht ausgeschlossen, daß wir uns doch noch mal treffen. Entfernungen gibt es in diesem Kriege doch überhaupt nicht. Im übrigen denke ich mit ihm: Alles hinnehmen, wenn es kommt, dann braucht man sich nachher auch keine Vorwürfe zu machen.

7. 4. 17.

Wieder habe ich eine Wanderung hinter mir. Charfreitag morgen um 8 Uhr sind wir losmarschiert, etwa 25 km. Das Wetter war sehr schön, so richtiges Osterwetter. Es macht Spaß, so mit Regimentsmusik durch die Dörfer zu marschieren. Unsere Kompanie hatte auch noch das Glück, an der Spitze zu marschieren. In einem Dorf, wo auch Militär lag, fragte ein Offizier von einem Linienregiment einen meiner Kameraden, ob wir noch größere Kerle hätten. Wie wird der gestaunt haben, als er die am Schlusse marschierende Leibkompanie gesehen hat. . . . Vergesst bloß, bitte, den Tabak nicht. Die Leidenschaft oder das Laster ist eben da und muß daher gepflegt werden.

22. 4. 17.

Morgen werden wir wahrscheinlich abgelöst. Wenn wir dann bloß hier aus diesem bösen Bereich herauskommen! Die älteren Kameraden sagen, hier wäre es schlimmer als an der Somme. Augenblicklich sitze ich im Graben im Walde. Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern und die Granaten sausen durch die Luft, dazwischen krachen noch die Schrapnells.

24. 4. 17.

Morgen früh geht's noch mal wieder in Stellung, und dann werden wir abgelöst und kommen weiter nach hinten. Hoffentlich werden wir dann nicht hier wieder eingesetzt. Wenn nur der morgige Tag erst gut vorüber wäre! Um die Gartenarbeit beneide ich Euch wirklich. Unsereins muß sich hier im Dreck herumwälzen. Hoffentlich ist der Krieg bald vorbei. Für heute seid alle recht herzlich
gegrüßt von
Eurem Heini.

Emil Eilers

Landwirt, einziger Sohn des Landwirts Dietrich Eilers in Bokel bei Augustfehn, geboren am 20. Dezember 1887, wurde im elterlichen Betriebe erzogen und besuchte die landwirtschaftliche Winterschule in Zwischenahn. Seiner Militärpflicht genügte er von 1907 bis 1909 bei der 5. Kompagnie des Oldenburgischen Inf.-Rgt.s. Nr. 91 und wurde als Unteroffizier-Aspirant entlassen. Darauf war er mit Lust und Liebe in der väterlichen Landwirtschaft tätig. Da er sehr naturliebend war und für alles, was die Landwirtschaft betraf, das größte Interesse bekundete, so dünkte ihm sein Beruf der schönste zu sein. Auch war er ein eifriger, gewandter Turner, von fast jedem Turnfest kehrte er als Sieger, mit dem Eichenfranz geschmückt, heim. Er nahm an einem Turnwartkursus in Bremen teil. Am 5. August 1914 wurde er als Unteroffizier dem Brigade-Ersatz-Bataillon der 37. Inf.-Brigade der 10. Ersatz-Division zugeteilt und zog mit großer Begeisterung ins Feld. Wegen seines kameradschaftlichen, ruhigen, besonnenen Wesens war er sehr beliebt. Sein Freund sagte: „Je größer die Gefahr, desto ruhiger wurde er.“ Er erhielt das Eiserne Kreuz; und als ihm auch das Friedrich-August-Kreuz überreicht war, war er am 7. Juli 1915 gegen 10 Uhr gerade damit beschäftigt, sich das blaurote Ordensband durch das Knopfloch zu ziehen, als eine schwere Granate seinen Unterstand durchschlug und ihm eine so schwere Kopfwunde beibrachte, daß er sofort starb. So berichtete sein Kompagnieführer den Eltern und er fügte hinzu: „In der ganzen Kompagnie war Ihr Sohn als treuer, biederer Kamerad aufs höchste geschätzt, ich betrauere in ihm den Verlust meines besten Unteroffiziers.“

Feldpostbriefe.

Gerbecour, den 19. 9. 14.

Meine lieben Eltern, liebes Schwesterchen!

Die schlimmen, gefährlichen Tage vom 8. bis 12. September sind Gott sei Dank vorüber; und wenn sich unsere Lage wieder in eine ähnliche ändern sollte, soviel ist gewiß, schlimmer kann sie nicht werden. Wir sind augenblicklich und wahrscheinlich auf längere Zeit ziemlich weit hinter der Front, wir hören die Kanonen nur aus der Ferne donnern, sind zum Grenzschutz kommandiert. Danket dem Himmel, daß Ihr den Krieg dort nicht habt, oh all diese verwüsteten, nicht einmal abgeernteten Felder, die Weinberge, die zerschossenen, verbrannten und verlassen Dörfer! Ich könnte Euch so viel schreiben, das Herz ist mir so voll, auch von den Waldgefechten vom 8. bis 12. September, wo wir so viel gelitten haben, aber unter all den Kameraden kann man seine Gedanken gar nicht so recht zu Papier bringen, wie man wohl möchte, man wird immer gestört. Das will



Emil Eilers.



x

Emil Eilers.

ich aber noch mitteilen, daß ich freiwillig mit noch 8 Mann unseres Zuges am 12. September abends in der Dämmerung noch mal den Kampfplatz des Nachmittags aufgesucht habe, um unseren toten Kompagnieführer zu holen, der sollte den Franzosen nicht in die Hände fallen. Es war schauerlich, grauig, dort unter all den Toten, und dann der Zug mit dem toten Leutnant auf drei Gewehren. Ich hätte mir die Kraft dazu selber nicht zugetraut vor dem Kriege, aber man wird vollständig gleichgültig und hart gegen alles, wenn man so tagelang in Gefahr ist und im Gefecht liegt.

Schlachtlinie Toul-Verdun, 12. 10. 1914.

Hoffentlich hat der Krieg bald ein Ende, und sollte ich gesund zu Euch Lieben zurückkehren, so will ich das Versäumte wohl nachholen. Ist Heinrich schon eingezogen und habt Ihr einen Knecht wieder? Ist Fanny noch munter und ist Lotte schon gezähmt? Funktioniert die Kartoffelmaschine? Wie sieht es sonst dort aus? Hier ist es zum Weinen. Zertreten und zerschossen weite, weite Flächen, zerschossene und verbrannte Dörfer, die verzweifelte Gesichter der wenigen zurückgebliebenen Greise, Frauen und Kinder! Gestern stand ich als Unteroffizierposten oben am Berge und hatte wunderschöne Aussicht auf die ganze Schlachtlinie. Auch ein Gefecht war im Gange, die Franzosen wurden schon beim ersten Anstoß in die Flucht geschlagen. Vorige Nacht wurde wieder von unserer Seite ein großer Vorstoß gemacht, der auch glückte. Es war schauerlich auf unserem einsamen Posten anzuhören: Geschützdonner, Gewehrgeknatter, Maschinengewehre, Kommandos, Hornsignale, Hurrageschrei, dann plötzlich Totenstille, Lichter huschen über das Schlachtfeld, Verwundete werden zusammengeführt.

Im Walde von Gerikamp, 14. 1. 1915.

Heute und noch drei weitere Tage liegen wir hier bei der 25. Brigade als Reservekompagnie. Die Ablösung, der Marsch dahin kann nur im Schutze der Dunkelheit geschehen. Das will ich Euch mal schildern. Gestern abend um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr war es stockfinster, Regen und Schneetreiben. Der Zug tritt auf der Straße an. Im Flüsterton wird festgestellt, ob alles da ist; im Flüsterton Kommandos gegeben. Zuerst eine Strecke Chaussee, dann ein Glied formiert. Im Gänsemarsch geht es links ab ins arg zerschossene freie Gelände, der Hintermann fast an den Rochgeschirriemen seines Vordermanns. Der Zugführer geht mit einem langen Stock vorne, und vorsichtig, immer mit dem Stock fühlend, geht es vorwärts. Der Zug patscht durch den tiefen Dreck hinterdrein. Zu sehen ist nichts, nicht mal das Wasser in den unzähligen Granatlöchern — „Halt, wer da?“ „Ablösung 4/1 37.“ „Parole?“ „Main.“ — „Kann passieren!“ Ein Vorposten war es. So geht es noch ein paarmal, dann kommt der Waldrand. Jetzt heißt es aber aufpassen, daß die Verbindung nicht abreißt. Immer rennt man gegen die Bäume an, der Dreck wird noch viel tiefer, manchmal läuft er einem über die



Stiefelschäfte. Endlich sind wir da, die Ablösung erfolgt, und wir beziehen die Unterstände. Der Boden ist mit Brettern belegt, darauf ein trockenes Strohlager, unter den Brettern steht fußhoch das Grundwasser, das mit einer Pumpe alle Stunde ausgepumpt werden muß. Im Kamin brennt noch ein schönes Feuer, moi warm ist's in der Bude. Eine Zeitlang wird noch geflucht und geschimpft über den verdammten Weg, und bald liegt alles in tiefer Ruhe. Nur der Posten draußen patrouilliert immer auf dem Knüppeldamm im unterirdischen Dorf herum.

24. 1. 1915.

Bis 40¹⁾ ist nun alles da. Meinen allerbesten Dank. Man lebt ja besser als in Zivil; Brot ist man nur so nebenbei, fein schmecken die Schmortaale und die Äpfel. Die Biennen machen an dem seidenen Unterzeug immer Rutschpartie. Ich habe zwei Nächte auf unserem total verlausten Heuboden tadellos geschlafen, habe nichts von Kribbelkrabbel gemerkt. In Rußland wird es aber jedenfalls noch schlimmer sein. Gestern sind wir gegen Typhus geimpft worden, sämtliches Militär, sämtliche Einwohner von Hendicourt, Frauen, Kinder, Greise. Ich weiß nicht, ob auch Hunde und Katzen ihr Teil abgetriegt haben.

13. 2. 1915.

Ich hatte, wie so viele bei diesem Quackelwetter, es friert, schneit, regnet, stürmt, die Influenza. Es ist aber schon bedeutend besser, habe schon wieder zwei Nächte im freien Feld auf Feldwache gelegen, in Weinfässern fein geschlafen. Als ich heute morgen geweckt wurde, lag eine dicke Lage Schnee auf meinen Beinen, die Sonnen sind nämlich zu kurz, die Beine müssen draußen schlafen.

Le Mont, 17. 2. 1915.

Lieber Vater!

Es ist hier gerade, als wenn man auf dem Kyffhäuser-Berg steht und in das reiche Thüringer Land hineinschaut. Reich ist auch Frankreichs Boden, aber die Landwirtschaft ist 200 Jahre zurück. Wie ärmlich steht sie neben unserer deutschen. Woran liegt das? Der Staat ist nicht wie bei uns so oft das Vorbild. Die Entwässerung des Landes ist erbärmlich, keinen Graben sieht man, nicht mal an den baumlosen Straßen. Drainage kennt man gar nicht. Der schöne Lehmboden, der nicht zu schlecht zum Zuckerrübenbau wäre, treibt vor Nässe, Hafer und Weizen waren meist nur einen Fuß hoch, Hackfruchtbau wird wenig betrieben. Die Wiesen, die vielfach schwerer Tonboden sind, haben neben ihren Kleigräsern viel saure Gräser, eine Folge der Versäuerung durch das stehende Wasser. Vielfach sieht man so inmitten des Landes alleinstehende Fermen, aber kein einziger Weg führt da heran. Die Gebäude sind düster, unpraktisch, Stall wie auch Wohnraum.

¹⁾ Die Sendungen an die Krieger wurden numeriert.

Den halben Hof nimmt der nach französische Art sehr unordentliche große Misthaufen ein. Die Fermen in dieser Gegend sind fast alle im Besitz von Deutschen gewesen, sie sollen übrigens sehr billig zu kaufen gewesen sein. Vieh gibt es ja jetzt hier gar nicht mehr, es hatte aber auch keinen züchterischen Wert. Über die Weinberge kann ich ja schlecht urteilen, aber das habe ich doch gesehen, im Elsaß waren sie akkurater und üppiger. Nun aber die ausgedehnten Wälder hier, meist Staatsforsten, einfach traurig. Erstmal überhaupt keine Entwässerung, ganz ohne Regel und Recht steht hier und dort eine große Eiche, Esche, Buche, wie es der Zufall gewollt hat, und darunter ein Urwald von dichtem Unterholz. Der französische Wald taugt nur für den Ramin. Dieses Frankreich mit einer solchen Bodenwirtschaft wagt es, den Kulturkampf mit uns aufzunehmen; denn dieser Krieg ist nicht nur ein Krieg der Waffen, sondern auch der Kultur gegen Kultur. Zur allgemeinen Kultur gehört auch die Bodenwirtschaft.

Le Mont, 21. 3. 1915.

Der schönste Frühlingmorgen. Es hat über Nacht etwas gefroren, und nun lacht die Sonne, viel zu schade für den schrecklichen Krieg. Ganz oben im blauen Äther jagen sich französische und deutsche Flieger, die Knallerei der Geschütze und das Krepieren der Geschosse ist fast ohrenbetäubend. Rings um die Flieger, Hunderte von kleinen weißen Wölkchen, die von den auf sie abgeschossenen Granaten und Schrapnells herrühren. Wir müssen in die Deckungen, um gegen die herunterfallenden Sprengstücke gedeckt zu sein. Ihr könnt Euch wohl von einem modernen Kriege keinen richtigen Begriff machen. Gott gebe, daß Ihr den auch nie kennen lernt. Bei Verdun ist dauernd ein Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, es ist kein Donnern der Geschütze mehr, sondern ein ewiges Rollen, und links von uns bei Pont-à-Mousson scheint es fast noch schlimmer zu sein.

Hendicourt, 24. 3. 1918.

Wohin geht es? Werden wir irgendwo gebraucht? Zehnmal besser ist es, ein Gefecht oder eine Schlacht von Anfang an mitzumachen als im tollsten Schlachtentumult als so ziemlich letzte Reserve eingeschoben zu werden und die zerrissenen Lücken auszufüllen. In allerhöchster Alarmbereitschaft lagen wir hier. Da, am 22. gegen Abend wirklich Alarm, in 10 Minuten schon marschiert das Bataillon die Straße nach Nonfart herunter. Es geht nach Pont-à-Mousson, die Garde-Ersatz-Division hat unsere Hilfe angerufen. Die Franzosen sollen dort 45 Bataillone zusammengezogen haben. Aber lustig und guter Dinge sind wir, nun wir endlich wissen, wohin es geht. Das Getöse der Geschütze dort hat sich verdoppelt, blutigrot ist der Himmel, die Dörfer brennen. Da, auf halbem Wege „Rehrt, marsch!“ Die Garde mit ihren Geschützen ist alleine mit den Franzosen fertig geworden, die Gefahr ist beseitigt, es liegen jetzt genug Reserven bei der

5*

Garde, wir ziehen schon heute Abend wieder in unsere alten Stellungen. Ein gewisser Druck hat sich nun aber doch von unserer Brust gewälzt.

Noch etwas Schönes kann ich Euch erzählen. Durch Brigadebefehl ist allen Offizieren der Brigade bekannt gegeben, daß die Stellung des 1. Zuges unserer 4. Kompagnie im Walde Jerichamp, Brustwehrstellung und Schutztraversen gegen Flankenfeuer, am schönsten, praktischsten und akkuratsten gewesen sei. Unser Leutnant ist über dieses öffentliche Lob sehr glücklich. Wer aber hat das alles gemacht? Ich war's. Nach meinen Anordnungen ist alles gebaut worden, und selber habe ich mitgearbeitet vom frühen Morgen bis zum späten Abend, weil es mir Spaß machte und unser Leutnant mir vollständig freie Hand ließ. Wenn er auch das Lob bekam, so bin ich doch auch stolz darauf.

1. 7. 1915.

Bis jetzt bin ich durch alle Gefahren, die uns tagaus, tagein umgeben, glücklich hindurchgekommen, wofür man dem lieben Gott gar nicht dankbar genug sein kann. Denn schon viele meiner lieben Kameraden starben an meiner Seite den Heldentod oder erlitten schwere Verwundungen. Anfangs wurde man recht traurig und kopfhängerisch. Die Träume führten einem immer wieder die schrecklichen Bilder vor. Jetzt aber ist man vollständig abgestumpft gegen solche Gefühlsausbrüche. Der urkräftige deutsche Humor hilft über alles hinweg. Das ist gut so. Was nützt uns ein kopfhängerischer Mann, mit dem Lebenslustigen und Mutigen nur haben wir bisher die herrlichen Siege errungen.





Otto von Finckh.



Otto von Finckh

Leutnant, Sohn des Geheimen Oberregierungsrates Präsidenten des Oberkirchenrates von Finckh, geboren am 1. April 1898 in Brake, erhielt seinen Rufnamen nach dem Altreichskanzler Fürsten Bismarck, da er an dessen Geburtstag geboren war; auf Wunsch der Eltern übernahm Fürst Bismarck auch die Patenschaft. In Oldenburg, wohin sein Vater im Herbst 1898 versetzt wurde, besuchte er das Gymnasium. Das Lernen wurde ihm leicht; und da er fleißig und strebsam war, so war er meistens Klassenerster. Viel Freude hatte er an der Musik und am Klavierspiel und versuchte sich auch ohne weitere Vorbildung an eigenen kleinen Kompositionen. Er war mit dem Erbgroßherzog befreundet und hatte die große Freude, im Jahre 1913 während der Sommerferien nach Rastede und in den Jahren 1912 und 1914 zur Teilnahme an den Seefahrten der „Lensahn“ eingeladen zu werden. So lernte er unter den angenehmsten Verhältnissen Bornholm, Gotland, Stockholm und Kristiania nebst Teilen von Schweden und Norwegen kennen. Ende Juli 1914 mußte die Reise wegen des drohenden Krieges abgebrochen werden. Sein glühender Wunsch, sofort ins Heer einzutreten, wurde ihm wegen seiner Jugend nicht bewilligt, er bereitete sich aber dadurch darauf vor, daß er täglichen Reitunterricht im Marstall erhielt. Als am 1. April 1915 überall der Tag festlich begangen wurde, an dem 100 Jahre vorher Fürst Bismarck geboren war, durfte er als Bismarcks Patentkind auf Einladung der Bismarckschen Familie an der Feier in Friedrichsruh teilnehmen, und er brachte von dort unvergeßliche Eindrücke mit. Nachdem er Ostern 1915 nach Oberprima versetzt war, trat er am 6. April als Fahnenjunker beim Oldenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 19 ein und widmete sich mit großem Eifer seinen Dienstgeschäften. Trotzdem machte er es doch möglich, in kurzen Mußestunden die Aufgaben der Oberprima mitzuarbeiten, und er bestand dann auch Anfang Juni die Notreifeprüfung unter Befreiung vom Mündlichen. Am 27. Juni kam er zur weiteren Ausbildung nach Döberitz und wurde am 23. Juli Unteroffizier und nach seiner Rückkehr von Döberitz am 8. September Fähnrich. Am 28. Oktober wurde endlich sein sehnlichster Wunsch erfüllt, er rückte ins Feld und traf am 16. November beim Regiment in Litauen ein, wo er der 3. Eskadron zugeteilt wurde. Eine interessante Abwechslung des Schützengrabendienstes bot, nachdem inzwischen die Eskadron nach Polen verlegt war, im Februar 1916 ein zehntätiges Kommando als selbständiger Führer einer kleinen Abteilung, die zum Schutze gegen Forstfrevel und Schmuggel abgesandt wurde. Nachdem er am 5. Mai 1916 Leutnant geworden war, verlebte er im Juni zwei Wochen Urlaub zu Hause und kehrte am 17. Juni zu seinem Regiment in der Nähe von Konjuchi in Wolhynien zurück. An den sich dort entwickelnden Kämpfen konnte er teilnehmen,



jedoch am nächsten Tage wurde er abends bei einem Schützenangriff durch einen Schuß in die rechte Wade verwundet. Die Verletzung war zwar nur leicht, machte ihn aber zu seinem großen Leidwesen kampfunfähig. Da er transportfähig war, konnte er schon am 27. Juni in das Evangelische Krankenhaus in Oldenburg aufgenommen werden. Die Genesung verlief rasch und gut, und am 27. September kehrte er zum Regiment nach Polen zurück. Es folgte wiederum wie im Jahre vorher eine Zeit des Schützengrabens und dann im Februar 1917 für 10 Wochen ein Kursus auf der Feldschule (=Kriegsschule) in Pinsk. Daran schloß sich ein dreiwöchiger Urlaub mit darauf folgendem einwöchigen Gaskursus in Berlin. Dann kam er in die Etappe nach Polen. Dies untätige Leben befriedigte jedoch seinen frischen, tatenfrohen Sinn wenig, so wohl er sich sonst auch im Regiment fühlte und er entschloß sich, alles daran zu setzen, unmittelbarer an den entscheidenden Kämpfen — als Flieger oder bei der Infanterie — teilzunehmen. Es gelang ihm auch im Oktober, nach dem Westen versetzt zu werden. Er kam zunächst nach Colmar zur Ausbildung auf der Maschinengewehrschule; und nachdem er noch auf Urlaub, zum letzten Male, in Oldenburg gewesen war, und zwar auf besondere Verwendung seitens des Großherzogs, damit er einmal wieder mit seinem Jugendfreunde, dem Erbgroßherzog, zusammen in der Heimat sein könne, wurde er am 1. Dezember zur Weiterausbildung nach Straßburg versetzt. Hier fühlte er sich besonders wohl, einmal durch das gemütliche und interessante Zusammensein mit seinem ihm sehr nahestehenden Onkel Oberst Heye, der als Chef des Stabes der Heeresgruppe Herzog Albrecht in Straßburg war, und sodann infolge der ihm dort gebotenen geistigen und musikalischen Anregungen. In besonders schöner Weise konnte er beim Stabe des Herzogs Albrecht mit seinem Onkel Weihnachten feiern, Anfang Januar 1918 ging er nochmals für 14 Tage nach Colmar zur Maschinengewehrschule und kam dann zur Maschinengewehr-Eskadron der 5. Kürassiere in die Vogesen. Nachdem er Ende Februar für 6 Wochen als Adjutant zu einem Führerlehrgang nach Hagenau-Wörth kommandiert worden war, kehrte er zu den Kürassieren zurück. Indessen auch dieser verhältnismäßig ruhige Stellungskrieg befriedigte ihn auf die Dauer nicht, und sein Verlangen, an der seit März im Gange befindlichen Offensive im Westen teilzunehmen, ließ ihm keine Ruhe, und er bewarb sich um eine Stelle bei der Infanterie. Es gelang ihm, Anfang Mai zum Infanterie-Regiment Nr. 164 (Sameln) als Adjutant des I. Bataillons zu kommen, am 9. Mai trat er seine neue Stellung in Boucuoi südlich von Arras an. Auch hier hatte er sich bald die uneingeschränkte Anerkennung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden und Untergebenen errungen. Es folgten jetzt sehr schwere Kämpfe. Die gehoffte Offensive blieb aus, an ihre Stelle traten Abwehrkämpfe in vorderster Front und sogenannte Ruhestellungen in Stollen 30 m unter der Erde. Am 23. August wurde ihm vom Divisionskommandeur mit ehrenden Worten das E. R. I verliehen, das F.-A.-R. I hatte er schon früher erhalten.

Bei einem starken Angriff der Engländer am 26. August wurde der Bataillonsstab umzingelt und gefangen genommen, es gelang ihm aber sich durchzuschlagen und bald wieder zu entkommen. Es folgten unaufhörliche weitere Kämpfe. Die Hoffnung, daß das ganz erschöpfte Regiment sich ordentlich ausruhen könne, ging nicht in Erfüllung. Es kamen die Tage des schwierigen Rückzugs. Bis zuletzt füllte er seine Stelle glänzend aus, er verlor nie den Mut und wußte ihn auch seinen Leuten stets von neuem einzufößen. In hervorragender Tapferkeit ging er allen voran. So nahm er noch am 4. November zusammen mit einem Leutnant 32 Engländer, darunter 2 Offiziere gefangen; hierfür wurde er durch Tagesbefehl der Division öffentlich belobt.¹⁾

Am 6. November, drei Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes erlitt er bei Antreppe zwischen Valenciennes und Mons durch eine Schrapnellkugel, die ihn ins Herz traf, als letzter seiner Division einen schnellen Soldatentod, nachdem er noch durch sein Verhalten und seine Tapferkeit einen schweren Angriff der Engländer zum Scheitern gebracht hatte. Den Anstrengungen seiner Leute, deren Anhänglichkeit und Liebe er sich in hohem Maße erworben hatte, gelang es, die Leiche auf einem Wagen mitzuführen und nach fünfwöchigem Marsch, nicht auf der Eisenbahn, zur Heimat zu bringen, wo er am 17. Dezember 1918 neben dem Denkmal seines 1813 von den Franzosen erschossenen Urgroßvaters seine letzte Ruhestätte fand. An der militärischen Trauerfeier beteiligte sich auch eine Abordnung von einem Unteroffizier und 5 Mann des Infanterie-Regiments Nr. 164, die sich freiwillig hierzu gemeldet hatten und so durch die Tat ein schönes Zeugnis des zwischen ihnen und dem Gefallenen bestehenden Vertrauensverhältnisses ablegten.

Wie er sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten errungen hatte, mögen einige Auszüge aus Beileidsschreiben bezeugen. Der Kommandeur des Oldenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 19 schreibt: „Ich hatte Ihren Sohn nicht bloß schätzen gelernt, sondern auch lieb gewonnen durch sein grades offenes Wesen, seinen vor-

¹⁾ Hierüber berichtet der andere Teilnehmer: „Die verheerende Feuerwirkung unserer Maschinengewehre zeigte sich in dem nach Seebourg führenden Hohlweg, der voll toter und verwundeter Engländer lag. Am Nachmittag gingen wir beide die neuen gewonnenen Linien ab und versuchten in dem Hohlwege soweit als möglich vorzudringen, um die ungefähre Zahl der Verwundeten und Toten und womöglich auch die vordersten feindlichen Postierungen festzustellen. Hierbei traten wir aus dem Hohlwege heraus und kamen an die am Tage vorher von unseren Leuten ausgebuddelten Löcher. Plötzlich erhoben sich aus den Schützenlöchern 5 sehr überraschte Engländer, die sich teils zur Flucht wenden, teils zur Wehr setzen wollten. Doch unsere beiden Pistolen zwangen sie schnell, die Waffen hinzuwerfen. Wir waren schon im Begriff sie abzuführen, als einer der Engländer mit lebhaften Gesten uns zu verstehen gab, daß noch mehr von ihnen in der Nähe wären. Wir übergaben die 5 einigen inzwischen herbeigeeilten Leuten, dann machten wir uns wieder auf und zogen nacheinander noch 27 Tommy's hervor, darunter 2 Offiziere, während wir aus weiter zurückliegenden Linien sehr unangenehme Maschinengewehr- und Infanteriefeuer bekamen. Auch bei dem Abtransport der Gefangenen schoß der Gegner rücksichtslos in seine eigenen Leute hinein, wobei er drei von diesen leicht verwundete“.

nehmen Charakter, seine Pflichttreue, seine ernste Lebensauffassung, seine Begeisterung für die große Sache, seine Liebe zum Regiment und zu seinem Großherzog und seine sonnige Kameradenfreundschaft". Der Kommandeur des Inf.-Rgtz. 164: „Mit dem von allen Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen hochgeschätzten Leutnant von Finckh ist ein Offizier dahingegangen, dessen Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit vorbildlich war, der durch seine verständnisvolle Mitarbeit als Adjutant eine wertvolle Stütze des Bataillons- und Regiments-Kommandeurs bildete, und dessen Tapferkeit jedes Lob überflüssig erscheinen läßt. Durch eine Fülle von entschlossenen Taten während der letzten Kampfhandlungen hat er sich besonders hervorgetan, unermüdlich und unerschrocken sich im Dienste der großen Sache betätigend. Die Gefangennahme der 32 Engländer ist eine seiner geringsten Taten gewesen. Er hat fast täglich viel glänzendere Beweise seines Mutes gegeben und unendlich viel dazu beigetragen, in den schwierigen Nachhutkämpfen der letzten Wochen das Gefüge des Bataillons zusammenzuhalten. Eine Eingabe auf Auszeichnung durch einen Allerhöchsten Gnadenbeweis (Hohenzollernhausorden mit Schwertern) lag vorbereitet da, als die Nachricht von seinem Heldentode eintraf." Über seinen Tod berichtet ein Kamerad: „Am 6. November griff der Feind in starken Massen wieder an. Da vom Bataillonsgefechtsstand die Lage nicht zu übersehen war, eilte Otto von Finckh sogleich freiwillig nach vorne, um aufzuklären, wie es stand. Er selbst hat den Angriff persönlich mit abgeschlagen und wie immer durch seine beispiellose Tapferkeit hervorragend mit dazu beigetragen, daß die Linie gehalten wurde. Als ich ihm nacheilte, hatte er gerade ein englisches Maschinengewehr eingebracht, und während wir beide damit beschäftigt waren, die Verbände neu zu ordnen, traf ihn das feindliche Geschöß. Ein schneller, schmerzloser, schöner Soldatentod hat seinem blühenden jungen Leben ein Ziel gesetzt. So starb Otto von Finckh, bis zum letzten Augenblicke kämpfend für sein geliebtes Vaterland!"

Feldpostbriefe.

Stara Wieś, 15. 12. 1915.

Unser Dorf ist sozusagen ein Typ eines russisch-polnischen Bauerndorfes. An einem fast geraden Landwege reihen sich rechts und links die Panje-Wohnungen aneinander an. Diese sind fast gleichmäßig gebaut, eins wie das andere, den einzigen Unterschied bildet das Vorsteherhaus, das etwas größer und schöner gebaut ist, schön nicht in deutschem, sondern in russischem Sinn zu verstehen. Denn alles, was für Russen einen Reiz bedeutet, kommt uns nüchtern und fast häßlich vor. Betreten wir ein von Läusen und Flöhen und Wanzen wimmelndes Haus, so finden wir dort 3 von einander getrennte Stuben. Die eine dient der Familie als Wohn- und Schlafzimmer, die andere als Küche und die dritte als Rumpelkammer, bei den ärmeren Familien findet sich manchmal nur eine einzige Stube. Mitten durch



das Wohnzimmer zieht sich ein Ofen, auf dem den größten Teil des Tages die Familie Platz nimmt und sich wärmt. Ein für uns sehr komischer Anblick. Abgesehen von einem derartigen Ofen findet man in jeder, auch der ärmsten Behausung ein anderes Etwas vor, die sogenannte heilige Ecke. Da bieten sich unseren Blicken Bilder dar, die jeglicher Beschreibung spotten, so abgeschmackt und häßlich, wie ich sie noch nie gesehen habe. Was aber das tollste ist, nichts ist sicher vor den furchtbaren Wanzen. Man kann sich gar keinen Begriff davon machen, wo diese Tiere überall anzutreffen sind. Nichts bleibt verschont, Kleider, Schlafstätte, Esswaren und der menschliche Körper. Wenn man eine schöne Suppe mit verzehrenden Blicken ansieht, kann man versichert sein, wenn noch keine Wanze drin ist, im nächsten Moment kommt eine von der Decke gefallen, und mit süßsaurem Lächeln muß man sie herausfischen. Bevor man sich abends zur Ruhe begibt, beginnt eine wahnsinnige Wanzenverfolgung und Wanzenschlacht, jeden Abend erlege ich rund 20. Wenn man die Russen fragt, ob es ihnen nicht entsetzlich ist, diese Mitbewohner zu haben, schütteln sie den Kopf und meinen ganz stumpfsinnig, die kämen nicht mehr zu ihnen. Neuerdings müssen auch die Russen gegen Typhus usw. geimpft werden, und es ist ein ergötzliches Bild, die Mädchen dabei zu sehen. Manche von ihnen denken sogar, das Impfen komme ihrer zarten Schönheit zu gute. Das weibliche Geschlecht herrscht in unserem Dorf entschieden vor, man kann aber nicht gerade sagen, daß dieser Umstand besonders erquicklich ist. Männer sind nur halb so viel vertreten, und es fordert oft große Anstrengung, die freischendenden Weiber zur Ruhe zu bringen; sie werden von uns zu allen möglichen Arbeiten herangezogen, zum Waschen der Kleidungsstücke, zum Kochen usw., die Männer helfen uns beim Holzfahren und Holzhacken, sowie beim Bau der Wege; denn diese sind meistens schlecht und grundlos. Bei diesem nasskalten Wetter noch zur Feldstellung hinaus zu reiten, die ca. 27 km von hier südwärts liegt, ist dann gerade nicht das Angenehmste vom Angenehmen. Man ist dann gezwungen, fast den ganzen Weg im Schritt zurückzulegen. In Gedanken hat man sich schon vorgestellt, wie man schleichend, fast kriechend bis zu den Laufgräben vorgeht, und man ist erstaunt, wenn man bis direkt vor die Gräben reiten kann. Und noch ein anderes! Statt daß alle Schützen sich im Graben aufhalten, turnen sie lustig und aufrechtstehend vor dem Graben herum. Die Feinde sind nirgends zu entdecken, erst 2 km von unserer Stellung entfernt befindet sich der russische Graben. Täglich wird tüchtig an der Verbesserung des Grabens gebaut, da bei Tauwetter der Graben ganz voll Wasser steht. Als so neulich das Wasser in die Unterstände drang, konnte man sich nur durch Schwimmbewegungen vor dem sicheren Tode retten. Zu tun gibt es draußen augenblicklich nicht viel, nachts lassen die Russen ihren Scheinwerfer leuchten, der seine Strahlen bis Stara Wies sendet. Ab und zu kommt ein Schrapnell geflogen, und man muß wirklich schon Pech haben, wenn dabei einer getroffen wird. In den 4 Tagen Ruhestellung in Stara Wies wird entlaust, und man reinigt sich

von dem Schmutz des Grabens. Leider läßt einen die Post nur allzuoft im Stich, Post bedeutet im Felde Himmel und Hölle je nach den Umständen.

Schützengraben, 30. 1. 1916.

Wenn Ihr mir eine große Freude machen wollt, schickt mir bitte mal eine Abhandlung über ein Gebiet der Musik, z. B. Opernbesprechungen, Kritiken, Wagner, Beethoven womöglich mit Motiven und Themen, ein wissenschaftliches Werk, über das man mal nachdenken muß. Vater wird wohl schon Rat schaffen. Man muß seinen Geist mal wieder richtig anstrengen. Dann möchte ich gerne ein Werk von Shakespeare in englischem Urtext haben nebst Wörterbuch (Taschenwörterbuch, Langenscheid), vielleicht König Lear mit Vokabelheft.

Dudy, 15. 2. 1916.

Meine liebe Mutter! Was würdest Du sagen, wenn Du mich hier in diesem Nest 4 km von der Grenze als Ortskommandanten und selbständigen Herren walten sähest. Sonntag Morgen hatte ich gerade den Brief an Dich fertig geschrieben, als ein Unteroffizier bei mir hereinstürzt und mich sofort zum Wachtmeister bestellt. Da man bei einem solch raschen Ukte natürlicherweise nie ein ganz reines Gewissen hat, so machte auch ich mich geflügelterweise auf und kam atemlos zum Wachtmeister. In aller Eile setzte dieser mir auseinander, daß ich mit 10 Mann nach Dudy reiten und da vorerst bis zum 21. Februar als Ortskommandant bleiben sollte. Hauptsächlich sollte ich Patrouillen reiten lassen, da in dem nahegelegenen Walde Wild- und Forstdiebstähle festgestellt seien. Eine knappe Stunde diente mir als Vorbereitungszeit, ich packte schnell, so gut es eben ging, und mit 200 Mk. Verpflegungsgeld bewaffnet, zog ich um $\frac{1}{2}$ 3 nur mit den allernotwendigsten Nahrungsmitteln für Pferd und Leute stolz meines Weges, das erste Mal, daß ich selbständig handelte! Da ich es im Interesse der Pferde nicht für ratsam hielt, den Weg (45 km) noch an demselben Tag zurückzulegen, so beschloß ich in Salas zu übernachten. Wir fanden dort ausgezeichnete Quartiere, besonders freute es mich, daß die Pferde satt Hafer, Heu und Stroh hatten. Am nächsten Tag brachen wir um 8 Uhr nach Dudy auf und kamen da um 9 Uhr an. Kein Mensch wußte dort von unserem Erscheinen.

17. 2. 1916.

Mit meiner Tätigkeit als Ortskommandant bin ich sehr zufrieden. Man hat viel zu tun. Alles Holz, das die Panjes aus den Wäldern gestohlen haben, muß gesammelt werden, und das dauert natürlich lange, eventuell 4 bis 6 Wochen. Täglich lasse ich zwei Patrouillen von je 3 Mann unter einem Gefreiten reiten. Morgens um 7 Uhr wird aufgestanden, darauf werden die Pferde besorgt und gepuht. Um 9 Uhr treten alle Panjes zum Holzfahren an, von 12 – 1 Uhr Mittagspause, von 1 – 4 wird wieder Holz gefahren, die Stämme werden am Eingange des Dorfes aufgestapelt und, wenn alles fertig ist, vom Oberförster geschätzt, ebenso

in Krysiel und anderen Ortschaften. Den ganzen Tag über kommen die Panjes angelaufen, der eine will dies, der andere das. Heute ist wieder ein Forstfrevler ertappt und bestraft. Die Pferde erholen sich glänzend.

Stawiski, 29. 4. 16.

Mein innig geliebtes Mütterchen!

Heute an dem Tage, wo ein halbes Jahr seit unserem Abschied verflossen ist, weilen meine Gedanken besonders heftig bei Euch daheim, aber so gerne ich auch ein Wiedersehen mit Euch herbeiwünschte, so sehr sträubt sich mein Empfinden gegen diese Zumutung, weil wir noch keinen Urlaub verdient haben, weil wir erst etwas erlebt und mitgemacht haben müssen; ich für meine Person würde es nie mit meinem Pflichtgefühl in Einklang bringen können, jetzt um Urlaub einzukommen, der mir allerdings sicher bewilligt würde. Ich hoffe, Ihr versteht und billigt meinen Standpunkt.

Krakau, 23. 5. 16.

Was habe ich nicht alles erlebt von meinem Fortgang aus Oldenburg bis zu meinem Eintreffen hier in Krakau als Verwundeter! Meine Reise bis Berlin verlief planmäßig, um halb 11 Uhr dampfte ich von dort ab, der Zug war bis auf den letzten Platz besetzt. In Allenstein stieg ich um, in Johannesburg dergleichen und langte pünktlich um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr in Kolno an. Und nun mein Erstaunen! Kein Bursche, kein Dragoner, kein Pferd da. Zufällig treffe ich einen Infanteristen, frage ihn, ob er nicht einen Dragoner gesehen hätte. Und der teilt mir die welterschütternde Nachricht mit, daß die Dragoner tags zuvor verladen seien mit unbekannter Fahrtrichtung. Andere bestätigen es mir. Ich ans Telephon, laß mich der Reihe nach mit Stawiski, Lomza, Warschau verbinden und erfahre nur, daß ein Telegramm an mich abgesandt sei, und dann die Fahrtnummer des Regiments. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Mit demselben Zug fuhr ich wieder nach Johannesburg zurück und von dort nach Thorn. Morgens traf ich in Warschau ein, steige zur Eisenbahnverwaltung und erfahre dort, das Regiment habe als Bestimmungsort Sokal (in Galizien nördlich von Lemberg) erhalten. Ich mich auf die Bahn geworfen, nach Lublin gefahren, dort bleibt der Zug wegen Sperre stehen, ich stürze mich auf Husaren 18, deren Fahrtrichtung dieselbe ist wie Dragoner 19, und finde dort bei der 1. Schwadron gastliche Aufnahme. Von Donnerstag abend bis Sonnabend morgen dauerte die Fahrt bis Wladimir-Wolynsk. Ich frage in der ersten besten Kaserne, ob Dragoner da lägen, und erfahre, daß sie gerade abrücken. So schnell mich meine Beine tragen können, eile ich auf dem Hauptweg zurück und stürze dort Bernstorff, R. und A. und der 3. Schwadron in die Arme, zehn Minuten später, und ich hätte keinen Dragoner mehr erwischt. Einen solchen Dusek erlebt man nicht allzuoft. Galen war gestürzt und befand sich beim Stabe, Bernstorff setzte mir alles Militärische

auseinander. Wir marschierten auf Kolonna. In Rykowize meldete ich mich beim Regiment, beim Obersten und Graf Galen zurück, die sich sehr freuten. Sonntag früh rückte das Regiment nach Koniuchy, und gleich im ersten Gefecht sollte ich verwundet werden. Ich führte die Schützen der 3. Schwadron, Bothmer das Regiment. Ich hatte den Auftrag, eine Höhenstellung nördlich Koniuchy zu beziehen, und sprungweise wurde vorgegangen. Die Russen schossen verteufelt gut, ich hatte gerade das Schußfeld eines Sergeanten besichtigt und wollte mich in mein Loch zurückziehen, da traf mich mein Verhängnis. Ich hoffe, Montag nach Deutschland abtransportiert zu werden. Das Spital ist hier recht gut, doch in Deutschland ist es schöner. Auf baldiges Wiedersehen! Otto.

Sylvesterabend 1916.

Mein innig geliebtes Mütterchen!

Noch kurze Stunden, und das neue Jahr hat sein Regiment angetreten. Was wird es uns bringen? Den sehnstchtig erwarteten Frieden oder weiter Krieg bis aufs Messer? Wird es wiederum ungezählte Blutopfer fordern, um den unersättlichen Gegnern zu zeigen, daß Deutschland unbesiegt ist? Die Stimmung an der Front wünscht einen Frieden, jedoch nur einen solchen, der die sichergestellte Zukunft Deutschlands verbürgt, und nach den Worten unseres Kaisers zu urteilen, müßte man doch eigentlich annehmen, daß wichtige Sitzungen mit einem einigermaßen positiven Ergebnis diesem so folgenschweren Schritte vorangegangen sind, ich meine positiv insofern, als doch einige Anknüpfungspunkte vorhanden sein müßten, auf Grund deren mit unsern Gegnern zu verhandeln wäre, sei es auch nur, daß einer von den Hauptgegnern auf die Vorschläge einging. Wie schnell so ein Jahr verfliegt, merkt man erst recht draußen an der Front, fern von der geliebten Heimat, von all dem Teueren, was man daheim verlassen hat. Eine lange Spanne Zeit in einem Lebenslauf ist solch' ein Jahr, und doch wie schnell vergeht es, zumal wenn es aus lauter Arbeit und Pflichten besteht, aus Verantwortung und Kämpfen! Wenn doch dieselbe Ausdauer im Schaffen auch im Frieden anhielte bei unserem herrlichen deutschen Volke, es würde ein Segen für die ganze Welt daraus ersprießen. Wie fühlt man sich glücklich, auch seinerseits etwas mithelfen zu dürfen an dem großen Werk, das uns auferlegt ist. Trotz der vielen Schwierigkeiten, gegen die man anzukämpfen hat, möchte ich doch diese Kriegszeit nicht missen. Man wird aus goldiger Jugendzeit im friedlichen Elternhaus hinausgerissen ins feindliche Leben, man lernt zwar nicht das allmähliche Hinübergehen von der Jugendzeit in den Ernst des Lebens kennen, aber dafür lernt man soviel Schönheiten des Lebens durch das Miterleben der großen Zeit kennen, daß man gar nicht genug dankbar sein kann. Und vor allem, man erwirbt sich Kenntnisse, Erinnerungen und Freunde, deren Besitz einem im ganzen Leben unermessliche Reichtümer mit sich



bringt. Besonders auf das jetzt zur Reife gehende Kriegsjahr 1916 kann ich nur mit Dankbarkeit zurückblicken. Alle meine Lieben sind mir behütet, ich selbst bin gnädig mit dem Leben davongekommen, alles Bittere und Herbe ist von mir abgehalten, ich habe nur Liebe und Freundschaft zu genießen bekommen, sowohl im Felde, als auch während meiner Verwundung bei Euch in Oldenburg. Und besonders Du hast mich mit soviel Liebe überschüttet, daß ich mir ganz schlecht und undankbar vorkomme, weil ich so wenig alle Treue vergelten kann. Dank sei Euch, daß Ihr mir die Wege zu meinem Glück gewiesen habt, daß ich schon jetzt die Früchte Eurer Erziehung in hundert Kleinigkeiten feststellen kann! Wie gerne würde ich Euch persönlich die Hand schütteln und Euch danken für alle die Liebe im vergangenen Jahre. Doch nehmt meinen Willen als Tat hin, es wird noch eine Zeit kommen, wo ich Euch diesen Dank mit der Tat abstatte kann und werde.

Den 20. 9. 1917.

Sehr verehrte gnädige Frau!

In knapp 8 Tagen hätte Ihr lieber Wilhelm¹⁾ seinen 20. Geburtstag begehen können, wenn Gott ihn nicht schon früher zu sich genommen hätte, wenn er nicht schon früher seine Vaterlandsliebe und Pflichttreue mit seinem Heldentode besiegelt hätte. In dieser ernsten Zeit, wo Abermillionen Opfer von uns verlangt werden, frommt es nicht, alte Wunden aufzureißen. Unerbittlich schreitet die Zeit weiter, und immer und immer wieder sehnen unsere inständigen Bitten den Frieden herbei. Dazu ist es aber nötig, daß wir alle Kräfte unserem Vaterlande zur Verfügung stellen, daß wir ohne Rücksicht auf uns selbst, auf eigene Wünsche und Gedanken, auf das Ganze, auf das große Ziel blicken, das wir uns gesteckt haben. Und hierin hat uns Zurückbleibenden Ihr lieber Wilhelm nicht nur ein glänzendes Beispiel der Selbstlosigkeit und Selbstopferung gegeben, sondern uns auch die Pflicht auferlegt, gleich wie er in Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit das Höchste von uns zu verlangen, gleich wie er einzutreten für das hohe Ganze, für das geliebte Vaterland, für das er sich selbst geopfert hat. Wahrhaftig, einen schöneren Tod kann ich mir nicht vorstellen, als sein Leben zu lassen für die Heimat, für die lieben Eltern und Geschwister, Freunde und Anverwandten.

25. 7. 18.

Wie gern wäre ich bei Euch, doch vorerst ist noch kein Gedanke daran. Ich komme hier nicht ab, da vermutet wird, daß wir bald hier fortkommen. Und dann besteht auch großer Offiziersmangel hier. Dieses Stollenleben ist wirklich auf die Dauer vernichtend, nie in meinem Leben hoffe ich, in solch'

¹⁾ Vergl. Jahrbuch 1916/17, S. 50, Wilhelm Calmeyer-Schmedes.

finsternen Katakomben zu hausen. Bums, ging ein Volltreffer auf die Bude, das Licht ging aus und fiel auf den Briefbogen.

20. 8. 18.

Nun sind wir endlich nach Wochen schwerster Kämpfe herausgezogen worden und liegen nun in der Gegend von Cambrai in Ruhequartieren. Besonders die letzte Woche war sehr anstrengend, aber wir haben es geschafft und die Engländer ordentlich geschlagen. Leider haben auch wir mehrere Opfer zu beklagen. Nun können sich unsere braven Kerls erst einmal ordentlich erholen, ehe sie wieder nach gründlicher Ausbildung in den Kampf ziehen. Allmählich bessert sich nun ja auch wieder die Stimmung der Leute, die durch den mehr als dreimonatigen Einsatz an einer Front doch immerhin sehr heruntergekommen waren.

28. 8. 18.

Liebes Mütterchen!

Glücklich dem Schlamassel entronnen, schreibe ich Dir gleich ein paar liebe Zeilen, die Dir sagen sollen, daß ich noch wohl und munter bin. Es waren harte Tage, die wir hinter uns haben. Plötzlich am 24. nachts wurden wir vorgezogen und sofort nach Bapaume-Favreuil geworfen. Der Angriff, den wir machen sollten, war erst so spät angesagt worden, daß unsere Kompagnien nicht mehr rechtzeitig am Bereitstellungsort anlangen konnten. Unser linker Flügel hing demnach in der Luft. Ein englisches Sperrfeuer setzte darauf ein, wie ich es noch nicht erlebt habe. Der Tommy war inzwischen vorgekommen und stand plötzlich in der linken Flanke und hinter uns. Abgeschnitten, streckten wir, d. h. der Bataillonsstab, nach kurzem Kampf die Waffen; konnten aber glücklicherweise gleich wieder entfliehen. Nur mein Koppel behielt der Tommy. Leider haben wir sehr viel Verluste gehabt, sehr viel Offiziere, Mannschaften und Unteroffiziere verloren. Heute nacht sind wir nun nach weiteren bitteren Kämpfen herausgezogen. Wahrscheinlich kommen wir in den nächsten Tagen wieder in unser altes Ruhequartier. Mir selbst geht es glänzend. Bald mehr! Gott befohlen!

Otto.

4. 9. 18.

Glücklich aus den schweren Kämpfen herausgekommen, möchte ich doch gleich schreiben, daß ich gesund und munter bin. Leider konnte ich nicht eher schreiben da ich soviel zu tun hatte, müde war und keine Postverbindung bestand. Leider haben wir schwere Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen zu beklagen. Auch der stellvertretende Kommandeur des I/164 ist tödlich verwundet worden. Morgen sollen wir zur 6. Armee abtransportiert werden. Hoffentlich kommen wir dann einmal länger in Ruhe.



8. 9. 18.

Heute nach schön geschlafener Nacht, der ersten wieder seit 14 Tagen, habe ich endlich einmal wieder Zeit, um mit Dir, mein liebes Mütterchen, wieder zu plaudern und Dir zu sagen, daß ich mich wohl und vergnügt befinde. Es tut doch gut, mal wieder in Ruhe zu sein. 14 Tage keine reine Wäsche, nicht gewaschen, immer schmutzdelig, das ist noch nicht einmal das Schlimmste, nein, man kommt nie zur Ruhe. Am 2. September griff uns der Engländer mit zahlenmäßig weit überlegenen Kräften in unserer Stellung an, mit Tanks und allen Schikanen der Neuzeit. Mein Bataillonskommandeur, Hauptmann Cochius, fiel in nächster Nähe von mir. Unsere Verluste waren leider sehr erheblich, nur rund 50 Mann des Bataillons fanden sich später wieder ein. Jetzt werden wir wieder aufgefüllt. Denn zur Zeit haben wir keinen Kampfwert. Gott befohlen!

22. 9. 18.

Neulich besuchte uns Hindenburg, ein unvergeßlicher Augenblick. Er hielt am Schluß eine kurze Ansprache an die Offiziere, worin er uns dankte und zur weiteren Mitarbeit und Ausdauer aufforderte. Mir geht es glänzend, verlebte vor einigen Tagen einen furchtbar netten Abend bei der Division. Rudolf¹⁾ war wieder zu nett.

4. 10. 18.

Mein Bataillon liegt augenblicklich in Reserve, nachdem wir 8 Tage lang als Kampfbataillon in vorderster Linie waren. Mit Bulgarien ist es sehr traurig. Jetzt heißt es durchhalten und die Zähne zusammengebissen. Hier im Westen kommen sie nicht durch. Jetzt erst recht nicht!

15. 10. 18.

Zur Zeit liegen wir noch immer in Ruhe. Das Wetter hat sich sehr verschlechtert, und die Engländer lassen mit Angriffen doch sehr nach. Auch wir empfinden es hier draußen sehr bitter, daß wir um Frieden bei Wilson betteln gehen. Aber wir halten immer den Kopf noch hoch, uns kriegen sie nicht unter, auch wenn uns die Bundesbrüder im Stiche lassen. Unser Vaterland können wir auch allein verteidigen. Auf den Urlaub freue ich mich schon riesig, dann wollen wir aber schöne Stunden zusammen verleben. Hoffentlich sieht man dann noch recht viele bekannte Gesichter im lieben Oldenburg. Zur Zeit ist auf einige Wochen Urlaubssperre, die wird aber bis dahin schon wieder beendet sein.

23. 10. 18.

Mein lieber Vater!

Tausend innigen Dank für Deinen lieben Brief. Über jeden Gruß aus der lieben Heimat freut man sich jetzt doppelt, wo es heißt, auszuhalten und seine

¹⁾ Sein Schwager Rittmeister v. Sudow.

Pflicht bis zum Äußersten zu tun. Mir geht es hervorragend, und sehe ich den kommenden Zeiten getrost und voller Zuversicht entgegen. Teile mir bitte mit, was sich die einzelnen Teile unserer Familie zu Weihnachten wünschen. Ich möchte doch nicht ohne Gaben kommen. Gott befohlen! Otto.

27. 10. 18.¹⁾

Mein liebes Mütterchen!

Tausend, tausend innigen Dank für Deine lieben Zeilen, die ich gestern erhielt. Ich freue mich immer so, wenn Post von zu Hause kommt. Wir haben wieder schwere Tage hinter uns, aber durch kommen sie nicht. Wenn es Euch daheim nur gut geht, dann ist ja alles in Ordnung. Die großen Umwälzungen im Reiche verfolgt man hier mit großem Interesse, hoffentlich schlägt alles zum Segen aus. Den Frieden wünscht man hier wohl wie überall, jedoch darf die Ehre und der Bestand Deutschlands nicht angetastet werden. Nun ist auch Ludendorff fortgegangen, ein enormer Verlust für uns! Das hat man auch Wilson zu verdanken. Daß Niki noch daheim ist, freut mich sehr. Ich hoffe ihn dann im Dezember zu sehen. Mir persönlich geht es wie immer gut. Gott befohlen!

Otto.

¹⁾ Der letzte Brief.





× Ludwig Fischer, Zwischenahn.



Ludwig Fischer

Kaufmann, Sohn des Kaufmanns Fischer in Zwischenahn, geboren am 2. September 1897 in Wittmund in Ostfriesland, besuchte das Gymnasium in Oldenburg bis zur Reife für Obersekunda. Er wählte sich den kaufmännischen Beruf, um später das väterliche Geschäft zu übernehmen. Hier trat er zunächst als Lehrling ein und setzte seine Lehre in Bremen bis zu seiner Einberufung zum Seeresdienst fort. Im Oktober 1916 zog er mit dem Infanterie-Regt. Nr. 187 begeistert nach Rumänien, kehrte im Frühjahr 1917 zurück, um im Westen gegen die Franzosen zu kämpfen. Dort ist er am 26. Juli 1917 am Hochberg durch eine Granate gefallen, die ihn und 4 Kameraden verschüttete, eben vor seinem Urlaub, seine Lieben hat er nicht wiedergesehen. Er ruht auf dem Heldenfriedhofe in Juneville. Ein Kamerad schrieb an die Eltern: „Soeben habe ich eine schmerzliche Pflicht erfüllt und Ihrem geliebten Sohne das letzte Geleit gegeben, schmerzlich, weil ich weiß, mit welcher Liebe und Sorgfalt er erzogen, gehegt und zurückerwartet wurde“.

Feldpostbriefe.

Mein erster Patrouillengang. Grade bin ich von Posten abgelöst, habe die Nacht zu durchdringen versucht, um irgendwo etwas Verdächtiges wahrzunehmen, die Kameraden vor herannahender Gefahr zu warnen. Es ist sternklare Nacht, still, ganz still, nur ab und zu dringt das Rascheln einer Ratte im Laub an mein Ohr, in der Ferne fällt ein Schuß, 2, 3 folgen. Dann ist's wieder still, ganz still. Jetzt liege ich im Unterstand, wickle mich in die warmen Decken und will noch eine Handvoll Schlaf nehmen, der uns so knapp zugemessen ist. Da kommt meine Ablösung, lüftet den vor dem Eingangslöcher hängenden Sack: „Fischer!“ „Was gibt's?“ „Befehl vom Zugführer, um $\frac{1}{2}$ 5 unten sein!“ „Gut, sage dem Posten, er soll mich $\frac{1}{4}$ 5 wecken!“ Noch weiß ich nicht, was ich soll, vermute es aber, und dann denke ich noch einmal an die Lieben daheim, und der Schlafgott hat mich ins Reich der Träume geführt. Pünktlich bin ich um $\frac{1}{2}$ 5 zur Stelle, zwei Kameraden warten bereits auf mich, drücken mir ein paar Handgranaten in die Hand. „So, bist Du fertig, dann komm!“ Wir springen über den Graben, durchklettern Draht- und Axtverhau und stehen auf der Pflasterstraße. Kamerad P., der den Kram aus dem Koffer versteht, gibt mir als Neuling noch einige Verhaltensmaßregeln, und dann geht's im fahlen Licht des zunehmenden Mondes an der schattigen Seite der Straße mit Gewehr schußbereit in der Hand vorwärts. Wir sollen nur erkunden, ob der Rumäne seine Stellung weiter vorgeschoben hat, unternehmen sollen wir nichts. Im feuchten Gras pürschen wir vorwärts. Über den Bergkuppen dämmert es eben, der Tag will sein Regiment antreten. Hin und wieder bleiben



wir stehen und lauschen, doch nichts regt sich. Wir gehen weiter. „Achtung!“ flüstert unser Führer, „Blindgänger!“ Da liegen die Dinger so harmlos auf der Straße und sind doch so gefährlich. Denn die leiseste Berührung kann sie zur Explosion bringen. Wir gehen im Bogen umzu. Jetzt wird es schon heller, und wir nähern uns der feindlichen Stellung. Vorsichtig wird alles als Deckung benutzt. Jetzt sind wir 2 km vor unserer eigenen Stellung. Mitten auf der Straße ist ein 15er krepirt, hat ein niedliches Loch ins Pflaster gerissen und den Steinschotter ringsumher gespreist. Und vom Feinde ist nichts zu bemerken. Er liegt also noch in seiner alten Stellung. Damit ist unsere Aufgabe erfüllt, und wir machen uns auf den Rückweg. Malerisch leuchten die Felszacken oberhalb der Straße in den Strahlen der eben aufgehenden Sonne, eine herrliche Landschaft tut sich unseren Blicken auf. Unten die schwarze Schlucht mit dem rauschenden Bächlein, eine plätschernde Quelle, ein Bild des tiefsten Friedens. Und doch herrscht hier der Krieg. Versunken und vergessen stehe ich und schaue das herrliche Bild. „Los, weiter, es wird sonst zu hell!“ Richtig, wir sind ja auf Patrouille! Zurück geht's durch die Schlucht, denn die Straße ist jetzt zu hell und kann vom Feinde eingesehen werden. Unten am Bach treffen wir eine andere Patrouille von uns. Dann geht's heim, „Patrouille zurück. Sind bis zum Kilometerstein 29 vorgewesen, vom Feinde nichts zu bemerken.“ „Danke, es ist gut!“ Das war mein erster Patrouillengang, am 9. November 1916.

Der Roßka. Gestern waren wir noch in Kronstadt, waren dann nach anstrengendem Marsche in Langendorf eingetroffen bei der Division, beim Regiment, waren der Kompagnie zugeteilt und befinden uns jetzt auf dem Marsche zu ihr. Sie liegt am Altschanzpaß in Stellung.¹⁾ Durch die kleine Hochfläche, die sich von Langendorf bis Altschanz dahinzieht, führt uns die Straße, dann wird sie winkeliger, windet sich zwischen die Berge hindurch, um schließlich bis zur Paßhöhe im Zickzack weiter zu laufen. Wir sind schon ein nettes Stückchen hinaufgetippelt, als sich vor unseren Augen die Schlucht öffnet, in der die Straße weiter steigt. Und am Ende dieser Schlucht ragt drohend ein Kolosß, als wollte er den Weg sperren, der Roßka. Er beherrscht das ganze Tal auf eine Entfernung bis 8 km. Um seinen Besitz hat sich ein heftiges Ringen entspannt; ist er doch seiner Lage wegen ein zu wichtiger Punkt. Gestern war er noch unser, aber nur von schwachen Kräften der 5. Kompagnie besetzt. Der Rumäne hat sie mit Übermacht umgangen, und jetzt liegen die Leute nur in Drillichjacken, eingeschlossen auf der Kuppe. Morgen, heißt es, sollen sie befreit werden, und somit sollen auch die jungen Ersatztruppen ihren ersten Sturm machen, ihre Feuertaufe erhalten. Wir von der 8. Kompagnie haben nicht daran teilgenommen, haben es aber aus unserer Stellung gegenüber deutlich beobachten können. Um 1/26 morgens begann die Artillerie zu trommeln,

¹⁾ Der große Krieg in Einzeldarstellungen, Heft 33, Seite 59.



legte dann hinten ein Sperrfeuer, und die Infanterie beschloß die Stellung bis zur Sturmreife weiter. Mit Hurra und Handgranaten wird der Rumäne verjagt, er setzt sich unten am Abhang fest. Ob er sich den wichtigen Punkt so ohne weiteres nehmen läßt? Schon am gleichen Abend versucht er einen Angriff, er mißlingt Dank unserer Artillerie, die hier das Hauptwort spricht. Und des Nachts fallen hier und dort ein paar Schüsse, der Posten hört wohl Geräusche, aber es ist nichts zu bemerken. Und am nächsten Morgen geht das Höllenkonzert von neuem los, Artillerie schießt mit Granaten und Schrapnells, knatternd hallt das Gewehrfeuer an den Bergwänden wieder, die Maschinengewehre rattern, Handgranaten treten in Funktion, rumänische Hornsignale werden hörbar, und dann — auf einmal ist's still. Wie ist's geworden? Achtmal hat der Rumäne angegriffen, unsere haben's nicht halten können, noch dazu hat der Rumäne bei Nacht unsere Stellung durchschlichen und in unserem Rücken ein Maschinengewehr in Stellung gebracht. Und doch muß der Berg unser werden, denn sonst kann er das ganze Tal unter Feuer nehmen, und mit unserer rückwärtigen Verbindung ist's Essig. Noch am Abend nahmen unsere Leute den Berg wieder, doch nur, um ihn am nächsten Morgen infolge zu schwacher Besetzung wieder zu räumen. Endlich kommt Ersatz, das Landsturmregiment 375. Sie stürmen die Höhe, und jetzt halten wir sie, der Rumäne hat sie endgültig verloren. Es hat Schweiß und Blut gekostet. Aber der Erfolg ist unser, jetzt liegt der Rumäne jenseits des Tales auf dem Grenzkamm. Und im Heeresbericht heißt es: „Außer kleinen örtlichen Scharmügeln nichts von Bedeutung“. Und wir? Die 8. Kompagnie war zwar nicht direkt daran beteiligt, lief aber Gefahr, infolge ihrer vorgeschobenen Stellung abgeschnitten zu werden, zumal links von uns der Rumänky bei der 6. Kompagnie dasselbe Manöver versuchte, was ihm ebenfalls teilweise gelang. Wenn also unsere braven 375er nicht gekommen wären, hätten auch wir zurückgehen müssen, anderenfalls wir abgeschnitten worden wären. Das ist die Geschichte vom Roßta.

Der Abendstern.

Siehst Du ihn droben am Himmelzelt?
Strahlend bescheint er die ganze Welt,
Funkelt und blüht am Sternengefeld,
Zaubert mir vor Dein liebes Bild.
Wenn ich ihn sehe, dann denk ich an Dich,
Frag ihn, ob Du wohl auch denkst an mich.
Ja, ich weiß es, der Abendstern
Verbindet Gedanken von nah und fern,

Trägt mir die liebsten Grüße zu,
Die Du ihm austrugst für mich, die Du
Wiedererhältst durch ihn von mir.
Grete, ich weile immer bei Dir,
Meine Gedanken sind rasend schnell,
Eilen zu Dir, wenn er zur Stell,
Der Abendstern.

In Alarm-Quatier, 29. 11. 1916.

Min leewe Gustav! ¹⁾

Twüschen all de unnützen Poppieren, de't mit mi rümsläpen doh, heww ick
diffen groten, reinen Bogen funnen, un denn will't darto bruken, Di for Din mojen,

¹⁾ Sein Freund Gustav Hinrichs.



langen Breef min besten Dank to seegen, un dormit de Bogen full ward, will't Di wat vertellen. Alber's dat will't Di seggen, dat Irnste und dat Erorige, wat so'n Krieg mit sück bringt, dat brüch Si in de Heimat ger nich gewohr to wirn, dor maß Si jo doch nin rächet Büld van. Man dat Schöne, dat Lustige un Spaßige, dat is't woll wert, dat vertellt word. Spaß hett usereen ja överall, in Ruhe — in Stellung, alleen all wenn Du mi hier schriewen sehn kunnst, överkeem Di dat Lachen. Denn an Mobiliohr hätt use Wohnung nir as'n bäten Stroh up'n Forthodden, wo wi us Himmelbetten mit boen dot. Nu sitt ick up min seßunnägentig Bookstaben in't Stroh un hew mi een Ding requiriert, dat woll'n Disch vorstellen schall, is god halw so hoch, as bi us to Hus de Stöhl, un in de Midden steiht'n dreemal derbraken Talichstummel, de dat elektrische Lucht markeren möt, un nu schriew ick. Wi sünd hier all allerlei herümreift, van'n Altschanzpaß na Langendörp, denn nochmal an een annern Stellung, de 1623 Meter hoch övern Meerespegel leeg. Dor hett duchtig sneet un froren, wi satten jedesmal bit an'n Bucknabel in'n Snee, un van dor sünd wi över Kronstadt na Sepst.-Szt.-Cyörgy¹⁾ kamen, kunnst man up de Landfort nahkiefen, wor dat all liggen deiht. An van den tungenbrätrigen Ort sünd wi güstern Abend weller afreift, un nu liggt wi hier in Lemkemy in Alarm-Quatier, wieldat wi „Seeres-Frontreserve“ spälen möt. Man dat wir di 'ne lüttje Fohrt! So de 60 km ha' wi teihn ganze Stunn'n brükt. An dat nich in D-Wagens, nä, in Beeh-Wagens, de schüttelt wat mehr, un denn mit 40 Mann in eenen Wagen, wor kin Bänk, dorfar aberß $\frac{1}{4}$ Mtr. Pärschied in liggt, wi wirn an'n annern Morgen infolge disse kräftige Düngung woll'n halven Meter wuffen, aber de Tornister hätt us up den nahfolgenden Marsch gau weller lüttjeder maßt. So sünd wi na Lemkemy kamen. Dat is'n grotet Dörp, un man schull sick eigentlich darin gemütlich föhlen, man — dat doh wi gar nich. Wenn Du de Hüs'n bäten scheef ankiefen deihst, fällt se tohop; denn se sünd blot ut Lehm un Holt boet, ganz windscheef. Allens is Holt, dat Dak hett Holtpannen, sülwst de Schöfstein is ut Holt, un so kem dat ok, dat de ganz lustig mit anfang to brennen, as wi'n bäten Führ anböten deen, un't har nich väl föhlt, denn wir us de ganze Buddel in de Luft gahn, wenn wi't nich noch äben utgaten harr'n. Dat wir di'n Altk! Dat dröge Spindelholt fung Führ as Tunner, un nu is dor'n Lock in. Unner so'ne Umstränn'n is't jo nich schön; aberß wor wi fröher wirn, dor gew dat noch wat to requirieren. Dor ha' wi Tüffeln, Eier, Mehl, Speck, Zucker un so wat anschafft. An wiel'n Backer bi us is, ha wi us'n lütten Platenkoken backt, Jungedi, de hett smecht! Ick för mine Persönlichkeit hew mi noch Bratkantüffel maßt mit — Speegeleier!

8. 12. 1916.

So lang hebb' ick den Breef nu mit mi rümsläpen, leewe Gustav, un in de Tid ha' wi weller allerlei beläwt, un dat will't Di nu vertellen. Am 30. November

¹⁾ Der Große Krieg in Einzeldarstellungen, Heft 33, Reliefkarte Skizze 2.



Kloß nägen's abends het dat mit'n mal: „Morgen früh um 2 Uhr steht die Kompagnie marschbereit!“ Süh, dor har'n wi't! Und dat wir di doch so duster, pick-swarze Finsternis, man kun nich de Hand vor Ogen sehn, as wi losbisterten. Un in so'ne Dusterheit is dat doch ganz klar, dat'n sück verlöppt. So sünd wi goode twee Stünn ümmer in de Weltgeschichte rümsört't över Tüffelackers un dorch'n Busch, sünd över'n Graben sprungen, de welken ock midden drin, un endlich har'n wi de Schaffee weller, un dor gung't irst los! Immer bargan — bit Middag Kloß twölf, un dorbi den Tornüster!! De weggt bi mi an de föstige Pund; un dat Roppeltüg, Patronen, Gasmasken, Brotbüdel, Schanztüg, allens sünd dat noch 25 Pund mehr! Mi wullen toläß de Beenen nich mehr dregen, man ick heb de Tähn' tofomen bäten — un hebb't dörhollen. Süh, so wirn wi baben up'n Ramm anlangt, un dat wir so'n 10 Grad Küll, dor wär'n fin Innerstan'n un nix. Dor ha' wi Telden upflan, un hebb't de Nacht slapen. Kannst Du di dat utmalen? Un de nächsten Nachten gung dat jüß so. Un nu sün wi hier an'n Ditoz-Paß in Stellung, us tägenower liggt Rumänen un'n bäten wider links de Russen. Hier an use Stä is't ruhig, man räcks un links sünd se jeden Abend böß an't Scheeten un haut sück mit Handgranaten in'n Snut, dat em Hören un Sehn vergeiht. Un trotz all de Strapazen un Entbehrungen bün ick froh un wollgemot, ick segg blot: „Wu is't möglich, wu is't möglich.“ De Post kommt so tämlich prompt över, wenigstens de Breespost, de Paketen sünd wat länger ünnerwägens, bit to'n Monat. Ick hebb hier so eenige Bielagen, de Du min Depot woll bisügen kunnst, un ock dat Bild för Di. Nu, leewe Gustav, gh Di good! un verget nich Din'n truen Frund

L. Fischer.

22. Januar 1917.

Liebe Eltern!

Heute abend will ich endlich einmal das in die Tat umsetzen, was ich mir schon längst vorgenommen hatte, nämlich Euch zu erzählen, was wir im Laufe der letzten vier Wochen erlebt haben, wie wir das liebe Weihnachtsfest gefeiert, und wie wir 1917 angefangen haben. Unsere letzte feste Stellung, die wir am 6. Dezember des verflossenen Jahres bezogen hatten, habe ich Euch in meinen früheren Briefen hinreichend geschildert. Wir lagen damals auf der Höhe 1192 vor der Ditoz-Straße den Rumänen gegenüber und fühlten uns in der ruhigen Stellung mit ihren möglichen Unterständen bei der regelmäßigen Verpflegung recht wohl. Die ganze Zeit hindurch fiel kein Schuß, bis plötzlich am 24. Dezember morgens 10 Uhr der Rumäne einen Feuerüberfall machte, um, wie wir später erfuhren, seine Ablösung durch Russen zu verdecken. Dieser kleine Zwischenfall war bald vergessen, und schon schickten wir uns an, in froher Weihnachtsstimmung den Heiligen Abend zu feiern. Waren doch Marketender zu uns heraufgekommen und konnten wir uns doch so einigermaßen über die noch nicht angelangten Weihnachtspakete aus der

Heimat hinwegtrösten. Der Tannenwald der Transsilvanischen Alpen hatte uns einen niedlichen Christbaum geliefert, den wir mit ausgezupfter Verbandgaze geschmückt hatten, und zur Vervollständigung hatten wir unser einzigstes Talglicht angesteckt, ein unerhörter Luxus. Und mitten in die Gedanken an die Lieben daheim, die um dieselbe Zeit unter strahlendem Weihnachtsbaum unser gedachten, pläzte eine Ordonnanz mit der Meldung, daß wir am nächsten Morgen 7 Uhr marschbereit sein sollten; es gelte einen Durchbruch ins vor uns liegende Slanica-Tal. Schon längst hatten wir mittels Feldstecher festgestellt, daß drunten im Tal eine schöne Ortschaft lag, und ganz besonders schlaue Kameraden wußten sogar, daß es ein rumänischer Badeort sein sollte. Daß unser heimlicher Wunsch, in dem Kurhotel das liebe Weihnachtsfest zu feiern, nun der Erfüllung so nahe war, hob die Stimmung um ein Beträchtliches. „Auf ins Bad!“ Und der Weihnachtsmorgen kam. Um Punkt 7 Uhr sammelte sich unser zweiter Zug, um einen Feuerüberfall ins Werk zu setzen. Währenddessen sollte der erste Zug auf von Patrouillen entdeckten unbewachten Wegen hinten herum die vor uns liegende Feldwache der Russen ausheben und so den Weg öffnen. Die ganzen Operationen mußten aber bis Mittag hinausgeschoben werden, weil unsere Artillerie wegen des plötzlich eintretenden Nebels nicht mitarbeiten konnte. Um 12 Uhr war das Werk soweit gelungen, daß wir von unserer Höhe herabsteigen und die gegenüberliegende Kuppe besetzen konnten. Daß die Russen völlig überrumpelt worden waren, zeigte uns, daß der See noch auf den verlassenen Feuern kochte. Unsere 6. Kompagnie, die durch Umfassen von rechts hauptsächlich die Russen geworfen hatte, hatte als Beute 107 unverwundete Gefangene und zwei Maschinengewehre. Ein schöner Erfolg! Lange konnten wir uns in der eroberten Stellung, die übrigens verhältnismäßig sehr stark ausgebaut war, nicht aufhalten, denn es galt, noch vor Einbruch der Dunkelheit eine sogenannte Riegelstellung zu beziehen. Unser zweiter Zug bekam die Aufgabe, die Verbindung nach links mit der 5. Kompagnie zu suchen. So mußten wir in völliger Finsternis quer durch den Wald durch Löcher und über umgestürzte Baumstämme im Gänsemarsch bergabziehen, ohne eigentlich zu wissen, wohin. Ja, wir wußten nicht einmal, wo die Russen lagen, hätten ihnen also möglicherweise in die Arme laufen können. Nach 1/2stündigem Klettern schien es immer noch aussichtslos, die 5. Kompagnie aufzufinden, es wurde Halt befohlen, und wir durften uns im Dunkeln einen Platz zum Schlafen aussuchen. Trotz unserer großen Müdigkeit war an viel Schlaf nicht zu denken; denn jedesmal 4 Mann mußten mit zweistündiger Ablösung Posten stehen, und es war eine kalte Nacht, wo wir nur in Mantel, Decken und Zeltbahn eingewickelt unter Gottes freiem Himmel die erste Christnacht verbrachten.

Am nächsten Morgen zogen wir wieder bergauf. Die Kompagnie lag ausgeschwärmt in provisorisch ausgeworfenen Schützenlöchern und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es wurden gemahlene Kaffeebohnen empfangen, die wir

aber mangels Zeit, Feuer und Wasser nicht zu einem wärmenden Tranke brauen konnten. Da wurde der Befehl durchgegeben: Um 9 Uhr beginnt der Sturm, die Kompagnie muß eine Linksschwenkung machen, der dritte Zug bleibt Reserve! Wir sollten unsere Feuertaufe erhalten. Der Russe hatte sich auf der nächsten Höhe festgesetzt und mußte geworfen werden. Mußte! Schon wie wir die Schwenkung vollzogen und gerade Stellung eingenommen hatten, setzte das Gewehrfeuer der Russen ein, dem bald ein rasendes Maschinengewehrfeuer folgte. Zum Überfluß setzte auch die feindliche Artillerie ein, gottlob nur 2 Schuß, von denen der eine ca. 10 m vor unserer Linie krepierete, der andere 2 m vor mir als Blindgänger in die Erde sauste. So bekam ich nur eine Unmenge Dreck ins Gesicht gespritzt, andernfalls hätte ich mitsamt den neben mir liegenden Kameraden der Welt Lebewohl sagen können. So lagen wir zwei geschlagene Stunden im mörderischen Feuer, vor uns schlugen die Gewehrkugeln in den Boden, piffen über uns hinweg, wir schossen gleichfalls, was das Zeug halten wollte, es war ein Höllenlärm, in dem man sein eigen Wort nicht verstand. Es war unmöglich, weiter vorzukommen, zudem hatten wir eine ganze Reihe Verwundete und 3 Tote. Da machte unser Reservezug eine Umgehung von der Flanke und — die Russen liefen. „Seitengewehr pflanzt auf! Marsch, marsch, hurra!“ und mit dem gepackten Affen sind wir den steilen Hang hinaufgestürmt. Handgranaten gaben dem Russe den Rest. Als Beute verblieben uns etwa 50 Gefangene und zwei Maschinengewehre. Unsere Verluste waren drei liebe Kameraden tot und 15 Verwundete. Etwas recht viel.

Nur flüchtig konnten wir die Unterstände nach sonstigen brauchbaren Sachen durchsuchen, fanden an die 10 Pfund feinsten Tee in 1 Pfund-Paketen und einen halben Zentner Würfelzucker, den wir uns als „Weihnachtsliebesgabe“ teilten. Dann hieß es: Marsch! damit sich der Russe nicht wieder setzte. Schon am Hang bekamen wir wieder Feuer, machten halt und mußten vorläufig liegen bleiben. Bald verstummten die Schüsse bis auf ganz vereinzelte, und gegen Abend stellten Patrouillen von uns fest, daß auch die vor uns liegende Höhe 620 frei vom Feinde sei. So konnten wir diese bei einbrechender Dunkelheit kampflos besetzen. Noch weiter hätten wir nicht vorgehen dürfen, da links und rechts von uns alles unbekannt war. Wir hätten dem Feinde seine Batterie-Geschütze nehmen können, hätten Tausende Gefangene machen können, wären aber selber dabei Gefahr gelaufen, abgeschnitten zu werden. So mußten wir unseren Vormarsch bis zum Tagesanbruch verschieben.

Die Dunkelheit war jetzt völlig hereingebrochen. So gut es ging, suchten wir uns einen Platz zum Nachtlager. Es war bedeutend wärmer als in der vorhergehenden Nacht, und was für uns von größter Bedeutung war, die Tragtiere waren herangekommen und brachten Lebensmittel und warmes Essen aus der Feldküche! Sie hatten reichlich gebracht, und wir konnten uns reichlich für die beiden letzten Tage entschädigen. Gesättigt und in bester Stimmung wickelten wir uns

in die Decken, haben auch trotz des gegen Mitternacht einsetzenden Regens ganz vorzüglich geschlafen. Patrouillen hatten festgestellt, daß die Russen die ganze Nacht hindurch in den Tälern zu beiden Seiten den Rückmarsch angetreten und auch ihre Artillerie zurückgezogen hatten. So hatten wir am nächsten Morgen freie Bahn und stiegen hinunter in die Talschlucht. In der Morgensonne nahm sich die herrliche Landschaft malerisch aus. Rechts und links die steilen Berge mit ihren schwarzen Tannenwäldern, unten in der Talsohle rauschte ein Gebirgsbach, die Glanica. Ihm zur Seite kletterte eine kleine Feldbahn in kühnen Kurven, manchmal über eine kühngespannte Brücke bergan. Die kleine Maschine mit ihren zertrümmerten Fensterscheiben war noch völlig intakt. Nebenbei bemerkt, war das Fabrikat deutschen Ursprungs aus der Motorenfabrik Oberursel bei Frankfurt a. M. Unser Marsch führte uns weiter die Schlucht entlang, vorbei an zerstörten Sommerwirtschaften, Konzertpavillons, an denen noch die Eintrittspreise und Speisekarten in blauen Buchstaben prangten. Längs des Baches zogen sich Promenadenwege, wohlgepflegt und doch durch die Russen in überreichlichem Maße verunreinigt. In einer tief einschneidenden Talschlucht machten wir halt und konnten uns endlich den langentbehrten Morgenkaffee kochen und frühstücken. Bald brannten die Biwakfeuer; die eingestürzten Bretterbuden, die der feindlichen Artillerie als Pferdeställe gedient hatten, lieferten Brennholz. Gegen Mittag ging's weiter. Jetzt auf zum Kurhotel! Unser Kompagnieführer wollte uns unsern Wunsch erfüllen. Bald war es erreicht, aber wie sah es dort aus! Daß das leichte Lehmgebäude mit seinem Schindeldach, Otel Zimbru nannte es sich, keine Fenster und Türen mehr hatte, war der geringste Übelstand, dem wir praktischen Feldgrauen schon abhelfen konnten, aber es war total verdreckt und beschmutzt. Jedes Zimmer hatten die Russen als Abort angesehen, und in jeder Ecke prangten ihre Denkmäler. Da wurde erst einmal ein Großreinmachen angesetzt, und dann suchte man sich den saubersten Platz aus. Jetzt durften wir abkochen; da die Verpflegung nicht nachkam, so lieferte die eine Hälfte der eisernen Portion uns hungrigen Kriegerern ein ganz vorzüglich mundendes Mittagsmahl. Und dann begaben wir uns zur Ruhe, wir hatten mit 4 Mann unser Lager auf der Rückwand zweier umgelegter Kleiderschränke aufgeschlagen, aber ich möchte fast sagen, unter freiem Himmel läßt es sich besser schlafen, denn wir alle haben die Nacht schändlich gefroren. Für heute, liebe Eltern, Schluß! Gestern traf Euer Weihnachtspaket wohlbehalten ein. Fast 2 Monate dauerte seine Reise, ich komme das nächstemal darauf zurück, vorläufig tausend Dank. Augenblicklich herrscht wieder starker Frost, 15—20° Kälte! Trotzdem alles mobil. Gruß an alle im Hause.

Euer Ludwig.

Am 8. 3. 1917.

Liebe Eltern!

Heute nachmittag will ich mal sehen, ob ich meinen Bericht zu Ende führen kann. Nach der schlecht durchschlafenen Nacht brach der Morgen des 29. Dezember



an. Es war noch dunkel beim Abmarsch; jetzt, wo es eben zu dämmern begann, erreichten wir ein tief einschneidendes Seitental, dort machten wir halt. Wir bekamen von unserer Tragtierkolonne herangeschleppt Verpflegung als Brot, Zubrot, trockenen Mittag und auch noch einige Post. In aller Hast wurden die Grüße der Lieben daheim durchflogen, dann brachen wir mit dem ganzen Bataillon zusammen auf, die drei anderen Kompagnien hatten sich ebenfalls hier gesammelt. Zuerst ging es noch in Gruppenkolonne, zu Vieren nebeneinander, dann aber wurde die Schlucht enger, wir gingen in Reihen, zwei zu zwei, und zuletzt marschierte das ganze Bataillon im Gänsemarsch. „Halt!“ wir waren am Ende der Schlucht angekommen. Rechts von uns sollte Rußki noch den Berg besetzt halten, die Höhe 930. Wir entwickelten uns, es war gegen 9 Uhr morgens. Und jetzt ging es in Schützenlinie bergan, immer geradeaus über gestürzte Stämme, kleine Schluchten und Anhöhen, durch Gestrüpp und dichtes Unterholz, durch den Urwald. Ab und an eine längere Pause zum Luftschnappen, die Lungen arbeiteten und wollten sich auch erholen. Dann wieder weiter. Verschiedene Male wurden Patrouillen vorgeschickt, immer ein negatives Ergebnis. Waren wir denn noch nicht bald oben? Und weiter ging's. „Es darf nicht mehr gesprochen werden!“ Weiter durch Gebüsch und Ranken. Eine Seitenpatrouille meldet, daß die Anhöhe am weitesten rechts frei vom Feinde sei. Wir hatten nun den rechten Flügel, und da wir nichts auf dieser Seite zu befürchten hatten, schwenkten wir links herum, und bald hatten wir die Anhöhe im Rücken. Jetzt mußten wir bald oben sein. Patsch, — patsch! Da, die Alarmschüsse der russischen Posten, die uns wohl hatten kommen hören. Was kümmerte es uns. Doch gleich hatten die Russen die Stellung besetzt, und nun fielen mehr Schüsse, noch mehr, immer dichter, da setzte auch schon ein Maschinengewehr ein. Wir lagen längst am Boden und hatten Deckung gesucht, die Kugeln piffen schadlos über uns hinweg. Selber konnten wir aber nicht das geringste sehen, und so schossen wir nicht. Da kam das Kommando: „Marsch — marsch!“ und mit einem Male waren wir oben, kein Russe zu sehen. Na, weiter: „Marsch!“ Wir arbeiten uns auf dem breiten Bergrücken vor, kommen über den Kammweg und erhalten plötzlich ein mörderisches Feuer von allen Seiten und vornehmlich Maschinengewehrfeuer von halbrechts rückwärts! Sind wir eingeschlossen? Wir sehen kein Ziel, und da wir das Feuer nicht erwidern, so verstummt es allmählich. Wir gehen noch einige Meter vor und bleiben am Anberg liegen, es ist 1 Uhr mittags, kalt, wir liegen im Schnee und klappern. Dabei soll aufmerksam nach vorne beobachtet werden. So rückt die Zeit langsam, ganz langsam vor. Wir sind hungrig geworden. Was sollen wir? So wird's 3 Uhr. Da, da! 6 bis 7 Russen kommen pustend den Berg herauf, da, noch 10 — 12 — 14 — immer mehr, gerade vor mir. Ich rufe es dem Zugführer zu, reiße die Knarre an die Backe, und „nicht schießen, die wollen überlaufen!“ schreit mir der Zugführer zu. Ich lasse das Gewehr wieder sinken und winke ihnen „komm, Rußki, komm!“ Aber schon hat der eine das Gewehr angelegt,

zielt auf mich, „patsch — ffff —“ fliegt mir das Ding am Kopf vorbei. Da habe ich nicht lange gefackelt, mußte über den Schuß doch lächeln, und einen zweiten wird der Russe wohl nie mehr abgeben. C'est la guerre. Nun war die Knallerei im vollen Gange. Die Russen schossen schlecht, paßten aber tadellos auf; denn sowie ich oder einer meiner Nebenmänner auch nur die Helmspitze sehen ließen, krachte drüben ein Schuß, der immer so $\frac{1}{2}$ bis 1 m über uns in die Zweige schlug. „Satansbiester!“ murmelte ich zwischen die Zähne, wußte genau, daß sie zwischen den niedlichen, kleinen Tannen lagen. „Handgranaten her!“ Die Entfernung war höchstens 10 bis 15 m. Und nun — immer riet aff! Wumm! Aber weichen, ne, das tat der Ruske nicht. So konnte es nicht bleiben! Da schwenkt unsere 5. Kompanie, greift die Flanke an und rollt sie unter Hurra auf. Eine wahnsinnige Knallerei. Es ist bereits dämmerig, in 10 Minuten ist es finster. Wir gehen mit vor, die Verbindung reißt in der Mitte unseres Zuges, und wie wir etwa 30 m vor sind, halten uns die Kameraden für Russen und eröffnen auf unsere Tornister ein höllisches Feuer. Mit Mühe und Not gelingt die Verständigung, dann noch einmal ein Hurra, und Ruske läuft. In seiner Stellung lag Gewehr gegen Gewehr. Wir hatten eine dreifache Übermacht geworfen.

Das war unser letztes Gefecht auf dem Vormarsch, der Sturm auf Höhe 930, er hat uns einen Toten und vier Verwundete gekostet. An der Stelle aber, wo wir geschossen und die Handgranaten geworfen hatten, lag ein Berg toter Russen. Grüßt alle, alle. Auf Wiedersehen. Euer Ludwig.

An seinen Bruder.

18. 5. 1917.

Lieber Otto!

Du hast mir mit Deinem Briefe, den ich gestern erhalten habe, eine sehr große Freude bereitet, und darum will ich den kurzen freien Augenblick benutzen, Dir herzlich dafür zu danken. Wie sehr er mir gefallen hat, kannst Du schon daraus ersehen, daß ich ihn meinen Kameraden gegeben habe, damit auch sie etwas davon haben. Und alle freuten sich ebenso darüber wie ich. Deshalb danke ich Dir dafür. Denn es ist so schön, wenn man draußen im Trommelfeuer der schweren Granaten an die Lieben daheim denken kann, wenn unser Denken durch liebevolle Zeilen nach der Heimat gelenkt wird; dann wissen wir, für was wir hier leiden, entbehren, kämpfen müssen, und fester beißen wir die Lippe zusammen. Wir wollen durchhalten, durchhalten in Kampf- und Schlachtengetümmel fürs Vaterland, für Heimat, Haus und Herd, für Euch Lieben alle. Der Feind darf nicht durch, er darf nicht, und an der Mauer von Stahl und Menschen wird er sich den Kopf einrennen. Wie es in der Heimat aussehen würde, wenn der Feind im Lande wäre, sehen wir hier mit eignen Augen. Das schöne Land, die herrliche Gottesnatur, die jetzt bei dem wunderbaren Wetter zu neuem Leben erwachen mußte, kann es in diesen Landstrichen, wo der Krieg wütet, nicht. Das Weideland, die blumigen



Wiesen, das grünende Kornfeld, sie werden von Granaten durchpflügt, jedes Leben wird im Keim erstickt, aufgewühlt ist das Land, auf Jahre hinaus unbrauchbar, durchsetzt mit Eisensplintern, Fegen von Stacheldraht, Blindgängern, die dem Landmann das Pflügen und Bestellen nicht nur unmöglich, nein sogar lebensgefährlich machen. Und dann die Wälder! Kümmerliche Baumstümpfe, kaum einen Meter hoch, ragen anklagend in den Abendhimmel. Noch vor Wochen standen hier die schlanken Fichten und wollten zu neuem Leben nach langem Winterschlaf erwachen, als die große Offensive losging und das blindwütende Eisen sie tötete. Traurige Überreste stehen noch, kein Leben. Und sieht es mit den Werken von Menschenhand besser aus? Ich will nicht von zerschossenen Schützengräben, Laufgräben, Betonunterständen sprechen, denn diese sind letzten Endes nur zum Zerschießen da, sind sie doch Erzeugnisse des Krieges. Aber die Landstraßen und die Dörfer! Sie existieren nicht mehr. Nur eine lange Reihe von Steinschutt und Löchern deutet die Straße an. Zum Verkehr ist sie unbrauchbar, rechts und links von ihr fahren die Wagen die Munition für die Artillerie, die Verpflegung für das Heer, die Verwundeten aus der Schlacht. An einer Kreuzung liegen Berge von aufgehäuften Steinen und Balken. Fensterrahmen deuten an, daß hier irgendwo auf der Ecke ein Haus stand. Wo? Wahrscheinlich dort, wo jetzt ein Loch von 5 m Tiefe gähnt, eine schwerste Granate hat das Wohnhaus fortgeblasen. Den übrigen geht es nicht anders. Nur hier und da ragt eine massive Mauer, ein Schornstein gen Himmel. Hier versteht man die Worte Schillers: Ein furchtbar Schrecknis ist der Krieg, den Hirten schlägt er und die Herde, und sein Wunsch wird verständlich: Möge nie der Tag erscheinen, wo des Krieges rauhe Horden dieses stille Tal durchtoben. In dieser Wildnis leben nun wir, alle Zeit treu bereit. Hier bieten wir den frechen Feinden die Stirn. Ihr kommt nicht durch! Fester drücken wir den Stahlhelm ins Gesicht und holen aus zum sicheren Wurf mit der Handgranate. Die Geschosse umpfeifen uns, heulend bersten die Granaten, doch wir halten stand. Mit Gott. Er hält seine schützende Hand über uns, auf ihn vertrauen wir weiter. Und dann ist es so schön, so schön, wenn liebevolle Zeilen von daheim uns zeigen, daß auch dort sorgende Herzen für uns schlagen. Möge der Friede nicht mehr allzu fern sein, damit die Kirchenglocken ihn noch verkünden können, ehe auch sie dem Kriege zum Opfer fallen und in feuerspeiende Kanonen verwandelt werden. Und nun, lieber Otto, grüße alle daheim, die lieben Eltern, die Schwester, alle Hausangehörigen. Sei Du aber besonders herzlich begrüßt von Deinem Bruder

Ludwig.

Erich Bolte

Unteroffizier der Reserve, geboren am 22. August 1895 als Sohn des Hofphotographen Bolte in Oldenburg, besuchte die Oberrealschulen in Oldenburg und in Delmenhorst, wo er 1914 das Zeugnis der Reife erlangte. Am 1. April desselben Jahres trat er als Lehrling bei einer Expedition in Danzig ein. Seine Absicht, nach beendeter Lehrzeit auf der dortigen Hochschule Volkswirtschaft zu studieren, wurde durch den Ausbruch des Krieges vereitelt. Nachdem er sich anfangs ohne Erfolg freiwillig gemeldet hatte, wurde er später zum Heeresdienst einberufen und trat am 2. Mai 1915 beim 5. Garde-Regiment zu Fuß in Döberitz ein. Nach drei Monaten kam er ins Feld nach Rußland, wo er an zahlreichen Schlachten und Gefechten teilnahm und an der Cholera schwer erkrankte. Als er kaum wieder hergestellt war, rückte er mit seinem Regiment nach Frankreich. Hier nahm er an manchem heißen Gefecht teil und wurde Anfang März 1916 auf seinen Wunsch in das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 versetzt. Im Mai war er auf Urlaub und sah Heimat und Elternhaus noch einmal wieder. Anfang Juni zog er mit seinem Regiment abermals nach Rußland, wo sie nach anstrengenden Märschen bei Rieselín in ein furchtbares Gefecht verwickelt wurden. Am 18. Juni 1916 gegen Abend fiel er bei einem Sturmangriff durch Kopfschuß bei Woronzyna und wurde am folgenden Tage an einem Wege in der Nähe des Gutes bestattet. Herr Direktor Dr. Borchard in Delmenhorst schrieb an den Vater: „Als einen strebsamen Zögling unserer Anstalt, als freundlichen, treuen und humorvollen Kameraden seiner Mitschüler werden wir alle ihn nicht vergessen“, und Herr Brämer von dem Expeditionsgeschäft in Danzig: „Ich hatte unseren klugen, ernstesten, gesitteten Erich Bolte aufrichtig gern, er war so tüchtig, gründlich und lernbegierig, so freundlich und sympathisch, daß ich hoffte und wünschte, ihn dauernd meiner Firma erhalten zu sehen, ihn später einmal an ihrer Leitung beteiligt zu wissen.“ Durchdrungen von glühender Vaterlandsliebe, vereint mit treuester Pflichterfüllung, starb er für sein Vaterland.

Aus seinem Tagebuche.

1915. Hinter Mlawa sahen wir viele Massen- und Einzelgräber, die entweder durch Helme als deutsche oder durch Kreuze und Mützen als russische Gräber kenntlich waren. Die kleinen Dörfer, die an der Strecke lagen, waren mehr oder weniger zerstört. Am meisten mitgenommen war Groduski, wo kein einziges Haus mehr stand; alles war zerstört, nur die Kamine standen vereinzelt in der Gegend. Die Märsche sind furchtbar anstrengend, die Wege unergründlich schmutzig, einfach gar nicht zu beschreiben; man muß es selbst gesehen und die Märsche mit-



Erich Volte.



gemacht haben, sonst kann man sich kein Bild von den Schwierigkeiten machen. Am 9. September mußten wir ein furchtbares Quartier in einem Dorf beziehen. Ich lag auf einem Ofen, der zunächst viel zu kurz war, so daß ich mich nicht ausstrecken konnte, und in der Nacht wurde es so blödsinnig warm von der Glut des am Abend angezündeten Feuers, daß ich es vor Hitze nicht aushalten konnte. Dreimal bin ich aufgestanden und spazieren gegangen, es war eine furchtbare Nacht, die ich fast gänzlich wachend verbrachte. — Am 15. September kam ein Major von der Artillerie zu uns heran und erklärte, daß gerade da, wo unsere Gewehre ständen, Artillerie in Stellung fahren müsse. Kaum hatte er dies gesagt, als schon etwa 500 m vor uns die erste feindliche Granate einschlug. Wir mußten nun eilig zusammenpacken und unsere fast fertigen Kartoffeln vom Feuer nehmen. Dies wurde durch das weitere Einschlagen von Granaten sehr beschleunigt; denn auf einmal waren wir mitten im Wurstkessel; es war furchtbar und interessant zugleich. Wir wußten im Augenblick nicht, wohin wir ausweichen sollten. Immer wieder hörte man das verderbenbringende Säusen der Geschosse, dem dann bald ein starker Knall folgte, ein Zeichen, das das Ding krepierete. Als wir in Gruppenkolonne lagen, schlugen kurz vor uns zwei Granaten hintereinander ein, Staub und Dreck flog uns um die Ohren, und wir glaubten, die nächste würde in unserer Mitte krepieren. In einer kleinen Pause liefen wir feldeinwärts in einen Wald, hinter dem auch bereits unsere Bagage Deckung gesucht hatte. Nach dieser Feuertaufe blieben wir am Waldrand, wo wir auch Zelte aufbauen mußten. — Am 25. September rückten wir weiter vor. Vor uns platzten die Schrapnells und Granaten, wir lagen in Reservestellung. Nachmittags gingen wir etwas weiter vor und lagen als Brigadereserve direkt zwischen der Artillerie, die sehr viel und anhaltend schoß. Am 26. September rückten wir kurz nach 8 Uhr morgens ab und bezogen wieder Reservestellung. Hinter einem bewaldeten Hügel gruben wir uns ein. Wir arbeiteten fieberhaft im Granatfeuer, um uns in Deckung zu bringen. Vorn war eine große Sache im Gange. Wir glaubten bestimmt auch noch in die vorderste Linie zu kommen, konnten aber am Abend erfreulicherweise zurückgehen und Zelte aufbauen. Wir lagen in höchster Alarmbereitschaft und mußten umgeschnallt schlafen.

Georg Götting

Kriegsfreiwilliger, Leutnant der Reserve, als zweiter Sohn des Landwirts und Gemeindevorstehers Götting in Bokel bei Cappeln,¹⁾ am 17. August 1893 geboren, besuchte das Gymnasium in Vechta und trat sofort bei Beginn des Krieges beim Feldartillerie-Regiment 62 in Oldenburg ein. Mit dem ersten Kriegsfreiwilligen-Transport kam er ins Feld. Nach kurzer Zeit zum Unteroffizier befördert, trat er zum Reserve-Infanterie-Regiment 73 über. Als einer der ersten oldenburgischen Kriegsfreiwilligen erhielt er das Eiserne Kreuz, kam zu einem Offizierskursus im Sennelager und kehrte dann als Reserveoffizier zu seinem alten Regiment Nr. 73 zurück. Am 8. August 1915 bestand er in Vechta die Reifeprüfung. Im Spätherbst desselben Jahres wurde er in einem Nahkampf, den er im Oldenburger Kriegs- und Heimatbuch lebhaft und anschaulich schildert, verwundet und kam zu seiner Heilung in das Pius-Hospital in Oldenburg. Hier wurde ihm am Weihnachtstage 1915 für seine allseitig anerkannte glänzende Tapferkeit und sein Draufgängertum, das seine Leute unwiderstehlich mit fortriß, das Eiserne Kreuz 1. Klasse überreicht. Auch das Friedrich-August-Kreuz 1. Klasse wurde ihm zuteil. Nach seiner Genesung war er eine Zeitlang in Hannover beim Ersatz-Bataillon. Dann zog er wieder ins Feld. Anfang April 1916 setzten die Kämpfe an der Aisne ein, die er in vorderster Linie und an exponierter Stelle, die fast täglich im Heeresbericht genannt wurde, mitmachte. Anfang April 1917 hatte er mit seiner Kompanie eine Stellung bei der Hurtebise-Ferme. In mörderischen Kämpfen von Mann zu Mann mußte er sich schließlich mit seinen Niedersachsen zurückziehen, und er fand am 16. April mit seinem Bataillonskommandeur, dem Adjutanten und etwa 20 Mann Unterkunft in einem festen tunnelartigen Keller der Hurtebise-Ferme. Den ganzen Tag rannten die weißen und schwarzen Franzosen gegen die Ausgänge an, ohne Erfolg. Jeder Offizier hatte einen Ausgang übernommen, den gefährdetsten Leutnant Götting. Stundenlang hielt er sich und den Kameraden hier mit Handgranaten die Feinde vom Leibe, Stunde auf Stunde wartete er sehnlich auf Entsatz, bis er kurz vor 5 Uhr durch eine feindliche Kugel fiel, die ihm durch den Hinterkopf drang. Über seine Leiche stürmten die Feinde in den Keller. Der Bataillonsführer, ein Leutnant und wenige von den Mannschaften rasten nach hinten aus dem Keller unter dem heftigsten Feuer, doch wurde keiner verwundet. Die Leiche Göttings blieb in Feindes Hand. Auf einem verlorenen Posten ist er in todesmutigem Ringen für seine Kameraden gefallen, tapfer und treu, vorbildlich als Mann und Offizier.

¹⁾ Schon 1456 Januar 2 to Bokelle en gud, dar Vastete Gotting uppe wonet.





Georg Götting.



Feldpostbriefe.

Frankreich, den 17. 12. 1914.

Meine Lieben alle! Liebe Eltern und Geschwister!

Heute ist bei mir Christkindchen gewesen, reicher und schöner und freudig überraschender, als wohl sonst einmal. Weihnachten im Felde, wenn man so einsam, fern von den Lieben ist, das kann man nur selbst durchmachen, nicht beschreiben. Da steigen in einem Gedanken auf an die Zeit daheim, wo wir alle zusammen saßen in der guten alten Stube und uns die Spannung bannete. Ja, wie gerne wären wir Soldaten nicht zu Haus gewesen. Und doch ist an ein eigentliches Heimweh nicht zu denken. Im Gegenteil. Wir wollen hier bleiben, wollen solange aushalten und durchkämpfen, bis der Feind so geschlagen ist, daß er uns den Weihnachtsfrieden, die Weihnachtsfreude nie wieder stören wird. Ja, ich fühle, dieses Jahr wird für uns Weihnachten ohne Freude sein. Einer fehlt in der Mitte. Bruder Joseph kann nicht mehr mitfeiern, eine Franzosenkugel hat uns die Freude genommen, hat aber Joseph glücklich gemacht. Er ist gut gestorben, er war immer gut, und hier in der Front wird keiner schlecht. Ihr müßtet bloß einen Blick hineinwerfen können in ein deutsches Soldatenherz im Felde. Da hat sich mancher Gott wieder zugewandt. Joseph ist mit Gottes Gnade auf dem Felde der Ehre gestorben, da wollen wir doch nicht klagen. Der Verlust geht uns allen zu Herzen, besonders Euch, liebe Eltern. Und doch, wer von uns möchte nicht mit ihm tauschen? Wir alle sehnen uns nach Frieden, Joseph genießt ihn schon jetzt, in himmlischer Ewigkeit. Die Strapazen, die unsere Infanterie erlitten hat und zum Teil noch aushalten muß, sind unglaublich, unbeschreiblich. Fast jede Woche fahren von hier welche auf Heimatsurlaub nach Hannover. Schöne Sache, nicht wahr? Hätte wohl auch mal kommen können, aber erst muß ich was mitgemacht haben. Ich wünsche nochmals frohe Weihnachten und verbleibe unter tausend herzinnigen Grüßen Euer Euch liebender

Jürgen.

Marvaux, den 9. 3. 1915.

Daß es mir noch gut geht und Gott mich beschützt hat in schweren Kämpfen, habe ich schon geschrieben, ebenfalls, daß ich seit dem 5. mit dem Eisernen Kreuze geschmückt bin. Ja, das waren schwere Tage, 16 schwere Tage und Nächte. Unsere Tage in Liefse, wo wir es so wunderbar hatten, ließen vermuten, daß man uns für schlimme Tage pflegen wollte. Am 8. Februar setzten wir uns auf die Bahn, einem unbestimmten Ziel entgegen. Abends wurden wir ausgeladen, und nun ging's bei Nacht los in die Feuerlinie. Langten dort nach einem zwar nicht langen, aber unendlich schwierigen Marsche ermüdet an. Das 3. Bataillon, also auch meine Kompagnie, bekam gleich den Auftrag, den am meisten vorgeschobenen Graben zu besetzen und unter allen Umständen zu behaupten. Bevor wir in den Graben zogen, empfingen die katholischen Mannschaften die Generalabsolution. Wir konnten so



ruhig dem Tode entgegensetzen. Mit dem Himmel hatten wir unsere Rechnung abgeschlossen, Ihr glaubt nicht, wie uns das beruhigte. Am anderen Morgen eröffneten die Franzosen den Angriff. Sie setzten mit einem gewaltigen Artilleriefeuer ein, schätzungsweise wurden an dem Tage auf unsere Gräben in einer Front von 2—3 km 60 000 Schuß abgegeben. Die 10. Kompagnie konnte sich nicht halten und überließ den Franzosen ihre Stellung. Dadurch kamen wir in ein Flankenfeuer der Franzosen, und sie gelangten der 9. Kompagnie in den Rücken. Auf ein Haar waren wir abgeschnitten. Doch unsere Haltung muß die Franzosen stutzig gemacht haben. Die Hälfte schloß nach vorne, die andere nach hinten. Und als sie uns im Rücken ganz abschneiden und unseren Laufgraben besetzen wollten, da sprang unser Leutnant mit dem ersten Zuge, das Seitengewehr aufgepflanzt, aus dem Schützengraben, um die Franzosen hinauszurufen. Doch der Leutnant und die meisten der Stürmenden fielen. Wir waren nun verwaist, aber unseren Graben haben wir behauptet, trotz der Kugeln, die uns um die Ohren sausten. Zwei sind mir durch meine Helmspitze gegangen, 2½ Tag haben wir da vorne gelegen, naß bis auf die Haut, ohne Essen und Trinken, da endlich löste uns eine andere Kompagnie ab, und wir bezogen einen mehr rückwärts gelegenen Graben. Dort hielten wir Wacht, bereit, jeden Augenblick einzuspringen, wenn die Granaten zu große Lücken in unsere Reihen gerissen hatten. Nach jedem Artillerieüberfall folgte ein Infanterieangriff mit mindestens vierfacher Übermacht. Aber die Bäume da oben wissen von den gefallenen Franzosen zu erzählen. Zug- und gruppenweise, wie sie herauskamen, liegen sie noch da in Reih und Glied. Und immer wieder kamen sie, umzufallen oder mit blutigen Köpfen zurückzukehren. Man hatte aber auch zu gutes Ziel. Lagen uns überall auf 30 m gegenüber, da konnte kaum ein Schuß fehlgehen. Natürlich hatten auch wir Verluste, große Verluste, die meisten Kameraden sanken um mit tödlichem Kopfschuß, andere fielen den schrecklichen Handgranaten zum Opfer, die hinüber und herüber flogen. Da hieß es, wenn so ein Ding ankam, herzhast zugreifen und schnell die Granate zurückgeworfen. In den allermeisten Fällen gelang das, vereinzelt sind die Granaten den Kameraden in der Hand geplatzt, da war natürlich alles tot, was sich in unmittelbarer Nähe befand. Und inmitten der toten Kameraden, ob Freund, ob Feind, saßen die anderen glücklichen Überlebenden, das Gewehr im Anschlag, entschlossen, sich zu behaupten oder zu sterben. Nerven muß man haben wie Draht so dick. Als wir den ersten Abend hinaufrückten und ich im Dunkeln auf den ersten gefallenen Kameraden trat, da bin ich zusammengeschauert. Und als dort oben sich ein Kamerad in seinen letzten Zügen krümmte, da habe ich das Elend eingesehen, das so ein Krieg mit sich bringt. Da ganz vorne lag noch ein Verwundeter vom vorigen Tage, ganz im Schlamm vergraben. Die Kameraden hatten ihn aufgegeben und geglaubt, er komme nicht mehr durch. Da haben wir ihm einen Schluck Cognak gegeben, und da ist er fast alleine weggegangen, ohne daß wir ihn stützten. Sonst wäre er elend umgekommen. Solche Szenen gab es

fast jeden Tag. Besonders drüben von den Franzosen her klangen die Klagen der Verwundeten; dort schien man sich wenig um die Verwundeten, geschweige denn um die Toten zu kümmern. Wir haben unsere Gefallenen auf einem Soldatenfriedhof eine halbe Stunde hinter der Front begraben. Unsere Kompanie war auf 52 vorne im Graben zusammengeschrumpft. Jetzt, wo wir zur Ruhe gekommen sind, hat sich die Zahl allerdings wieder auf über 80 Mann vermehrt. Also Schlachtenbummler hatten wir genug. Einige sind verrückt geworden, eine ganze Anzahl hatte das Gehör verloren. Zur Abwechslung friert und schneit es mal wieder ganz furchtbar. Die Folge davon ist, daß wir eine ganze Menge Kranke haben. Und das ist wahrscheinlich noch ein Glück für uns; denn so können wir nicht nach vorne geschickt werden in die Schützengräben, etwa 15 km von hier. Wir sind zu schwach, und nach vorne kommen, das heißt, dem Tode verfallen. Wer da aus dem Herentkessel herauskommt, der hat Glück wie kein anderer mehr. Natürlich, wenn der Befehl kommt: Nach vorne! Die Laufgräben besetzen! Da hilft kein Reden. Dann geht es eben in Gottes Namen. Die Ecke muß auch besetzt werden, allerdings hat es noch keine Division dort solange ausgehalten wie wir. Und die Anforderungen, die man an uns gestellt hat, sind wirklich die höchsten, die man einem Menschen zutrauen kann. Wenn man sich noch dann und wann hinlegen könnte und ein wenig schlafen! Wenn man noch eine Handvoll Stroh hätte! Das alles gibt es nicht. So haben wir 16 Tage zugebracht, im denkbar lebhaftesten Feuer der Franzosen. Hier wollten sie durchbrechen, mochte es kosten, was es wollte. Gerade hier führt nämlich die Bahnlinie vorbei, die unserem Heere Munition und Ersatz zuführt. Haben sie die in ihren Händen, dann haben sie uns die Lebensader abgeschnitten. Das sollte nicht sein. Deshalb haben wir viel Menschen geopfert, aber keine Hand breit Boden. Ja, es waren schwere Stunden, aber Kopf hoch! Man muß sich an alles gewöhnen können. Gott sei dank ist es mir noch leicht geworden.

Douaumont, 23. 4. 1916.

Heute mal einen kleinen Brief. Leider habe ich mit der Garnison einen schlechten Tausch gemacht. Ihr müßtet mich mal sehen: bis zum Bauch nur Wasser und Dreck, miserables Wetter. So hatte ich mir die Sache denn doch nicht vorgestellt. Neulich der Bericht von den „niedersächsischen Truppen“ war auf unsere Division gemünzt. Vor allem sind die Regimenter 73, 78 und 92 beteiligt, und von unserem Regiment hat das 3. Bataillon ruhmreichen Anteil. Was drei als tapfer bekannte Regimenter nicht haben schaffen können, hat unser Bataillon allein gemacht. Aber wir freuen uns doch, wenn wir hier erst mal aus dem Feuerbereich heraus sind.

Chauffons-Schlucht, 26. 4. 1916.

Wir befinden uns immer noch im tollsten Loch. Doch hoffen wir in den nächsten Tagen abgelöst zu werden. Im allgemeinen geht es mir sonst gut. Die Verpflegung ist hier ausgezeichnet und das Wetter zur Abwechslung mal wieder



wunderbar. Heute wagten sich sogar einige Schwalben in unsere Nähe. Man lebt jetzt ganz wieder auf. Dieser Tage wars tatsächlich nicht zu ertragen. Wir sahen mit unsern Uniformen noch ganz übel aus, von unten bis oben bedeckt. Wir liegen hier rechts unter dem Fort Douaumont. Kolossales Werk! Unbegreifbar, wie wir das so schnell in unsere Hand bekommen haben. Der Franzose wehrt sich kolossal. Er verpulvert hier eine Menge Artilleriemunition, kaum zu glauben. Das meiste geht aber Gott sei Dank vorbei.

Dombraß, 11. 5. 1916.

Meine Lieben!

Endlich kann ich unter ziemlich geordneten Verhältnissen Nachricht von mir geben. Wir sind zurückgenommen, es sind furchtbar schwere Tage gewesen für uns alle. Denkt mal an; acht Wochen haben die Leute vorn gelegen ohne jedes warme Essen und Trinken. Allerdings dann und wann hat es mal einen Becher lauwarmen Kaffee gegeben. Unsere Verluste sind gerade in den letzten Tagen ziemlich erheblich gewesen. Ich bin am 5. mit 26 Mann meines Zuges in Stellung gerückt. Davon sind 22 verwundet oder gefallen. Daß es mit mir nicht schief gegangen ist, verdanke ich wohl in erster Linie meinem guten Schutzengel und Eurem Gebet. Heute Nachmittag habe ich einen wunderbaren Spazierritt gemacht. Die Natur ist ja so schön! Man kann sich diesen Unterschied zwischen vorgestern und heute kaum vorstellen. Meine Schrift müßt Ihr entschuldigen, meine Nerven scheinen sich noch nicht ganz beruhigt zu haben. Bleibt gesund. Herzlichen Gruß. Georg.

Balmicourt, 27. 10. 16.

Gestern erhielt ich Euren um mich so besorgten Brief. Er traf mich schon außer Schußweite an. Heute sind wir schon wieder 24 km zurückgekommen. Wir wurden in Autos geladen, um nur möglichst schnell anderen Truppenteilen Platz zu machen.arme Schlachtopfer! Das ist eine ganz gefährliche Ecke bei Gaudécourt. Der Bericht bringt den Namen fast jeden Tag. An dem Erfolg und der Ehre hat unser Bataillon erheblichen Anteil. Als nämlich die 92er die Stellung nicht mehr halten konnten, wurde unser Bataillon und die 4. Kompagnie dort mit eingesetzt. Ich kam mit meiner Kompagnie ziemlich heil heraus. Dagegen hatten die 9. und 10. Kompagnie große Verluste. Dann kamen wir wieder in unseren Regimentsabschnitt zurück, und dort bekam auch meine Kompagnie den Todesstoß. In wenigen Stunden verlor ich 53 Mann. Es war zum Verzweifeln. Als ich abrückte, waren wir noch 1 Offizier, 1 Offizierstellvertreter, 1 Feldwebel, 1 Unteroffizier und 17 Mann; ein großer Teil, etwa 20 Mann waren außerdem erkrankt, darunter auch Barelmanns Hans. Ich hatte mit allem abgeschlossen. Als ich mit meiner Kompagnie einrückte, habe ich geweint wie ein kleines Kind. Ich konnte mich nicht mehr zusammen nehmen. Wie es mir erging, davon vielleicht später

mal mündlich. Ich mag noch nicht wieder daran denken. Nehmt es mir nicht übel und seid nicht zu neugierig. Es sind meine schlimmsten Stunden gewesen während meiner ganzen Kriegszeit. Anfangs ging es so gut, und nachher kam es so ganz anders. Komme, was kommen mag!

11. 4. 1917.

Meine Lieben!

Ich weiß nicht, ob Euch dieser Brief erreichen wird. Wir sind so ziemlich von aller Welt abgeschnitten. Unsere Stellung und das Hintergelände liegt augenblicklich unter stärkster Trommelfeuer. Morgen oder übermorgen wird die Lage hier jedenfalls geklärt sein. Schweres wird uns noch bevorstehen. Seit gestern ist die Front in Gärung. Meine Verluste sind bislang wie durch ein Wunder gering, allerdings befinden sich darunter meine beiden besten Zugführer. Augenblicklich beschießt man uns mit Minen allerschwersten Kalibers. Die Dinger haben eine wahnsinnige Durchschlagskraft und regen daher sehr auf. Das meiste Feuer bekommen die Regimenter 92 und 78 und weiter rechts. Denen gegenüber können wir uns nicht beklagen. Von meiner Stellung ist bei mir nichts mehr zu sehen. Lediglich die Unterstände sind heil geblieben. Da drinnen wohnen die Leute 6 Meter unter der Erde und warten, bis der Franzmann kommt. Ja, ja, meine Lieben, Ihr habt es gut, Ihr begreift ja nicht, wie es einem zu Mute ist. Wir warten ruhig ab, was da kommen muß, und tun unsere schwere Pflicht. Leicht macht der Franzose es einem tatsächlich nicht. Man muß sich Gottes Willen fügen. Zudem betet nur recht fleißig für mich. Grüßt alle Bekannte. Ihr braucht ja nicht zu sagen, daß wir wieder mitten drin stecken. Herzlichen Gruß Euch allen Euer Euch liebender
Georg.

Ernst Adolf Grisfede

Sohn des † Dr. med. Grisfede, geboren am 12. Oktober 1898, hatte nach dem frühen Tode seines Vaters seit März des folgenden Jahres in der Mutter die einzige Stütze seines Lebens. Sie ging mit dem Kinde in ihre Heimat zurück, nach Hartwarden bei Rodenkirchen, blieb aber dort nicht lange und verzog 1902 nach Oldenburg, wo sie an seiner Entwicklung in Haus und Schule ihre große Freude hatte. Durch seine Begabung, insbesondere für die Musik, hat er ihr und vielen anderen manche schöne Stunde bereitet. Von Ostern 1907 bis Ende 1916 besuchte er das Gymnasium in Oldenburg und bestand im Orange der Kriegszeit im Januar 1917 die Reifeprüfung, um alsbald schon am folgenden Tage, noch im zarten jugendlichen Alter, beim Infanterie-Regiment Nr. 91 einzutreten. Nach seiner Ausbildung in Oldenburg, Munster und Hildesheim kam er Mitte Juli ins Feldrekrutendepot der 238. Infanterie-Division in der Nähe von Douai. Am 17. Oktober rückte er ins Feld nach Flandern, wo er dem Infanterie-Regiment Nr. 463 zugeteilt wurde. Nur drei Tage war er in Stellung, da verschlang auch ihn der Moloch des seinem Vaterlande von den Feinden aufgedrängten Krieges. Am 31. Oktober 1917 wurde er von dem Kompagnieführer bei Paschendaale als vermißt gemeldet, und seitdem konnte trotz eifrigster Bemühungen über seinen Verbleib nichts in Erfahrung gebracht werden. So hat auch er sein junges Leben dem Vaterlande zum Opfer bringen müssen, und sein Tod brachte seinen Freunden zum deutlichen Bewußtsein, welche Blüte hier geknickt war. „Es ist mir geradezu unfassbar,“ schrieb Otto v. Finckh¹⁾ tieferschüttet an die Mutter, „mir vorstellen zu müssen, diesen Prachtmenschen nie mehr sehen zu können, nie mehr sprechen zu können, ihn, der die ganze Umgebung mit Licht und Sonnenschein erfüllte, überall beliebt und gern gesehen. Mir persönlich wird Ihr lieber Ernst Adolf unvergessen bleiben und ein steter Ansporn sein, gleich wie er, das Höchste von mir zu verlangen und meine Pflicht bis zum Tode zu erfüllen.“

Feldpostbrief.

21. 9. 1917.

Schnell ein kurzer Gruß. Ob Ihr ihn bekommt, weiß ich zwar nicht, bei den Verhältnissen hier ist es auch wenig wahrscheinlich. Also Freitag abend kamen wir endlich in Rumbek bei Roulers an. Kleines Nest, hübsche Häuser. Nun ging's sofort mit schwerem Tornister zum Stab, wo uns der General be-

¹⁾ vergl. S. 69.





Ernst Adolf Grisstedt.



grüßte, ein jovialer alter Herr. Wir übernachteten in einer Scheune, etwa 3 km näher der Front zu, neben einem großen, schönen Friedhof, ein Kreuz neben dem anderen, schlicht, einfach und sauber. Hier war schon richtiger Frontbetrieb, wir lagen ja ziemlich sicher, auf dem Nebenhause wehte die Fahne des Roten Kreuzes, es war Verwundetenstation. Gott sei Dank gab es zum ersten Mal seit dem frühen Morgen etwas zu essen. Ihr könnt Euch denken, daß wir todmüde, wie wir waren, uns schnell schlafen legten. In der Nacht ging dann die gegenseitige Kanonade los. Deutlich hörten wir die Granaten zischen, die schweren Einschläge der Mörser, von denen unsere ganze Bude wackelte. Aber was schadete das, wir haben tadellos dabei geschlafen. Den andern Morgen konnten wir uns ein wenig in der Gegend umsehen, es war schönes, klares, helles Wetter, die Sonne flimmerte über der ganzen Gegend, richtiges Fliegerwetter. Die Flieger waren auch mächtig tätig. Ich habe mir eine ganz falsche Vorstellung von solch' einem Fliegerkampf gemacht. Das geht wie aus der Pistole geschossen, innerhalb weniger Sekunden. Jetzt fliegt der feindliche Flieger über unsere Linie hinweg, da stoßen schon zwei unserer Flieger los, jetzt sind sie über dem Feind, unter dem Feind, rechts und links vom Feind, ihre Maschinengewehre knattern los, der Feind ist getroffen, jetzt geht er langsam herunter, hinter ihm unsere Flieger und machen ihm den Garaus. Für heute Schluß. Wir sind jetzt weit hinter der Front, noch nicht beim Bataillon, ich komme zum 1. Bataillon 463.



Ernst Grisfede

Hauptmann und Bataillonsführer, geboren am 18. August 1869 zu Strohausen, besuchte von 1878 bis 1889 die Gymnasien zu Oldenburg und Gütersloh, wo er das Zeugnis der Reife erlangte. Am 28. Oktober 1890 trat er als Fahnenjunker in das 2. Hannoversche Infanterie-Regiment Nr. 77 ein, wurde am 16. Juni 1891 zum Fähnrich und am 16. Januar 1892 zum Leutnant in diesem Regiment befördert. Von 1896 bis 1899 war er Bataillonsadjutant und wurde am 22. Juli 1900 zum Oberleutnant befördert. Als solcher war er von 1901 bis 1904 als Bezirksadjutant in Lüneburg tätig. Am 11. September 1907 wurde er zum Hauptmann befördert und am 10. September 1908 zum Führer der 10. Kompanie ernannt. Mit großem Eifer widmete er sich in den folgenden Jahren der Schießausbildung seiner Kompanie, und es gelang ihm so gut, daß ihm 1913 der Rote Adlerorden 4. Klasse und 1914 die Krone dazuverliehen wurde. Stolz zog er in den Augusttagen 1914 mit seiner Kompanie ins Feld, um die geliebte Heimat zu schützen und den Lohn der langen Friedensarbeit zu ernten. Und diese Friedensarbeit war nicht vergebens; denn er durfte seine brave Kompanie von Sieg zu Sieg führen durch die Schlachten bei Taminés und Guise im August, bei Montmort, St. Prix, Guignicourt und Courcy im September, bis Anfang Oktober der Stellungskrieg begann. Als im November 1914 die Oberste Heeresleitung bei Ypern noch mal die Entscheidung suchte, war auch das 77. Regiment, bei dem er inzwischen die Führung des 3. Bataillons übernommen hatte, bestimmt, die feindlichen Stellungen zu stürmen. Am 17. November 1914 sollte der Sturm sein, das Bataillon ging vor, da traf seinen tapferen Führer die feindliche Kugel. Viel zu früh für die Seinen sank er ins Grab, tief betrauert von Offizieren und Mannschaft. Im September war ihm das Eiserne Kreuz verliehen, kurz nach seinem Tode traf noch das Friedrich August-Kreuz als Anerkennung für die vollbrachten Leistungen ein.

Ein Gefechtsbericht, den der Feldwebel aus seinem Tagebuch der Gattin übergab — miterlebt unter Führung des Herrn Hauptmanns Grisfede, Führer der 10./77, September 1914:

Am Abend des 6.9.14 wollte sich die 10. Kompanie nach einem heißen, aber erfolgreichen Gefechtstage im Bataillonsverbande in Courjonnet, einem kleinen Dorfe südlich der Marne in der Richtung auf Sezanne gelegen, zur Ruhe begeben, als der Befehl eintraf: „10./77 hat sich in den Besitz der Brücke von Tourbière zu setzen.“ Sofort geht Hauptmann Grisfede an die Ausführung des Auftrages, er führt persönlich 2 Patrouillen zur Aufklärung gegen die etwa 1,5 km



Ernst Grisstedt.



südöstlich von Courjonnet liegende Brücke, die gleichzeitig in der Nähe den einzigen Übergang über ein ungangbares Moor bildet. Sie finden Übergangsweg und Brücke frei vom Feinde. Darauf läßt der Hauptmann die Brücke durch den Zug des Leutnants D. besetzen und schickt eine Außenwache zur eigenen Sicherung an den Ausgang von Courjonnet. Spät in der Nacht wird er zum Bataillonsstab gerufen und erhält hier folgenden Auftrag, gegeben durch Befehl der 20. Inf.-Division: „Nach Abzug aller übrigen Truppenteile der Division, einschließlich Inf.-Regiment 77 in Richtung auf Villenard bleibt 10./77 zur Besetzung der bezeichneten Brücke zurück und versucht dieselbe im Falle eines feindlichen Angriffs nach Möglichkeit zu halten, 3. Pioniere 10 hält die Brücke östlich Courjonnet im Zuge der Straße Jocheß—Broussé besetzt.“ Mit Beginn des neuen Tages sieht sich die Kompanie allein auf sich angewiesen. Beim Antreten teilt Hauptmann Gristede den ihr zugefallenen, besonders ehrenden Auftrag freudigen Herzens mit, und im Gefühl der unzertrennlichen Zusammengehörigkeit geht die Kompanie, fest auf ihren Führer bauend, an die Lösung der Aufgabe und schreitet 5 Uhr morgens zur Besetzung der Brücke, beziehungsweise des Moorüberganges. In der Mitte einer fast 1 km langen Pappelallee liegt die Brücke, rings von Moor mit mannhohem Schilf umgeben. Rechts und links derselben läßt der Hauptmann zur unmittelbaren Verteidigung für den Notfall eine Stellung ausheben. Eine Feldwache wird an den Ausgang der Allee nach dem Feinde zu gesandt, Späher müssen zur Beobachtung in die Pappeln klettern, mit 3. Pioniere 10 wird auf Umwegen durch Patrouille die Verbindung aufgenommen. Gleich nach 7 Uhr beginnt weit-entfernt in nordwestlicher Richtung starker Artilleriekampf, 8 Uhr erscheint wie aus dem Boden gestampft auf dem Grabenrande rechts der Brücke ein französischer Kolonialsoldat. Im Augenblick wird uns klar, wie leicht wir einem Überfall ausgesetzt sind und durch das alle Sicht versperrende Moor abgeschnitten werden können. 8³⁰ wird der Übergang von französischer Artillerie unter Feuer genommen, vorn wird Hauptmann Gristede sichtbar, er kehrt von einem Patrouillengang zurück, den er über die dem Moore südlich vorgelagerte Höhe zur besseren Aufklärung allein gemacht hat. Wir sind dies gewohnt, denn wiederholt hatte er an den vorausgegangenen Kriegstagen bewiesen, daß er Führer und Vorbild seiner Truppe nicht nur sein wollte, sondern auch war. Jeder in seiner Kompanie ist stolz auf ihn und fühlt sich unter seiner Führung geborgen. Alle wünschen nur das eine, daß er uns erhalten bleiben möge. Um Mittag lebt das feindliche Artilleriefeuer in verstärktem Maße wieder auf, die Sprengstücke prasseln hernieder, doch die dicken Pappeln bieten guten Schutz. Unter dem anhaltenden Feuer macht sich eine bedrückte Stimmung breit. Nach etwa einer Stunde flaut das Feuer ab, bald schweigt die Artillerie ganz, die Sonne steht hoch am Himmel, und kühler Wind streicht durch die Pappeln, keiner wagt die feierliche Stille zu unterbrechen. Plötzlich heißt es: „Vor der Allee auf der Höhe feindliche Schützen!“ Doch sie

sind sogleich wieder verschwunden, unser Hauptmann hält sie für Versprengte, die uns nicht lästig werden können. Um 2 Uhr werden auf kurze Zeit auf der Höhe ein feindlicher Reiter und am Südrand der Höhe Schützen sichtbar, und zurückkehrende Patrouillen unserer Kompagnie melden einen Gegner in etwa Bataillonsstärke im Anmarsch. Vorbei ist es mit der friedlichen Stimmung, jetzt heißt es handeln. Unter der Führung des Hauptmanns schreitet die Kompagnie zur Besetzung des nördlichen Höhenrandes. Dies geschieht so geschickt, daß der Gegner nicht eher davon erfährt, als bis er das Feuer der beiden in erster Linie liegenden Züge sieht. Lebhafter Feuerwechsel entspinnt sich; und als der Hauptmann den Befehl zum Angriff gibt, geht es erst gruppen-, dann zugweise an den Feind. Dieser stutzt, läßt es aber auf eine letzte Kraftprobe nicht ankommen. Die Feuerüberlegenheit der Kompagnie macht sich bemerkbar. Hierdurch ermutigt, geht alles zum Sturm vor, der Gegner zieht sich zurück, die Kompagnie folgt, darf sich aber nicht zu weit von dem Übergang entfernen, daher gibt der Hauptmann Befehl, zu halten und das Verfolgungsfeuer abzugeben, ein Zug wird zu einer kurzen Verfolgung bestimmt, der Rest der Kompagnie geht in die Allee zurück. Die Späher melden aus den Pappeln, daß der Gegner weit zurückgeht. Als die Ruhe wiedergekehrt ist, reitet der Hauptmann zum Stabe der 20. Inf.-Division und kommt am späten Nachmittag in einem Auto zurück; Freude liegt auf seinem Gesicht: für die gelungene Abwehr des Feindes ist ihm von der Division und dem Armeekorps eine besondere Anerkennung ausgesprochen und Verstärkung zugesagt. Der Gegner ließ sich an diesem Tage nicht mehr sehen, für die Nacht bezieht die Kompagnie am Eingang der Pappelallee nach Courjonnet zu Bivak, Sicherungen sind ausgestellt, die Nacht verläuft ruhig.

Am 8. September wird mit Tagesgrauen die vorige Stellung wieder eingenommen, 6 Uhr heftige Kanonade in südöstlicher Richtung, der Gegner erscheint wieder vor der Kompagnie, wird aber abgewiesen, 9⁴⁵ versucht er wieder mit allen Mitteln vorwärts zu kommen, am Rande des Moors vorzugehen und in die Flanke der Kompagnie zu kommen. Aber in aller Ruhe trifft der Hauptmann seine Anordnungen, um den feindlichen Maßnahmen zu begegnen, und erreicht, daß der Gegner sein Vorhaben, die Kompagnie von der Brücke abzuschneiden, einstellt; dieser bleibt jedoch in seiner Stellung. Inzwischen geht folgende Nachricht ein: „Infanterie-Regiment 16 ist im Anmarsch und hat sich in den Besitz der Höhe 154 zu setzen, 10./77 und 3. Pioniere 10 ziehen sich sodann zurück und suchen Anschluß an die Division.“ Doch geht der Vormittag hin, ohne daß die Ablösung erfolgt. 2 Uhr nachmittags richtet der Gegner einen Angriff mit verstärkten Kräften auf beide Brücken. Die Lage wird immer unsicherer, zumal da Verluste eintreten und die Gefahr besteht, zum Rückzug über den einzigen Übergang durch das Moor gezwungen oder gar abgeschnitten zu werden. Doch der Hauptmann bleibt fest, sein Wille wird der seiner Unterführer und Mannschaften.



Werner Griftede



Werner Grifede.

Der schlecht schießende Gegner wird durch das sichere Feuer der Kompagnie immer wieder an den Boden gedrückt, bis ihn der vorgeschrittene Angriff des Infanterie-Regiments 16 von weiter links ablenkt und veranlaßt, seine Truppen nach und nach zurückzuziehen. Alles atmet auf, das Feuer wird schwächer, um bald ganz aufzuhören. Der Hauptmann befiehlt den Rückzug der Kompagnie nach Courjonnet, dieser erfolgt gegen 6 Uhr abends in dem nochmals heftig einsetzenden feindlichen Artilleriefeuer. Nach einstündigem Marsch findet die Kompagnie in Villenard Anschluß an die Division und bezieht am Orte Ruhequartier. Bei gemeinsamem Mahle aus der Feldküche vereinigen sich Führer, Offiziere und Mannschaften in später Abendstunde und freuen sich, durch treues Zusammenhalten einem drohenden Verhängnis entronnen zu sein. Die Kompagnie blickt mit Stolz auf ihren Führer, der durch seine Unererschrockenheit und Ruhe der feste Halt für alle war.



Werner Grifede

Hauptmann und Divisionsadjutant, war der Sohn des Rentners Eduard Grifede, eines Veteranen, der sich im Kriege 1870/71 das Eiserne Kreuz II. und das Oldenburgische Verdienstkreuz II. Klasse erwarb. Er wurde am 2. März 1883 geboren und besuchte die Oberrealschule zu Oldenburg, um die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Er trat 1904 als Fahnenjunker in das 3. Kurhessische Infanterie-Regiment Nr. 83 ein und kam nach einem halben Jahre zur Kriegsschule nach Glogau. Nach dreijährigem Frontdienst als Offizier war er drei Jahre Bataillonsadjutant und wurde später zum Lehrbataillon nach Berlin versetzt. Bis zum Ausbruch des Krieges war er Adjutant des XI. Armeekorps. Am 4. August 1914 zog er als Oberleutnant mit dem Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 370 ins Feld. Im Februar 1915 zum Hauptmann befördert, wurde er anderthalb Jahre später Brigadeadjutant. Am 16. August 1917 hielt er durch die Tronviller Büsche eine Gefechtsübung ab, wo in der Schlacht bei Bionville-Marslatour sein Vater am 16. August 1870 durch 7 Schüsse schwer verwundet worden war. Nach Auflösung seiner Brigade wurde er Kommandeur des 3. Bataillons Infanterie-Regiment Nr. 37 und im Oktober 1917 in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste in der Flandernschlacht der Adjutant 10. Ersatzdivision. Zahlreiche Auszeichnungen schmückten seine Brust, so das Eiserne Kreuz I und das Friedrich August-Kreuz I, der Hohenzollernorden, das Ritterkreuz mit den Schwertern vom Großherzog von Oldenburg, der Albrechtsorden vom König von Sachsen, das Ritterkreuz mit Krone und Schwertern vom König von Bulgarien.

Als bei der Angriffsbewegung im Frühjahr 1918 ein starker Verlust an Offizieren eingetreten war, sprang er auf die Bitte des Divisionsgenerals für die gefallenen Kameraden ein und führte ein Bataillon zum Sturm auf den Kemmelberg. Dabei zerschlug ihm ein Granatsplitter das linke Knie. Er wurde von Sanitätern 12 km weit zurückgetragen, im Kriegslazarett zu Sourcoing verbunden und noch an demselben Tage operiert. Da das Geschos wahrscheinlich vergiftet war, erlag er seiner scheinbar gar nicht lebensgefährlichen Verletzung nach vier schmerzvollen Wochen bangen Wartens. In der Kirche von Wambrechies bei Lille fand unter außerordentlich starker Beteiligung des Offizierkorps der Division die Trauerfeier statt, dann wurde die Leiche nach der Heimat überführt. In der Kapelle des Gertrudenkirchhofs zu Oldenburg sprach der Geistliche zu den Eltern und der Schwester ergreifende Worte: „Nun ist er zum letzten Mal heimgekommen — anders, als Ihr's gedacht, — als ein stiller Mensch, der keinen Gruß, kein liebes Wort mehr für Euch hat. Das ist ein bitter hartes Wiedersehen. Und kaum werdet Ihr schon ganz den erschütternden Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt fassen und begreifen können, erschütternd vor allem durch den plötzlichen Umschwung, der zuversichtliche, frohe Hoffnung in trostlosen Schmerz gewandelt hat. Er war Eures Lebens Stolz

und Freude, Ihr sahet ihn werden, wachsen, sahet mit himmlischem Stolz, wie immer sicherer der Zug hervortrat, der aus schwankender Jugend die Festigkeit des Mannes verriet und die Zukunft verbürgte, sahet all seine hohen, reichen Gaben sich entfalten und seine Laufbahn sich immer glänzender gestalten. Dabei blieb er Euch derselbe, der schlichte, treue Sohn und Bruder, der Euch in seiner Liebe die Treue hielt, die Treue bis in den Tod. Sein letzter Gedanke galt Euch, seinen Lieben in der Heimat, dem Vaterhaus, dem Heimatboden, in den wir ihn nun betten müssen zur letzten Ruhe. Auch die Treue zur Heimat hat er besiegelt mit seinem Tode. Mit Begeisterung ist er hinausgezogen, sie zu schützen. Alle seine tapferen Taten, die man ihm nachrühmt, vollbrachte er nicht um seiner selbst willen oder etwa, weil er eitler Ehre geizig gewesen wäre, dazu war er ein zu grader, aufrechter Mensch, sondern um des Vaterlandes willen, um des Deutschen Reiches willen, an dessen Zukunft und Auferstehung mit Einsetzung seiner ganzen Manneskraft mitzuarbeiten, er für seine Pflicht hielt, aus Liebe zu seinem Kaiser, dem er von ganzem Herzen zugetan war, der auch ihm seine Zuneigung und Wertschätzung in einem persönlichen Zeichen freundlichster Gesinnung und in mancher ehrenvollen Auszeichnung bekundete. Er hat dem Kaiser und dem Reich die Treue gehalten bis in den Tod. An ihm wird es wahr, was der deutsche Dichter seinem Volke zugerufen:

„Begrabe deine Toten tief in dein Herz hinein,
So werden sie drin leben, lebendige Tote sein“.

Feldpostbriefe.

Westen, 29. 3. 1917.

Liebe Eltern!

Nachdem ich mich in meiner neuen Stellung etwas umgesehen und orientiert habe, möchte ich Euch Näheres berichten. Daß ich Kommandeur des 3. Bataillons Inf.-Rgt. 371 geworden bin, ist mir sehr angenehm, besonders aus dem Grunde, weil das Regiment seinen Ersatz aus Thüringen bekommt (Gera und Weimar), ich also im Falle einer Verwundung oder bei Auflösung des Regiments wieder zu meinem alten XI. Korps zurückkomme. Mein Regimentskommandeur scheint ein sehr angenehmer Vorgesetzter zu sein. Im übrigen kenne ich meist alle Herren des Regiments schon. Besonders meine Kompagnieführer sind außerordentlich tüchtig, auch außerdienstlich angenehm, ebenso wie mein Adjutant, Arzt und Ordonnanzoffizier. Die Ablösungsverhältnisse sind auch erfreulich, ein Bataillon ist nur 6 Tage dauernd in Stellung, dann 6 Tage in Bereitschaft und darauf 6 Tage in Ruhe. Die Unterbringung erfolgt überall oberirdisch in Holzbaracken, da wegen des hohen Wasserstandes und der weiten Sumpfstrecken Stollen und Unterstände in die Erde nicht gebaut werden können. Herrlich ist die Jagdgelegenheit hier, Sauen, Schnepfen und Enten. Sogar in der vordersten Stellung kann ich auf Entenjagd gehen, wenn der Franzmann nicht gerade verärgert ist. Er liegt aber wegen des Sumpfes ziemlich weit ab. Auch Kibitze gibt es hier, gestern fand ich 4 Eier. Wir liegen

grade dem Fort gegenüber, das wir vor Weihnachten verloren haben. Alsbrandt und meine Vollblutstute sind auch heute bei mir eingetroffen, letztere sieht aber miserabel aus, Alsbrandt muß sie erst mal ordentlich pflegen. Außerdem hat er die Aufsicht über meine 12 Hühner, die mein Vorgänger mir geschenkt hat. Ihr seht also, daß es sich hier aushalten läßt. Euch allen herzliche Grüße Euer Werner.

7. 6. 1917.

Morgen kommt mein Bataillon für 8 Tage in Ruhe nach Thiaucourt, das heißt, die Ruhe ist dahin zu verstehen, daß feste exerziert werden muß, um den ganzen neuen Ersatz wieder einigermaßen auf die Höhe zu bringen. Die Franzosen scheinen ja wieder in nächster Zeit eine Offensive loslassen zu wollen, und da heißt es möglichst bald wieder fertig sein. Leider haben wir nur einen einzigen Kompagnieführer im Regiment überbehalten, die jungen muß man sich erst alle wieder erziehen. Unliegender Divisionsbefehl kam heute heraus; es freut mich sehr, daß meine Erfahrungen anerkannt sind. Ich habe aber auch kein Blatt vor den Mund genommen. Mir geht es sonst gut, nur sitze ich voller Läuse aus der Champagne, morgen ist große Entlausung, ich freue mich schon darauf wie ein Kind auf Weihnachten.

Divisionsbefehl. Ich spreche allen beteiligten Dienststellen für die mit großer Sorgfalt zusammengestellten Erfahrungen in der Doppelschlacht Aisne-Champagne meine Anerkennung aus, besonders den Hauptleuten Ebeling, Schlenzka, Gristede. Der Bericht des Hauptmanns Gristede ist an das Armeeoberkommando weiter gereicht worden, da nur der Bericht eines Infanterie-Offiziers gefordert war und dieser am meisten dem Zweck entsprach.

gez. Frhr. v. Gayl.

Im Felde 10. 8. 17.

Wir sind jetzt dort, wo Papa 70 schwer verwundet wurde, aber wohl nur für kurze Zeit. Zwei Tage hintereinander bin ich mit meinem Bataillon von hohen und höchsten Vorgesetzten besichtigt worden. Es war sehr anstrengend; da wir aber nur Lob geerntet haben, waren die Anstrengungen bald vergessen. Unser Regimentskommandeur ist sehr angenehm, streng, aber gerecht und menschlich. Meine Kompagnieführer, die in der Champagne verwundet waren, sind zum Teil wieder zurück.

23. 8. 1917.

Gestern sind wir nach 24stündiger Fahrt an unserem neuen Bestimmungsort eingetroffen. In einem kleinen Nest haben wir bis morgen Quartier bezogen, dann arbeiten wir uns langsam vor. Das Artilleriefeuer ist geradezu wahnsinnig, Champagne und Verdun waren nichts gegen dieses Getöse. Langemark ist leider vor 2 Tagen in die Hände der Engländer gefallen, viel haben sie aber dadurch auch nicht gewonnen. Jetzt wollen sie scheinbar auf Poelcapelle drücken. Dies müssen wir unbedingt verhindern. Ein Durchbrechen in dieser Gegend halte ich für ausgeschlossen, dazu ist das Gelände zu ungünstig. Stellungen und Unterstände

gibt es hier überhaupt nicht, alles liegt in Granattrichtern, die wegen des hohen Wasserstandes bis oben voll Wasser sind. Unangenehmer Aufenthalt! Belgien ist sonst ein wunderbares Land, es sieht überall aus wie in einem schönen Garten.

20. 9. 1917.

Seit Sonntag bin ich mit meinem Bataillon etwas vorgezogen worden, weil die Gefechtslage etwas mulmig geworden ist. Drei Tage lang schießt der Engländer schon wie verrückt, abwechselnd Trommelfeuer und Störungsfeuer bis weit in das Hintergelände. Gestern und heute griff er mit starken Kräften von Langemarck bis Byern an, also noch eine Kleinigkeit südlich von uns, wir standen bereit, wurden aber nicht mehr eingesetzt. Augenblicklich tobt es mal wieder wie irrsinnig, aber scheinbar auch wieder etwas südlicher, nur der Houthulster Wald vor uns liegt unter stärkstem Feuer und Gas. Die Engländer trommeln nur mit dicken Kalibern, von denen sie unglaubliche Massen haben, unsere Artillerie setzt ihnen aber gut zu. Das Trichtergelände sieht einfach unglaublich aus, Trichter an Trichter mit Wasser gefüllt, Leichen, abgeschossene Flieger, alles wüßt durcheinander. Bis auf kleine Erfolge werden die Engländer hier aber sicher nichts erreichen, da das Gelände sich zur Verteidigung und zum Gegenstoß besonders gut eignet. Die Fliegertätigkeit ist enorm, unsere Jagdstaffeln räumen zwar gut auf, aber trotzdem sind immer wieder neue Massen da. Der Feind verlor hier im Abschnitt in einem Monat 197 Flugzeuge und wir nur 15. Die Engländer gehen mit großem Schneid vor, haben aber nicht die Gewandtheit unserer Flieger, besonders die Richthofenstaffel ist großartig. Ich liege mit meinem Stab wieder in einem kleinen flandrischen Bauernhaus, dessen Einwohner aber geflüchtet sind.

22. 9. 1917.

Die Schlacht ist vorläufig zu unseren Gunsten entschieden, durch Gegenstoß sind die Engländer wieder geworfen. Wir wurden nicht eingesetzt. Heute ist es etwas ruhiger, mir geht es gut. Diese Nacht sind wir wieder verschoben worden.

24. 9. 1917.

Seit vorgestern bin ich in Stellung in einem weiten öden Trichterfeld, nicht zu beschreiben! Gegen diese Gegend ist, glaube ich, die Hölle eine Sommerfrische. Mein letzter Kompagnieführer ist mir leider diese Nacht verrückt geworden. Mir geht es gut.

Euch herzliche Grüße Euer Werner.

5. 10. 1917.

Wie Ihr wohl im Bericht gelesen habt, war gestern wieder Großkampftag. Es war über alle Maßen furchtbar, gar nicht zu beschreiben. Der Kampf dauerte von morgens 5 bis abends 10 und wurde mit einer Erbitterung geführt, die übermenschlich war. Leider ist das Regiment dabei völlig vernichtet. Ich habe Glück gehabt und bin ungerupft herausgekommen. Einen Offizier habe ich nur behalten. Übermorgen werden wir voraussichtlich fortgezogen.

Osten, 23. 10. 1917.

Nach siebentägiger Fahrt sind wir gestern an unserem neuen Bestimmungsort eingetroffen, über Krakau, Lemberg und noch 400 km weiter, dicht an der rumänischen Grenze. So wenig angenehm ich mir unseren neuen Wirkungskreis vorgestellt hatte, umso angenehmer war ich enttäuscht, als ich hier ankam. Die Gegend, in der wir liegen, ist noch völlig vom Kriege verschont geblieben, 3 Jahre war sie im Besitz der Russen, bis sie durch unsere Offensive wieder an uns fiel. Die Äcker sind alle bestellt, und zerstört ist nichts, sei es, daß die Russen die Ruthenen schonen wollten, sei es, daß sie durch unser schnelles Vordringen keine Zeit mehr zur Zerstörung fanden. Das Dorf, in dem ich liege, hat eine sehr hübsche Lage, Wald ringsum. Die malerischen Trachten der Einwohner geben ihm ein besonders hübsches, interessantes Gepräge. Alles Urzustand! Barfüßige Frauen, hübsch in der Landestracht angezogen, haufen mit Pferden, Hühnern, Schweinen, Kühen, Enten, Wanzen, Flöhen, Läusen friedlich vereint zusammen, außerhalb und besonders innerhalb der sogenannten Häuser; diese bestehen aus Holzgerüsten, die mit Lehm beworfen sind und im Winter gegen die Kälte mit Maisstroh umkleidet werden. Und inmitten all dieser Herrlichkeiten haufen friedlich die vielgeprüften Krieger der 10. Ersatzdivision, zufrieden mit ihrem Schicksal und besonders froh, der flandrischen Hölle entronnen zu sein. Nun zurück zum Kriege. Mit meinem Bataillon wurde ich als letzter ausgeladen und erfuhr, daß die beiden anderen Bataillone bereits in Stellung gerückt seien, ich sei zunächst Reserve in einem Walde 3 km hinter der Front. Als ich nun so friedlich mit meinem Bataillon durch das oben beschriebene Nest rücke, kommt ein Offizier zu mir, der mir den Befehl überbringt, mich sofort bei der Division zu melden. Und nun staunt! Ich wurde zu der Division geführt, und dort erklärte der Divisionskommandeur mir, daß ich, in Anerkennung meiner Verdienste in der Flandernschlacht, zum Divisionsadjutanten ernannt sei. Wie Ihr Euch wohl denken könnt, war mein Erstaunen und meine Freude groß, denn die Aussicht, mal wieder als Mensch unter Menschen in einigermaßen zuträglichen Verhältnissen leben zu können, ist doch angenehm. Wenn auch der Abschied von meinem Bataillon, mit dem ich in diesem Sommer so viele schwere Tage durchgemacht habe, mir nicht leicht wurde, so habe ich doch anderseits meine Ernennung zum höheren Adjutanten freudig begrüßt. Jetzt heißt es natürlich, sich erst mal ordentlich einarbeiten, und Arbeit gibt es natürlich reichlich. An einen Urlaub ist unter diesen Umständen natürlich leider nicht zu denken, so sehr ich mich auch danach gesehnt hatte. Vielleicht kann ich nach einigen Monaten, wenn erst alles seinen geregelten Gang geht, doch noch mal abkommen. Ich bin in einem ziemlich abgerissenen Zustande und würde mich gerne mal wieder ordentlich anziehen können. Nun lebt wohl, seit alle herzlich begrüßt von Eurem ob seiner Erhöhung sehr erfreuten Werner. Alsbrand und meine Pferde nehme ich mit.





Karl Haake.



Karl Haake

Oberkirchenrat, Hauptmann der Landwehr, geboren am 4. März 1868 zu Cloppenburg als Sohn des damaligen Premierleutnants Haake, erlangte Ostern 1886 auf dem Großherzoglichen Gymnasium zu Oldenburg das Zeugnis der Reife und studierte Jura, zunächst ein Jahr in Lausanne, dann in Heidelberg, Leipzig und Berlin. Ostern 1890 bestand er die Referendarprüfung. Von 1890 bis 1891 genügte er als Einjährig-Freiwilliger bei der 2. oldenburgischen Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 26 seiner militärischen Dienstpflicht. Nachdem er in den nächsten Jahren in Oldenburg im juristischen Vorbereitungsdienst tätig gewesen war, bestand er im April 1896 die zweite Staatsprüfung und wurde darauf am 1. Mai als Amtsanwalt in Brake angestellt. Kurze Zeit war er in derselben Stellung beim Landgericht Oldenburg und wurde am 1. Oktober 1898 Amtsrichter in Brake. Ende 1899 wurde er als Landrichter nach Oldenburg versetzt und im Januar 1907 zum Landgerichtsrat ernannt. Seinem Interesse für kirchliche Angelegenheiten entsprach es, daß er am 1. Mai desselben Jahres Mitglied des Oberkirchenrates und des evangelischen Oberschulkollegiums mit dem Titel Oberkirchenrat wurde. Gleichzeitig zog er sich aus dem militärischen Leben zurück, nachdem er schon 1901 Oberleutnant der Landwehr geworden war. Dem Kampfgenossenverein in Oldenburg widmete er aber seine sorgsame Pflege. Bei Ausbruch des Krieges stellte er sich sofort freiwillig zur Verfügung, er kam am 3. August 1914 zunächst für 14 Tage nach Verden, dann auf 14 Tage nach Köln, und am 2. September rückte er nach Belgien aus. Dort wurde er Führer einer leichten Munitionskolonne, und er behielt diese Stellung mit kürzeren Unterbrechungen, in denen er vertretungsweise eine Abteilung des Regiments führte, bis zu seinem Tode bei. Im Januar 1915, zu Kaisers Geburtstag, wurde er zum Hauptmann befördert und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er machte zuerst den Vormarsch auf Antwerpen mit und war dann bis zum Oktober 1916 in Flandern in der Gegend von Ypern, um alsdann in den schweren Kämpfen an der Ancre mitzuwirken. Im Dezember 1916 kam er zum letzten Male für 14 Tage auf Urlaub, seine Gesundheit hatte damals schon gelitten, ein strenger Winter in Rußland in der Nähe von Dünaburg untergrub sie völlig. In seinem ausgeprägten Pflichtgefühl wollte er keinen Urlaub nehmen, er wurde darauf Mitte Mai 1917 in das Erholungsheim Antonasche bei Abeli kommandiert. Hier erlag er am 30. Mai seinen Leiden.

Sein Hingang bedeutete einen schweren Verlust für sein Amt als Jurist im Oberkirchenrat und Oberschulkollegium und für die ganze Landeskirche, für deren fernere Arbeit und Entwicklung die Geistlichkeit nicht zum wenigsten auf seine hingebende, tüchtige und verständnisvolle Tätigkeit gehofft und gerechnet hatte. In

diesen Kreisen lebt sein Gedächtnis als eines ganzen deutschen Mannes und Christen, dessen klare und kluge, feste und warmherzige Leitung schmerzlich entbehrt wurde. Sein stets bereitwilliges Eintreten für die Interessen der Pastoren und die lebhafteste Anteilnahme an den Beratungen des General-Predigervereins bleibt allen Beteiligten in dankbarer Erinnerung. Nicht minder wurde seine treue Fürsorge für unser Schulwesen und die Lehrerschaft und sein starker Idealismus anerkannt und gewürdigt. Im Felde gewann er sich viele Freunde; denn eine Persönlichkeit wie er, so durch und durch deutsch, wahrhaftig und treu, fest auf dem Boden christlicher Weltanschauung fußend, mußte die Herzen der Offiziere und Mannschaften gewinnen. „Papa Haake“ nannten ihn scherzhaft seine jüngeren Offiziere; und er war seinen Leuten wirklich ein Vater. „Ich habe immer bewundert,“ schreibt einer seiner Freunde, „wie er jedem persönlich gegenübertrat, wie er die jungen Primaner heranzog und förderte, ohne daß die Arbeiter und Knechte sich dadurch etwa zurückgesetzt fühlten. Alle wußten eben, daß er streng gerecht war und jeden in seiner Art fördern wollte. In unermüdlichem Streben und Schaffen hat er stets mit Zähigkeit seine Kräfte voll eingesetzt. Er suchte sich geradezu von allen Stellen seiner Umgebung die Leute zusammen, welche seiner Ansicht nach nur deshalb verachtet oder unglücklich waren, weil es an ihrer Ausbildung mangelte, als sie am falschen Platze standen. Dies betonte der Regimentskommandeur in seinem Nachruf an die Offiziere des Regiments noch besonders, indem er anerkannte, daß man nicht umsonst die Kolonne des Verstorbenen das Sanatorium des Regiments genannt habe. Mit Geduld, Mühe und Aufopferung suchte er bei jedem seiner Untergebenen dessen gute Seite herauszufinden und diese zu kräftigen und zu fördern, so daß aus ihm ein brauchbares Mitglied des Soldatenstandes und der Menschheit werden konnte. „Ich bin zwar seit einem halben Jahre in der Batterie,“ schreibt ein Vizewachtmeister an die Witwe, „aber meine Gedanken haben oft bei Herrn Hauptmann gewohnt, in dessen Kolonne ich eine lange schöne, glückliche Zeit verleben durfte. Er war ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter und nahm lebhaften Anteil an allem, was in der Kolonne vorging; er war ein Träger des Guten; und wenn er auch in eine bessere Welt hinüber gegangen ist, so wird er doch fortleben in seinen Werken und in all den Menschen, denen er Gutes erwiesen hat. Es war ein stilles Heldentum, das von ihm ausging.“

Feldpostbriefe.

Uloost, 29. 9. 1914.

Nach einigen etwas bewegten Tagen eine Art Ruhetag. Ich kann mir jetzt bereits etwas unter Gefecht, Erkundung in einsamen Ortschaften, nächtlichem Alarm usw. aus eigener Anschauung vorstellen, und das ist mir sehr lieb. Das Interessanteste war das Gefecht bei Gyssegem, einige 10 km von Brüssel, wo unsere beiden Batterien ziemlich lebhaft feuerten (Schützenfest 3. Ordnung), übrigens ohne



eigene Verluste, und wir Munition nachbringen mußten durch den Ort, der mit Schrapnells einigermaßen kräftig beschossen wurde. Ich ritt im scharfen Trabe durch den Ort und merkte die ganze Sache erst an dem Summen oder Klatschen der Schrapnellkugeln gegen die Mauer und an dem Verhalten der Infanterie, die hinter den Wänden gekauert lag. So harmlos die Sache war, so habe ich doch einmal dort reiten können, wo die Möglichkeit war, von einer Kugel getroffen zu werden. Wenn ich Louis Napoleon gewesen wäre, hätten bärtige Krieger vor Rührung geweint. Wir brachten rechtzeitig so viel Munition, daß Überfluß war, ebenso das zweite Mal beim Feuern. Einigermassen schwierig war die Sache für uns beim nächtlichen Alarm mit schweren Wagen und Pferden und noch wenig geübten Leuten. Wenn ich nicht einen ausgezeichneten Wachtmeister und einen geradezu hervorragenden Sergeanten (holt auf meinen Befehl den Teufel aus der Hölle) hätte, wäre es übel gewesen. Ein junger Offizierdiensttuer und ein Fähnrich hatten die ganze Sache verschlafen und krümelten sich erst viel später zu Fuß wieder an. Einsamer Marsch durch die Nacht von 2 bis 5 Uhr mit Radfahrern voraus und in der nächsten Nacht bei schönstem Sternenhimmel in tiefster Stille. Bei Tage bin ich häufig Zirkusdirektor, der mit „Vorwärts“ die Leute und mit „Halloh“ und „Allez, allez“ die belgischen Pferde antreibt. Hier liegen wir an einem Orte, wo 73er überfallen waren, der darauf von den Haubizen beschossen und von allen Einwohnern verlassen ist. Der Einzug geschah bei brennenden Fabrikgebäuden und Häusern vorbei. Abends gemeinsames Essen mit meinen Herren und einem versprengten Arzt in schönem Raum, Getränke: Chateau la Rose, Sekt, Benediktiner aus dem Weinkeller der Priester. Ich befinde mich so wohl wie möglich und merke mit Bismarck, daß der Feldzug das eigentliche Leben ist, sowenig ich immer im Felde sein möchte. Mit der flämischen Bevölkerung komme ich recht gut aus, bin übrigens vorsichtig und habe in geeigneten Fällen zuverlässige Leute bei mir. Wir gehören zur Armee, die Antwerpen belagern soll.

Ulooft, 2. 10. 1914.

Wunderliches Leben jetzt! Soeben habe ich einen Brief von Dir erhalten mit Betrachtungen über Günther Jagow's traurigen Tod, während ich — zu meiner großen Freude — weiß, daß er lebt. Wunderbar meine Umgebung, behagliches Zimmer, das ich bezog, um meine leichte Munitionskolonne (27 Fahrzeuge mit 1000 Feldhaubitzgeschossen und 1350 Granaten und Schrapnells) übersehen zu können, und in dem drei katholische Kirchenfürsten an den Wänden hängen, eine hübsche Madonna unter Glas steht und auf den Wachskerzen Petrus mit dem Jesuskinde zu sehen ist. Mein Zimmer liegt nach Süden und ist so freundlich und behaglich, wie man es wünschen kann. Allmählich kehren die Bewohner zurück, ganz eingeschüchtert. Wunderbare Bilder: die Leiche eines alten Mannes, der erschossen ist, und daneben sein treuer Hund, der jeden anfällt, der der Leiche zu nahe kommt, dann ein verlassener Kanarienvogel, der von deutschen Soldaten sorgsam gefüttert



wird. Übel war es, daß die ausgehungerten Soldaten in die leere Stadt kamen. Mit Recht suchten wir nach den Strapazen und Entbehrungen nach Lebensmitteln. Ich habe sehr tüchtige, brauchbare Leute in dem Spiegelbild der deutschen Armee, das ich kommandiere: Artilleristen, Ulanen, Jäger zu Pferde, Musketiere, Füsilier, Leibgrenadiere, Jäger, Garde-Fußartilleristen, Pioniere. Aber die Gefahr, daß einzelne Minderwertige in einer so bunt zusammengesetzten Truppe nicht arbeiten, sondern marodieren wollen, besteht natürlich. Ich greife aber durch. An den Tüchtigen, die in großer Zahl vorhanden sind, habe ich große Freude. Ich habe außer meinem Wachtmeister, der größerer Landwirt ist, drei Offizierdiensttuer, darunter zwei Doktoren, und einen Fähnrich, ein ziemliches Infanterieübel, das ich langsam zum Menschen und Soldaten erziehe. Mittags und abends essen wir gemeinsam und recht gut und nahrhaft, und abends sind wir so vergnügt, daß die Sauertöpfe uns die „leichtsinige“ Kolonne getauft haben. Häufig wird sie besucht, weil es so behaglich bei ihr ist. Ich wohne oft im Schatten der Kirche, hier und auch in Lebbeke, wohin wir gestern einen Ausflug gemacht haben. Ausbruch heute um 5 Uhr bei schönstem Mondenschein. Wunderbares Leben! Kriegspoese und leider auch Nachtseiten, aber doch Leben, wie ich es nie entbehren möchte. Ich bin Gott dankbar, daß er es mir beschert hat, und noch dankbarer, daß ich meinem Vaterlande dienen kann.

Moorlede, 10. 12. 1914.

Unser faules behagliches Leben — morgens gegen 8 Uhr aufstehen, gegen 9 Uhr Frühstück — wurde heute angenehm unterbrochen, indem wir um 6¼ Uhr, also im ausgesprochenen Dunkel, losritten, um die neuen Stellungen der Batterien aufzusuchen. Bei Tage darf man sich dort kaum sehen lassen, um die Stellungen nicht zu verraten und das Feuer des Feindes nicht alsbald auf sie zu lenken. Es regnete heute früh nur wenig, und es war eine Freude, mit frischen Pferden in den frischen Morgen hineinzureiten. Die ganze Sache konnten wir allerdings nicht zu Pferde abmachen, sondern mußten schließlich absitzen und im ganzen mehrere Kilometer zu Fuß zum Teil in fußtiefem Schlamm zurücklegen. Die Franzosen müssen einen Überfluß an Munition für schwere Artillerie haben. Sie schossen dicht vor unserer Front ein großes Gehöft in Brand und warfen eine größere Anzahl schwerer Geschosse in die Gegend. Unmittelbar an dem Wege, den wir vor einer halben Stunde friedlich gegangen waren, war ein mächtiges Loch, das solch ein Geschöß gewühlt hatte. Meine Begleiter, die ich zurückgelassen, um sie nicht unnütz zu zeigen, hatten schleunigst im Unterstande verschwinden müssen, um nicht Zielscheiben zu bilden. Im Anschluß an unsere kleine Expedition nahmen wir ein sehr wohlschmeckendes Frühstück mit Getränk beim Verpflegungs-offizier der Abteilung ein und ritten dann in scharfem Trabe zurück. Das Reiten macht mir sehr viel Freude. Ich nehme nach Möglichkeit auch immer einen oder den anderen von dem jungen Volk mit, das große Freude daran hat und natürlich nur lernen kann.



Die schweren österreichischen Geschütze (30,5 cm) schossen über uns hinweg, als wir auf der Chaussee ritten. Mein Max hat sich an den außergewöhnlich lauten Knall sehr bald gewöhnt. Heute Mittag hatten wir Fasanen mit gutem Rotwein, heute Abend kalte Fasanen und Kieler Sprotten. Ein eigenartiges Leben, das zwischen der Gefahr und dem Wohleben wechselt.

Moorstede, 14. 12. 1914.

Wunderbares Leben im Felde! Schwankend zwischen Gefahr und frohem Genießen des Augenblicks, wie man dies im Frieden kaum kennt. Als ich heute morgen durch das übrigens furchtbar zusammengeschossene Paschendale ritt, um nach Westrosseebeke zu kommen, wo uns der Divisionskommandeur zu sprechen wünschte, wurden wir, meine drei Begleiter und ich, in der unfreundlichsten Weise beschossen, erst mit Schrapnells und dann mit Granaten. Mehr als ein Duzend Geschosse krepitierten in einer Entfernung von 10—30 m von uns, so daß ich mich wirklich freute, als wir, zunächst durch vorsichtiges Führen der Pferde und dann durch einen flotten Galopp allmählich aus dem Feuerbereich gut hinauskamen. Man denkt sich bei all diesen Sachen, die im Frieden besondere Erlebnisse sein würden, verhältnismäßig sehr wenig, sucht im Augenblick der Gefahr möglichst zweckmäßig zu handeln und genießt um so mehr den Augenblick der Ruhe und der Behaglichkeit. Die Franzosen müssen unglaublich viel Artilleriemunition haben. Sie beschießen einzelne Leute und einzelne Reiter und beobachteten dabei ausgezeichnet gut. So sehr dies dem Soldaten zunächst widerstrebt, so kommt doch außerordentlich viel darauf an, daß jeder sich nach Möglichkeit der Sicht entzieht und in Deckung hält. Die Vernachlässigung dieser Regel hat uns immer wieder, ohne Nutzen zu schaffen, Verluste gebracht, die hätten vermieden werden können.

Wildemann, 26. 12. 1914.

Ich sitze in unserem Wohnzimmer, das wir gegen Zug gut abgedichtet haben. Der kleine Ofen, den wir aus Moorstede mitgenommen haben, verbreitet behagliche Wärme, und dazu scheint die Sonne so freundlich und warm durch die Fenster, als ob es Ende April oder gar schon Mai wäre und nicht Dezember. Neben mir sitzt der junge Syamken, der die rechte Hand noch immer im Verbande hat, und wir beide schreiben nach Hause. Ich bin sehr froh, daß unsere Weihnachtsfeier so ungestört und wirklich schön verlaufen ist. Von 5½ bis 7½ Uhr feierten wir, d. h. alles, was abkömmlich war, zusammen in zwei großen Stuben bei zwei Tannensäulen. Zunächst wurde „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen, dann verlas ich das Weihnachtsevangelium und hielt eine kurze Ansprache, in der ich an Kindheit, Heimat und Familie, Gottes Gnade gerade für unser deutsches Volk und den Strom des Segens und der Liebe erinnerte, der von Weihnachten ausging, und damit schloß, daß wir trotz allem auch in diesem Jahre fröhlich Weihnachten feiern wollten. Darauf wurde „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ gesungen, unter allgemeiner Beteiligung, kräftig und hübsch. Daran schloß

8*

sich eine Verlosung, bei der es keine Nieten gab. Ich konnte jedem ein Schriftchen beifügen, außerdem wurden Zigarren, Schokolade, Äpfel, Nüsse, die geliefert waren, verteilt und ein Glas Punsch getrunken. Die Leute sangen dann ganz aus eigenem Antriebe „O, Tannenbaum“ und darauf ein geistliches Lied nach dem anderen, „Harre meine Seele“, „Lobe den Herrn“ usw., so daß ich ganz überrascht und erfreut war. Ich merkte deutlich, daß religiöse Gefühle und Bedürfnisse im Felde beim deutschen Soldaten mit urwüchsiger Kraft auftauchen.

Wildemann, 6. Januar 1915.

Wie freundlich und lieb hast Du mir geschrieben und Ihr alle am Silvesterabend! Habt herzlichen Dank dafür! Ich freue mich sehr, daß Ihr Silvester so schön miteinander verlebt habt. Das ist das einzig Wahre in dieser großen, aber ernsten und schweren Zeit, daß man geduldig und ergeben trägt, was zu tragen ist, und doppelt dankbar alles Gute genießt, was Gott uns gibt, und sich doppelt eng und fest aneinander schließt. Wie gerne wäre ich zwischendurch bei Euch und gerade jetzt bei Dir, wo Du das schwere Opfer bringst, den prächtigen Jungen ins Feld ziehen zu lassen. Wie hübsch hat er mir Silvester geschrieben, so einfach und kräftig, daß ich recht meine Freude daran hatte. Für Dich und uns persönlich wäre es ja angenehmer gewesen, wenn wir beide uns mehr zurückgehalten hätten. Ich hätte mich ja bedingt, etwa für die Garnison, zur Verfügung stellen können, und der Junge hätte warten können, bis er nach Oberprima versetzt wäre und womöglich das Examen gespart hätte. Aber das hätte doch nicht unserer Art entsprochen, und wir hätten kein gutes Gewissen dabei gehabt. Wenn das Vaterland in Gefahr ist — und die Gefahr ist wirklich groß genug —, müssen alle persönlichen Interessen doch völlig zurücktreten. Ich als alter Landwehroffizier und Edmund als junger Kriegsfreiwilliger haben uns sofort zur Verfügung gestellt. Alles weitere ist dann zunächst nicht unsere Sache, sondern hängt von den Verhältnissen ab, oder, richtiger gesagt, liegt in Gottes Hand. Ich möchte ja auch brennend gern mehr tun, als ich zurzeit tun kann, habe manchmal auch das Gefühl, daß ich es an der richtigen Stelle wohl könnte, muß mich aber bescheiden und will alles tun, die Aufgabe des Tages treu zu erfüllen.

2. 2. 15.

Vor allem wird aber der Dank eine Stätte bei Dir finden, der Dank gegen Gott, daß Mann und Sohn in dem großen, schweren Kampfe, der unserm Volk verordnet ist, an der Stelle stehen können, an welche die Pflicht sie ruft, und daß sie bisher gnädig behütet sind. Ohne den Glauben an Gott, seine Weltregierung und sein Walten im Leben jedes einzelnen möchte ich diese große, aber schwere Zeit nicht erleben.

Mortierhoek, 2. 4. 1915.

Stillfreitag! Es ist ganz eigenartig, wie dieser Tag auch im Felde, auch in Feindesland sein besonderes Gepräge hat. Die Belgier, die hier geblieben sind,



arbeiten wie gewöhnlich auf dem Felde, aber es sind ihrer sehr wenig, und alle Soldaten feiern, soweit sie nicht unmittelbar durch Dienst in Anspruch genommen sind: Viele besuchen den Gottesdienst, wie sie es gerade am Charfreitag auch in der Heimat gewohnt sind. Für meine Leichte Kolonne hatte ich nicht allgemeinen Kirchgang angeordnet, weil wir ihn vorigen Sonntag gehabt hatten. Allgemeiner Kirchgang alle 3 bis 4 Wochen entspricht dem Empfinden und dem Bedürfnis der Leute, und jeder nimmt gern teil daran. Ein Mehr würde als Zwang empfunden werden und mehr schaden als nützen. Natürlich kann in der Zwischenzeit jeder nach eigenem Wunsche, soweit der Dienst es gestattet, zur Kirche gehen. Heute am Stillschreittag war trotz des allgemeinen Kirchganges am Sonntag die Zahl der Teilnehmer sehr groß. Es war auch schön und feierlich, schon der Weg nach Ostneulente durch die bestellten Felder bei schönem Sonnenschein und dann der Gottesdienst selbst im katholischen Pfarrgarten bei linder Frühlingsluft zwischen Sträuchern, die anfangen grün zu werden, unter Bäumen, deren Knospen schon deutlich erkennbar sind. Das Pfarrhaus selbst ist Lazarett, und auf einzelnen Wegen des großen Gartens sah man in der Genesung begriffene Verwundete langsam auf- und abgehen und aus der Ferne am Gottesdienst teilnehmen. Viele Soldaten aller Waffengattungen um die Kanzel, die mit Kieferzweigen geschmückt ist, gerade vor uns Landwehrmänner der Braunschweiger Husaren, die schnaubbärtig und kriegerisch dreinschauten, bei der Infanterie neben bärtigen Wehrmännern Jungen mit dem ersten Flaum, die gerade von der Schulbank kommen. Alles ist heute besonders andächtig. Die Musikkapelle spielt zunächst einen Choral und begleitet dann den Gesang „O Haupt voll Blut und Wunden“. Alle kennen das Lied, wenige mögen gedacht haben, daß sie es noch einmal im Felde singen würden. Eine kurze, schlichte, von innerer Überzeugung getragene Predigt, die ohne alle Dogmatik doch von Jugend an bekannte Gedankengänge geht und gerne gehört wird. Wieder Gesang, Vaterunser, Segen. Der ganze Gottesdienst dauert kaum länger als eine halbe Stunde, hat den Teilnehmern aber etwas gegeben. Ernst wie man gekommen ist, geht alles zurück in die Quartiere. Während ich schrieb, wurde nach feindlichen Fliegern geschossen. Man sagt sich verstandesmäßig, daß sich das auch am Charfreitag nicht vermeiden läßt, freut sich aber instinktiv, als die Schießerei zu Ende ist und der ernste Feiertag wieder in seine Rechte tritt.

12. 4. 1915.

Wie oft habe ich die Bismarckbüste in meinem Zimmer angesehen und dabei gedacht: „Der Gott, der uns in schwerer Zeit unsern Bismarck sandte, wird auch weiter helfen aus dem jetzigen Elend der Parteizerrissenheit.“ Das hat er bereits getan, indem er uns durch die gemeinsame Gefahr und Not mit einem Schlage einig machte. Die Aufgabe, die noch zu lösen bleibt, nach all dem vielen, was bereits erreicht ist, ist noch riesengroß — sie wird meist sehr unterschätzt, aber mit Gottes

Hilfe wird der Bismarckische Geist, der immer mehr Gemeingut des ganzen Volkes wird, schließlich siegen.

Stadendreef, 25. 5. 1915.

Es ist gewiß gut eingerichtet, daß unser Junge, der als Gefreiter natürlich ganz anders als wir die Anstrengungen und Entbehrungen des Feldzuges kennen lernt, dafür auch so viel Neues und Interessantes zu sehen bekommt und so großartige, herzerhebende Eindrücke hat, und daß ich, der immer im selben Winkel Belgiens fast ohne Abwechslung sitzt und keine derartigen unmittelbaren Eindrücke hat, dafür regelmäßig eine gewisse Behaglichkeit und die Freude und den Frieden eines schönen Landaufenthaltes genießt. Unseren Wirkungskreis in diesem großen Kriege haben wir beide, und mit Gottes Hilfe werden wir unseren Platz immer gut ausfüllen. Die Ungewißheit mit Italien lag mir, übrigens nur kurze Zeit, auf den Nerven, daß ich minutenweise dieselben fast körperlichen Empfindungen hatte wie am letzten Sonntag im vorigen Juli. Unsere Leute waren, glaube ich, meist sehr gleichmütig. „Up eenen mehr oder weniger kummt't nu nich an.“ Dieser Standpunkt ist für sie auch das beste. Ich empfand zu deutlich, daß der Krieg nun doch sehr erschwert und in die Länge gezogen werden wird, um die Auffassung, solange noch eine Spur von Zweifel war, ohne weiteres teilen zu können. Nun alle Kunst und aufopfernde Arbeit Bülow's vergeblich gewesen ist, das italienische Volk in seiner Raserei den Krieg will und Gott, der es gut meint mit dem deutschen Volk, es zugelassen hat, will ich so ruhig sein wie ein anderer. . . . Im übrigen gibt es für jeden Deutschen und jede Deutsche nur die eine Aufgabe, noch gewissenhafter bis zum äußersten seine Pflicht zu tun an dem Platze, wo er steht. Möchten alle Esel und Salonhelden möglichst rasch in die ihnen zukommenden Ställe und Salons gehen, die Tüchtigen, Selbstlosen, Freudigen überall die Führung übernehmen. Gott habe ein gnädiges Einsehen und sei mit unserem deutschen Volke.

Im Felde, 13. 10. 1916.

Belgien liegt hinter uns, und das ist gut; die Zeit der Ruhe liegt hinter uns, und das ist besser. Wir durchwandern Nordfrankreich, das landschaftlich sehr schön ist und prächtige alte Bauten enthält. Ich spreche französisch, wo ich kann, und bin in Gefahr, meine eigenen Leute französisch anzureden, zumal es immer einige gibt, die kein Deutsch verstehen.

18. 10. 1916.

Herzlichen Gruß in der Morgenfrühe aus Favreuil nördlich von Bapaume, dessen Ortskommandant ich bin unter nicht ganz einfachen Verhältnissen. Das reizt mich, ist mir höchst interessant; ich habe mich selten so befriedigt gefühlt wie jetzt. Es gibt zu tun, und man fühlt sich tief innerlich befriedigt. Es ist ein kleines Dorf, in welchem zur Zeit mehrere 1000 Mann mit mehreren höheren Stäben liegen.





Ernst Heye.



Ernst Heye

Oberstleutnant, Inhaber des E. K. I u. II, Friedrich-August K. I u. II, des Ritterkreuzes des Rgl. Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern und anderer Auszeichnungen, geboren am 26. Dezember 1865 zu Oldenburg, Sohn des Oberstleutnants Wilhelm Heye, besuchte die Gymnasien zu Mainz und Bochum, dann das Kadettenhaus in Bensberg 1880 bis 1883 und die Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde, am 22. März 1885 trat er als Fähnrich in das Infanterie-Rgt. 36 zu Halle ein. Im Frühjahr 1887 wurde er Offizier und schon nach kurzer Zeit Bezirksadjutant in Sangerhausen, dann Regimentsadjutant in Halle und Brigadeadjutant in Erfurt. Als Hauptmann und Kompagniechef kam er in das Infanterie-Rgt. Nr. 85 nach Rendsburg und dann ein Jahr nach Kiel. Die gute Führung seiner Kompagnie trug ihm den Roten Adler-Orden 4. Klasse mit der Krone ein. 1912 wurde er Major im Inf.-Rgt. 72 in Torgau, 1914 Bataillonskommandeur im Inf.-Rgt. 61 in Thorn. Mit diesem Regiment begann er im Grenzschutz den Feldzug und wurde bei den Kämpfen in Ostpreußen im Anfang des Krieges zum ersten Mal verwundet; ohne darauf Rücksicht zu nehmen, hielt er bei den sehr verlustreichen Kämpfen des Regimentes aus, bis der Angriff der Russen abgeschlagen war; dann erst ging er ins Lazarett. Nach der Wiedergenesung kam er in das Inf.-Rgt. 176 und übernahm dann bald das Inf.-Rgt. Nr. 18. Uebermals verwundet und wiederhergestellt, übernahm er das Landwehr-Inf.-Rgt. Nr. 46. Zwei Tage darauf wurde er stellvertretender Brigadeführer. Erneut verwundet, ließ er sich nur kurze Zeit in Warschau pflegen und führte dann das Landwehr-Inf.-Rgt. Nr. 46 ununterbrochen bis zum Januar 1918, es wurde eins der besten des vorzüglichen Landwehrkorps, die Stellungen südlich Baranowitschi waren vorbildlich, ein großartiges Vertrauensverhältnis verband Truppe und Kommandeur, der wie ein Vater für seine Leute sorgte. Im Januar 1918 wurde er als Kommandeur des Infanterie-Rgt. Nr. 176 an die Westfront versetzt, wo wir in den schweren Kämpfen die besten brauchten. Obgleich er noch nicht genesen war, unterbrach er seinen Erholungsurlaub und eilte zu seinem Regiment, hoch erfreut, nun auch noch im Westen die letzten Entscheidungskämpfe mitmachen zu dürfen. Er führte das Regiment im Bereich der 6. Armee in vielen schweren, siegreichen Kämpfen mit Auszeichnung. Aber am 13. April 1918 setzte ein Schrapnellschuß seinem tatenreichen Leben nordwestlich Armentières ein Ziel. An der Spitze seines tapferen Regimentes fand er in siegreicher Angriffsschlacht den Heldentod. „Seine vortreffliche Führung“, heißt es in dem Nachruf seines Divisionskommandeurs, „und das Beispiel seines persönlichen Heldentums haben das Regiment zu Waffentaten fortgerissen, die in der Geschichte der Armee und des Regimentes dauernd fortleben werden“. Die Beisetzung fand,

wie er gewünscht hatte, in seiner geliebten Vaterstadt Oldenburg am 10. Mai 1918 statt. Sein Bruder Alexander Heye, Generalmajor, geboren am 21. April 1860 in Oldenburg war im September 1914 mit der Führung der 34. Landwehrinfanterie-Brigade beauftragt, erkrankte aber und mußte gleich nach der Übernahme aus dem Felde zurückkehren. Er nahm seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Oldenburg, wo er, nachdem er am 29. Dezember 1915 seinen Leiden erlegen war, auf dem Gertrudenkirchhof beerdigt wurde. Er war mit folgenden Werken schriftstellerisch hervorgetreten: 1. Das See-Bataillon 1852—1886. Ein Beitrag zur Geschichte der Kaiserlichen Marine, Berlin 1887, Mittler und Sohn. 2. Die Marine-Infanterie vom 23. Dezember 1849 bis 1. Oktober 1890. Ein Beitrag zur Geschichte der Kaiserlichen Marine, Berlin 1891, Mittler und Sohn. 3. Kriegstagebuch des weiland Major und Bataillonskommandeurs im 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 Wilhelm Heye. Oldenburg 1905. Gerhard Stalling.

Feldpostbriefe.

1. 8. 1914 nachts 1 Uhr.

Auf der Rückreise nach Thorn sende ich Dir und allen Lieben herzliche Grüße. Morgen rücke ich mit meinem Bataillon an die Grenze zur Bewachung ab, und damit trete ich den Russen gegenüber. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen, mein liebes Schwesterchen. Möge Gott alles zum besten wenden. Ich werde meine Pflicht voll und ganz erfüllen. Möge unserem Heere Erfolg beschieden sein. Lebt wohl, Gott mit Euch. In treuer Liebe
Dein Bruder Ernst.

Thorn, Fort Kaiser Wilhelm, 4. 8. 1914.

Meine Herzensschwester!

Einen kurzen, aber desto innigeren Gruß Euch Lieben allen von der Grenz-wacht. Seit 4 Tagen angestrengt tätig, in kleinen Gefechten. Russen aufhaltend. Möge Gott alles zum besten wenden und uns zum Siege verhelfen. Mein Herz ist schwer, aber meine Pflicht werde ich tun bis zum Tode. Voraussichtlich gehen wir von hier nach Frankreich ab, um dort weiter zu fechten. Trauriges erlebt und sieht man. Überläufer in großer Zahl und Spione, die auf der Stelle erschossen werden. Aber auch Erfreuliches, die große Begeisterung unserer Soldaten. In Gedanken bei Euch, Gott behüte Euch. Tausend Grüße.
Euer Ernst.

Ronitz, 7. 9. 1914.

Mir geht es jeden Tag besser, Ende dieser Woche gehe ich wieder zur Truppe. Ich brenne darauf, von neuem mit den Russen zusammenzutreffen. Ich habe in der von früh morgens bis abends währenden Schlacht nicht weit von Gumbinnen 2 Schüsse, Granate und Schrapnell, in den Rücken bekommen, ein wenig auch die Lunge verlegend. Bei allem hat Gott mich doch sehr geschützt, denn viele Streif-



schüsse haben mir nichts geschadet. Unser Regiment hat gleich ordentlich die Feuertaufe erlitten, zwei Bataillone sind daraus formiert worden, besonders groß ist der Verlust an Offizieren. Ich liege hier auf der Stube noch mit einem Leutnant meines Regiments zusammen, wir sind hier im katholischen Krankenhause, das zum Lazarett umgewandelt ist, sehr gut aufgehoben. Leider kann ich mich noch nicht bücken, dazu ein großer Blutverlust, der mich geschwächt hat. Aber Ende dieser Woche geht es von neuem los. Möge Gott mir weiter helfen.

1. 11. 1914.

Tausend herzliche Grüße vom Kriegsschauplatz. Wir haben große Anstrengungen und Kämpfe hinter uns. Mir geht es gut. Mein Bataillon kämpft vorzüglich. Es freute sich sehr, als ich wiederkam. Ich habe das Regiment längere Zeit geführt, jetzt ist der Oberst gesund zurückgekehrt. Ich bin hier Teetrinker geworden, da es hier nur Tee gibt. Zigarren gibt es nicht, da die Polen nur Zigaretten rauchen. Ein trauriges Land, dieses Russisch-Polen, überall Schmutz, fürchterliche Wege, Marschieren daher sehr schwer. Wahrscheinlich gehen wir wieder nach Ostpreußen.

4. 11. 1914.

Die erbärmliche Gesellschaft, die Russen, haben eine heillose Angst vor uns. Unsere Division hat kürzlich 3 russische Korps festgehalten. Der Feind wagte trotz seiner Übermacht keinen Angriff. Ich war als Führer des Regiments im starken Artilleriefeuer, Gott schützte mich aber. Mein Adjutant mahnt mich immer, mich nicht so dem Feuer auszusetzen. Mein Drang geht aber immer vorwärts. Soeben sind 600 Hamburger als Kriegsfreiwillige beim Regiment eingetroffen, hohe Begeisterung haben diese jungen Kameraden von 17 und 18 Jahren, möge sie so bleiben.

7. 11. 1914.

Walterchen ist vermißt, ich hoffe zu Gott, daß er verwundet gefangen worden ist, und daß wir ihn später wieder haben, den lieben Bruder.

20. 12. 1914.

Mitten im Gefecht auf einem Baumstamm sitzend, sende ich Euch Lieben herzliche Weihnachtsgrüße. Wie gerne wäre ich bei Euch, doch wir feiern im russischen Schützengraben, nur der Tannenbaum fehlt. Das Schreiben wird mir schwer, da ich kalte Hände habe. Gestern machte mein Regiment (141) über 1000 Gefangene. Hoherfreut bin ich, aber es war ein harter Kampf mit viel Verlusten.

24. 12. 1914.

Sehr starker Kampf jeden Tag, so daß wir nicht Weihnachten feiern können, wir denken desto mehr an unsere Lieben. Gestern traf das Friedrich-August-Kreuz I ein, sehr erfreut. Es macht sich neben dem Eisernen Kreuz I, das ich mit Stolz trage, sehr gut. Dem Großherzog möchte ich später noch besonders danken.

26. 12. 1914.

Ja, die Einnahme von Lodz war großartig, wir zogen durch die schmutzige Stadt mit ihrem schlechten Pflaster. Bei Lodz begrüßte mich Mackensen und schüttelte mir kräftig die Hand mit den Worten: „Das haben Sie prächtig gemacht mit Ihrem Regiment“. Jeder Mann ein Held.

7. 1. 1915.

Wir liegen vor einer befestigten Stellung, die uns viel zu schaffen macht. Ich sitze in einem elenden Bauernzimmer, wo soeben ein Schrapnell alle Fenster zerstört hat. Gott hat mich behütet. Vorgestern hat mein Regiment famosen Sturm gemacht, 3 russische Schützengräben gestürmt und 3000 Gefangene gemacht, ich bin sehr erfreut, habe große Anerkennung gefunden. Mir geht es gut. Die Nerven müssen viel aushalten.

10. 1. 1915.

Mein lieber Hans!

Eine sehr große Freude hast Du mir durch die Übersendung des Bildes gemacht, auf dem Du und Deine Freunde sich befinden. Herzlichen Dank, mein lieber Junge, Du bist sehr gut getroffen. Wir kämpfen jeden Tag, Wetter scheußlich, Schnee und Kälte. Wir sehnen sehr den Frieden herbei. Wir haben uns jetzt schon $\frac{1}{2}$ Jahr nicht gesehen. Gott mit Dir!

Dein Vater.

15. 1. 1915.

Wir liegen hier seit einiger Zeit vor einer befestigten Stellung der Russen, sie verstehen es meisterhaft sich zu verschanzen, so daß es nicht leicht ist, solche Stellungen zu nehmen. Wir müssen uns, wie im Festungskriege durch Gräben heranarbeiten. Das erfordert natürlich Zeit. Gestern morgen hielt ich mich nun in der vordersten Linie, d. h. im vordersten Schützengraben, der nur 150 m von den Russen entfernt ist, auf, um meine vortrefflichen Mannschaften zu begrüßen und nach dem Rechten zu sehen. Man muß in der vordersten Linie jede Deckung, die wir aufgeworfen haben, benutzen, da die Russen viele ausgezeichnete Scharfschützen haben, die jeden Kopf, der sich zeigt, sofort unter Feuer nehmen. Fast jeder Schuß ist ein Treffer, noch dazu bei dieser nahen Entfernung von 150—200 m. Als ich nun in dieser unserer vordersten Linie war, sah ich einen Mann, der sich unbekümmert um den Feind zu offen zeigte, ich belehrte ihn sofort. Da erhielt ich, als ich im Eifer meiner Sache mich selbst mit dem Kopfe über der Deckung zeigte, einen Schuß, der durch meinen Helm ging und meine obere Kopfhaut, beziehungsweise Gehirnhaut verletzte. Ein kleiner Teil des Helmadlers war eingedrungen, dieß und ein zuerst reichlicher Bluterguß waren die Folgen dieses Russenschusses. Gott hat mich behütet, sehr behütet; denn wie der Arzt sagt, 1—2 mm tiefer der Schuß, mein Gehirn wäre getroffen worden und die natürliche Folge der Tod gewesen. Anscheinend hat der Helmadler der Kugel eine andere Richtung, d. h.

nach oben gegeben und die Kugel vom Gehirn abgelenkt. Mein Helm mit Überzug sieht furchtbar aus, ich will ihn so lassen und nach dem Kriege mit nach Hause nehmen zur Erinnerung an meine Rettung. Rührend ist die Teilnahme allerseits hier um diesen leichten Kopfstreifschuß.

13. 2. 1915.

Liebe Lisa!

Heute erhielt ich 2 Briefe und 4 Karten von Dir. Natürlich hocherfreut darüber. Tausend Dank. Es ist zu schön, wenn man Liebeszeichen erhält. Ich habe überhaupt viele Briefe und Karten bekommen, gestern 50 auf einmal, auch einen Gruß vom Bruder des Kronprinzen von Bulgarien.

20. 4. 1915.

In starkem Geschützfeuer, das auch manchmal mein Bauernhäuschen bedroht, in dem ich meinen herrschaftlichen Wohnsitz aufgeschlagen habe, will ich rasch tausend herzliche Grüße senden. Wir liegen nun wohl für längere Zeit in einer Verteidigungsstellung, um möglichst viele russische Kräfte festzuhalten. Wir liegen in der Mitte zwischen Kolno und Lomza, also Lomza gegenüber. In dem kleinen Bauernhäuschen, das wir uns notdürftig hergestellt haben, schlief ich die erste Zeit auf Stroh, jetzt habe ich wieder mein russisches Feldbett, auf dem ich besser schlafe als auf Stroh. Nur die Mäuse stören uns so, daß wir eine Katze im Zimmer haben. Ich pflege das Tier gut, trotzdem mein Adjutant Katzen nicht ausstehen kann. Meine Soldaten sind sehr gut, jeden Tag unterhalte ich mich mit ihnen im Schützengraben und sporne sie an. Man muß sich allerdings sehr vor Strichfeuer in acht nehmen, die Russen schießen recht gut, meine Kopfwunde ist geheilt, nur den Helm trage ich nicht. Mit meinen Nerven geht es noch. Viele Anstrengungen habe ich selbstverständlich und muß als Regimentskommandeur fleißig arbeiten und tätig sein. Denn mein Regiment hat eine sehr ausgedehnte Stellung, 4 km, so daß ich meine Soldaten nicht ablösen lassen kann. Also ein anstrengender Dienst. Das Friedrich-August-Kreuz I trage ich mit Stolz, kürzlich fragte mich ein Mann, ob das der Orden pour le mérite sei.

29. 5. 1915.

Wie habe ich mich gefreut, daß die Oldenburger sich so tapfer in den Karpathen geschlagen haben, es war ja nicht anders zu erwarten. Mir geht es ziemlich gut, viele Sorgen und Aufregungen nahmen mich doch stark mit, die Verantwortung ist so groß. Wie gern würde ich mal 14 Tage ausspannen, es geht aber nicht.

31. 5. 1915.

Es waren gewiß schöne Pfingstferien, die Ihr zusammen verlebt habt, ich wäre gern dabei gewesen, statt dessen werden wir — das Regiment 18 — voraussichtlich in nächster Zeit einen anderen Kriegsschauplatz aufsuchen. Ich wünschte mir nach den Karpathen zu kommen, aber ich glaube, es geht vielmehr in Richtung Riga.



Ich freue mich über einen Wechsel, denn hier hat mein Regiment einen sehr strengen, ermüdenden Dienst; ohne Reserven eine lange Stellung zu halten, ist keine Kleinigkeit, dabei immer im Strichfeuer der Infanterie und Artillerie. Heute ein Mann tot, den ich grade kurz vorher im Schützengraben gesprochen hatte. Die feindliche Kugel flog zu meinen Füßen. Dabei traurig die vielen Gräber um uns herum. Meine Unterkunft war gestern das Ziel der russischen Artillerie, so daß wir in den Unterstand gingen. Das Wetter ist gut, aber es fehlt Regen, die Saat steht sonst gut. Heute hatte ich einen Brief vom Generaladjutanten des Königs von Sachsen, der mir schrieb, wie sehr sich der König über die Musik meines Regiments gefreut hat.

11. 6. 1915.

Es ist kaum möglich, Grüße wegzusenden, da ich hier oben mit meinem Regiment, 1 Batterie schwerer Artillerie, 1 Eskadron ganz allein im Lande operiere, interessant, aber sehr anstrengend bei kolossaler Hitze und Staub. Von Libau bin ich noch weit entfernt. Ob ich alles aushalte, ist doch fraglich, ich bin doch sehr herunter. Wir rüsten sicher zu einem siebenjährigen Krieg.

10. 8. 1915.

Ich bin als Regimentskommandeur zur Armee-Abteilung Woyrsch versetzt worden. Wie schön, daß ich mit Willy¹⁾ in dieser vortrefflichen Armee wirken kann.

23. 8. 1915.

Einen herzlichen Gruß aus Warschau. Du wirst Dich gewiß wundern. Ja, leider bin ich schon wieder verwundet worden. Gestern nachmittag durchbohrte mir eine Infanteriekugel den linken Oberarm. Gott hat mich auch diesmal behütet, denn die Kugel ging, nachdem sie durch den Oberarm durchgegangen war, auf die Brust, dort hatte ich in der inneren Tasche des Feldrockes mehrere Zeitungen und ein Notizbuch stecken, diese schwächten die Kugel, und sie blieb im Notizbuch, wo ich sie fand. Wären Zeitungen und Notizbuch nicht gewesen, so hätte ich wahrscheinlich Herz- bzw. Brustschuß gehabt. Wie dankbar muß ich Gott sein! Im Oberarm ist der Knochen nicht verletzt. Ich trage den Arm in der Binde und bin sehr betrübt, daß ich so nicht im Gefecht bleiben durfte, da leicht Blutvergiftung eintreten kann. Ich habe bisher eine Brigade geführt und mit dieser kürzlich ein siegreiches Gefecht gemacht, was mir viel Anerkennung einbrachte. Viermal schon verwundet, ist etwas viel.

12. 9. 1915.

Ich bin beim Regiment eingetroffen. Schwere Kämpfe, aber wir halten gern aus zum Besten unseres Vaterlandes.

¹⁾ Wilhelm Heye, jüngerer Bruder, geb. 31. Januar 1869, damals Chef des Stabes der Armee-Abteilung Woyrsch.

5. 10. 1915.

Leider bin ich seit einigen Tagen nicht auf dem Damm, Kopfschmerz, Übelkeit, schlechter Schlaf, aber durchhalten will ich, es ist anscheinend Influenza. Außerdem die stete Verantwortung, die den Kopf anstrengt. Am letzten Freitag habe ich wieder ein siegreiches Gefecht gehabt, eins meiner Bataillone hat 300 Gefangene gemacht.

12. 10. 1915.

Gott sei Dank geht es mir heute wieder besser, ich bin doch infolge des Fiebers stark herunter. Offen gesagt, hat man den Krieg doch sehr satt. Wir alle sehnen den Frieden herbei, müssen aber trotzdem aushalten. Ich will doch sehen, ob man nicht auch einmal Urlaub erhält.

25. 10. 1915.

Wir liegen vorläufig auf einer Stelle, haben aber viele Angriffe der Russen abzuwehren. Außerdem leiden wir sehr unter Artilleriefeuer. Gestern war ein trauriger Tag. Ein Volltreffer der schweren Artillerie der Russen tötete mir zehn vortreffliche Soldaten. Heute schießt der verfluchte Russe auf unsere Häuser, die russische Artillerie ist sehr gut, viel besser als unsere.

3. 11. 1915.

Vorgestern hat mich Gott wieder besonders behütet. Ich gehe aus meinem Zimmer heraus, um mit dem Brigadefeldwebel zu sprechen. Kaum bin ich draußen, geht ein Schrapnell durch das Fenster in mein Zimmer. Mein Rock, der über dem Stuhle hing, wurde von Kugeln durchbohrt. Auf dem Stuhle sitze ich gewöhnlich. Habe ich nicht Glück gehabt? Die Kugel ist neben dem Bande des Eisernen Kreuzes durch den Rock gegangen. Hätte ich da gegessen, so hätte ich Brust- bzw. Herzschuß gehabt.

11. 11. 1915.

Liebe Lisa!

Heute war ein großer Tag für mein Regiment. Hatten wir doch die sehr große Freude, unseren Kaiser zu sehen. Es war Paradeaufstellung und dann Parademarsch in Gruppenkolonne. Bei dem Parademarsch mußte ich neben ihm stehen und ihm die Namen der Kompagnieführer nennen. Als der letzte Mann vorbei war, sagte er mit der Hand mir zuwinkend: „Sehr gut“. Nur noch einmal hat er es bei einem Regiment gesagt, sonst nicht, so bin ich daher stolz, sehr stolz auf dieses Lob. Außerdem erhielt das Regiment 2 Eisernen Kreuze I. Kl., das einzige Regiment in der Division. Welche Freude beim Regiment herrscht, kannst Du Dir denken. Wir arbeiten auch tüchtig und fechten brav, so daß ich auf mein Regiment stolz bin. Der Kaiser hielt eine ausgezeichnete Rede auf das Korps Wehrsch, er sprach seine volle Anerkennung aus. Willy sah ich selbstverständlich auch und

sprach länger mit ihm. Er sagte mir, ich solle ruhig 14 Tage bis 3 Wochen Urlaub nehmen, ich tue es wahrscheinlich auch. Ich möchte natürlich gerne die Kinder sehen.

2. 2. 1916.

Mein Regiment hat vor einigen Tagen wieder großes Lob geerntet, vom Chef des Generalstabes beim Prinzen Leopold von Bayern. Wir bleiben in der vordersten Stellung, nur löse ich ein Bataillon ganz vorn durch das Bataillon in der Reserve ab. Für den Regimentsstab gibt es leider keine Ablösung. Im Westen bleibt es vorläufig ruhig, dagegen wird im Süden bald wieder etwas eintreten.

1. 9. 1917.

Es ist kürzlich befohlen, daß auch wir hier Holzschuhe tragen sollen. Ich werde mich demnächst in Holzschuhen mal photographieren lassen, es mag köstlich aussehen.

10. 12. 1917.

Wir haben starke Kälte, 15°, aber sind es schon gewöhnt und abgehärtet. Ich habe sehr viel zu tun, noch dazu, als ich von morgen ab eine Brigade führe. Wir hoffen auch auf Frieden mit Rußland, wenn ihn die Amerikaner nicht mit ihrem Gelde verderben.

7. 1. 1918.

Liebe Gretenaus!

Etwas spät, aber darum nicht minder herzlich kommt mein Glückwunsch zu Deinem Geburtstag. Da es mir nicht besonders geht, habe ich mal ein Offizier-Genesungsheim aufgesucht, um mich, bevor ich hoffentlich nach dem Westen gehe, ordentlich zu kräftigen. Hier ist leider Tauwetter eingetreten, so daß der Wintersport vorläufig sein Ende gefunden hat. Gott mit Dir in Deinem neuen Lebensjahre. Viele herzliche Grüße von Deinem treuen Vater.

1. 3. 1918.

Durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 28. 2. 1918 bin ich zum Kommandeur des Infanterie-Regts. 176 ernannt. Dieses Regiment steht in Flandern, bin hocherfreut, nun auch im Westen fechten zu können.

16. 3. 1918.

Ich habe hier sehr viel zu tun, da mir ja die westlichen Verhältnisse ganz neu sind. Der Abschied von meinem lieben Landwehr-Regiment ist mir sehr schwer geworden. Alles, was ich von dort höre, deutet darauf hin, daß jeder einzelne des Regiments auch mich entbehrt, am liebsten hätte ich es mitgenommen. Das Regiment 176 habe ich Ende Dezember 1914 gehabt, bis ich am 12. Januar 1915 verwundet wurde. Von den damaligen Angehörigen sind nur noch 3 Offiziere im Regiment. Gestern meldete ich mich beim Kommandierenden General, einem alten Freunde von mir von der Zeit, als ich Bezirksadjutant in Sangerhausen war.

Er lud mich zum Abendessen ein, und ich verlebte dort reizende Stunden. Mir geht es ganz gut, ich hoffe es aushalten zu können, obgleich ich mich gerne noch länger erholt hätte. Ich möchte doch so gerne die letzten Hauptentscheidungskämpfe mitmachen. Von meinen 2 Koffern, die ich in Thorn aufgegeben habe, ist nur einer hier angekommen, so daß ich annehmen muß, der fehlende Koffer, der meine ganze Wäsche enthielt, ist gestohlen worden.

25. 3. 1918.

Die großartigen Erfolge hier im Westen wirst Du aus den Zeitungen lesen; es geht weiter vorwärts. Mir geht es ganz gut, ich sehne mich aber zu meinem lieben alten Landwehrregiment zurück. Hier fühle ich mich fremd, na, es muß ertragen werden. Der gestrige Sonntag war ja ein besonderer Festtag für uns Oldenburger, vielleicht habt Ihr auch der Konfirmation unserer lieben Prinzessinnen beigewohnt. Der Dienst ruft, man kommt aus den Sorgen und Aufregungen nicht heraus. Allen Lieben herzliche Grüße.

Ernst.



Walter Hehe

Leutnant der Landwehr I, Kunstschüler, Sohn des verstorbenen Oberstleutnant z. D. Wilhelm Hehe, geboren 13. April 1883 zu Bad Deynhausen als jüngstes von 9 Kindern, wurde im April 1894 in die Sexta des Kadettenhauses zu Bensberg bei Köln aufgenommen. Schon bald zeigte sich seine Vorliebe für das Zeichnen, das von seinen Lehrern richtig erkannt, und in jeder Beziehung gefördert wurde. Etwa sechs Jahre später kam er zur Hauptkadettenanstalt nach Groß-Lichterfelde bei Berlin und wurde am 22. März 1903 als Leutnant dem Infanterie-Regiment Nr. 16 in Köln-Mülheim überwiesen. Er zeigte sich als tüchtiger, pflichttreuer Offizier, der ein fürsorgliches, kameradschaftliches Herz für seine Untergebenen hatte und sich allgemeiner Liebe und Verehrung erfreute. Neben seinem Beruf versäumte er nicht, sich im Zeichnen und in der Malerei weiter auszubilden. Er besuchte in Düsseldorf die Kunstakademie und knüpfte dort Beziehungen zu namhaften Künstlern an. Infolge eines schweren Halsleidens nahm er am 16. September 1907 seinen Abschied als aktiver Offizier und wurde zugleich bei den Reserve-Offizieren des Infanterie-Regiments Nr. 16 angestellt. Er zog nun nach München und trat dort in die Schule des Professors Gröber ein, den er schon in Düsseldorf kennengelernt hatte. In München verlebte er Jahre, die seinem künstlerischen Streben und Schaffen von größtem Nutzen waren. Einen Sommer verlebte er in Sandkrug südlich von Oldenburg, um dort in der Heide künstlerischen Studien obzuliegen. Er kehrte dann für einen Winter nach München zurück und gehörte in dieser letzten Zeit der Schule des bekannten Professors Angelo Jank an. 1911 zog er in die Stammesheimat der Heyes, ins Oldenburgische, und ließ sich in Dangast am Jadebusen nieder, wo er beim Landwirt Funke Unterkunft fand. Der Aufenthalt in der schönen, frischen Natur förderte sein künstlerisches Schaffen ungemein; unter der Landbevölkerung fühlte er sich sehr bald heimisch. Im Frühjahr 1914 ging er zu seiner weiteren Ausbildung für einige Wochen nach Paris, von wo er sehr befriedigt im April zurückkehrte. Als der Krieg ausbrach, reiste er unaufgefordert seinem alten Regiment nach und erreichte es bei der Einnahme von Lüttich. Mit Begeisterung, Ausdauer und Tapferkeit nahm er an den Kämpfen des Regimentes bei Lüttich, l'Allue, Lobbes, St. Quentin, Soches und Reims bis Mitte September 1914 teil. Am 17. September, dem Tage nach der Verleihung des Eisernen Kreuzes II. Kl., wurde er durch Gewehrschuß in den Kopf bei Guignicourt schwer verwundet. So geriet er in französische Gefangenschaft und erlag am 27. September im Lazarett zu St. Germain-en-Laye bei Paris seiner schweren Verletzung. Mit dem Segen eines protestantischen Geistlichen ist er als ein Christ und Held zur ewigen Ruhe gegangen.





Walter Seye.



Feldpostbriefe.

Battice, 6. 8. 1914.

Meine Lieben!

(Alle Nachrichten müssen geheim bleiben.) Heute morgen bin ich zum Regiment (Inf.-Rgt. 16) gekommen und habe mich, da keine Verfügung über mich getroffen ist, der 5. Kompagnie angeschlossen, die von meinem Freund, dem vorherigen Regimentsadjutanten, Oberleutnant Schulz, geführt wird. Soeben kommt Nachricht, daß Lüttich genommen ist. Die schwere Artillerie (Mörser Kal. 21) hat innerhalb 24 Stunden 2 Forts völlig eingeschossen, der Preis an Verwundeten und Toten steht noch nicht fest. Leider hat sich auch die Bevölkerung zum Teil wieder am Kampf beteiligt. Eine Kompagnie führt 9 Frantkireurs und einige 20 Geiseln, darunter den Bürgermeister, mit sich. Soeben höre ich, daß man die Geiseln entlassen hat. Wir guten Deutschen! Ein widerliches Bild, solche Zivilleute unter Uniformgekleideten! Auch das unablässige Denken an die hinterlistige Handlungsweise dieser Leute kommt hinzu. Unsere Truppen sind famos. Die Kompagnie hatte gestern zum Teil einen schweren Tag, 2 Züge hatten wir dort bis auf kurze Entfernung erreicht, das Feuer der Belgier ging meist zu hoch, dann wurden sie plötzlich in der Flanke beschossen, und nun brach der Angriff unter Verlusten ab. Ein anderes Regiment ist während der Dunkelheit in einen Hinterhalt geraten und hat sicher schwere Verluste erlitten.

Ich verließ gestern Mittag Mülheim, kam um 5 Uhr in Herbestal an. Abmarsch Richtung Zulemont, 5.30 wurde die belgische Grenze überschritten, bald kam das erste Rote Kreuz, der erste Flieger, danach Mutos des Generalkommandos usw., andere Anzeichen, daß wir der Truppe näher kamen. Ferner Kanonendonner tönte schon seit Verlassen des Zuges. Interessiert betrachtete man die ersten Pferdekadaver, halb am Wege stehende Wagen umschmeißen, um das Verstellen der Wagen zu erschweren. Dann kam ein Geistlicher mit Messknaben und dem Allerheiligsten auf dem Rückwege von nun schon Verstorbenen. In einem Auto wurde der erste gefangene belgische Offizier vorbeigebracht, an gleicher Stelle fand man ein durchgegangenes Pferd mit Sattel und Zaumzeug, das einem unserer Herren sofort zur Verfügung gestellt wurde. Erst um 10 Uhr abends machten wir in Zulemont halt, quartierten uns in einem Gehöft neben der Kirche ein, wo Truppen vorher schon Lager vorbereitet hatten. Ein Offizier sorgte in der Küche für Verpflegung für den ganzen Trupp, alles arbeitete ohne vorherige Bestimmung für einander. Mit 3 Mann suchte ich das Gelände um die Kirche ab. Wir 8 Offiziere waren noch sehr fidel zusammen. Die Hausbewohner, allesamt in der Küche um den großen Tisch versammelt, waren erst sehr ängstlich, die Alte glaubte, daß man sie und die Kinder töten wolle. Unserem Hauptmann gelang es, sie zu beruhigen, er saß lange Zeit bei den Leuten und sprach mit ihnen. Nachdem wir Konservensuppe und Fleischkonserven gekocht und



geessen hatten, schlief ich wundervoll auf Stroh über dem glatten Boden einer Backstube, die schön warm war. In der Nacht hörten wir einige Kilometer entfernt heftiges Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Es hielt mich nicht, und ich fragte den Hauptmann, ob wir nicht auf den Kanonendonner zu marschieren sollten. Mit meiner geringen praktischen Überlegung hatte ich nicht bedacht, daß wir in stockfinsterer Nacht nicht Freund noch Feind unterscheiden würden, vor allem, da uns Kenntniß des Geländes und der Lage fehlte. Um 5 Uhr standen wir bald bereit und kamen nach kurzer Zeit dem Kanonendonner näher, dann sahen wir die gegenüberliegenden Truppen und erkannten sie an den klaren Rauchstreifen, die die Artillerielinien kennzeichneten. Vor uns hatten wir die famosen 21 cm-Mörser, die als Rohrrücklaufgeschütze ein kolossal schnelles Feuern ermöglichen. Einige Versprengte des Infanterie-Regiments 53 meldeten sich und berichteten von schweren Verlusten, die das Regiment durch Hinterhalt während der Nacht erlitten haben sollte. Bald darauf erreichte ich das Regiment Nr. 16.

Herzliche Grüße. Walter.

s. d. nach dem 10. 8. 1914.

Meine Lieben!

Wir lagen bei Mortier nordöstlich Lüttich und zogen nachmittags ohne Gefecht in der Gegend von Battice-Sulemont einher¹⁾, von Franktireurs einige-male, besonders bei Battice, belästigt. Wir hatten dort etwa 1—2 Stunden gelegen und auch den von Mortier, wo in vorheriger Nacht häufige Franktireur-überfälle stattgefunden hatten, mitgenommenen Geiseln von unserem Essen mitgeteilt, als plötzlich ringsum auf uns aus Häusern geschossen wurde, ohne Erfolg zwar, aber doch andauernd. Die Wut unserer Leute war unbeschreiblich. Es fehlte nicht viel, und sie hätten ohne Leitung die Häuser gestürmt. Die feindlichen Schüsse gingen meist zu hoch, dann gingen Schützen gegen das Dorf vor und nahmen die Häuser in kurzer Zeit, fanden leider nur noch 2 schießende Zivilisten, die gleich mit anderen, die in voriger Nacht bei derselben Handlung betroffen waren, erschossen wurden. Aus belgischen Zeitungen wissen wir jetzt, daß das ganze Franktireurwesen von der Regierung organisiert ist. Sie nennen sich Zivilgarde, die zu dem genannten Dienst ausgebildet wird. Zu töricht, daß Belgien glaubt uns dadurch wesentlich an dem Erfolg zu hindern. Unsere nachfolgenden Etappen werden schon aufräumen.

Am Donnerstag abend bezogen wir Bivak an der Straße Sulemont-Battice. Es war ein schöner Mondhimmel über uns, vor uns brannte ein Haus, aus dem auf uns geschossen war, und wo man verschiedene Waffen und Munition gefunden

¹⁾ Vergl. Marschall v. Bieberstein, Lüttich-Namur S. 40. In „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“ Heft 1: Die Aufgabe des Inf.-Reg. Nr. 16 am 7. August, die Verbindung der deutschen Truppen in Lüttich durch die Forts mit der Außenwelt herzustellen. Skizze 2.

hatte. Die Bewohner räumten ihre Sachen fort, und kleine Wachabteilungen standen in geschlossener Kette um unser Lager. Ab und zu Schüsse! Wir ruhten! Zum ersten Male kam mir zu einer solchen stillen Stunde das Bewußtsein des Krieges. Die Bilder des Tages hielten mich gefangen und ließen das Unsichere, Ungewisse, das ständig Neue, zum Teil auch Häßliche und Schreckliche des ganzen Zustandes fühlen. Durch lebhaftes Schießen bei den aufgestellten Posten wurden wir einmal aufgeschreckt. Mein Zug, der den Auftrag des schnellsten Eingreifens hatte, eilte aus den Zelten an die Gewehre, griff zum Gepäck und stand weitere Ereignisse erwartend auf dem Bivakplatz. Aber es war blinder Alarm gewesen, und ärgerlich krochen die Leute bald wieder unter ihre Zelte. Bei der Revision der Posten, die ich daraufhin vornahm, stellte sich die Bedeutungslosigkeit der ganzen nächtlichen Aufregung heraus. Am 7. August früh gegen 7 wurden die Zelte geräumt. Nach der Besprechung der Lage durch den Bataillonskommandeur erhielt ich den Auftrag, mit einigen Radfahrern Patrouille auf Alubel zu fahren. Durch ein Mißverständnis fehlten die Fahrer, als ich abfahren wollte. Und als ich erfuhr, die Leute wären mit dem I. Bataillon abmarschiert, mußte ich in Eile den Weg auf Battice verfolgen, um dieses Bataillon zu erreichen. Jedoch stellte sich auch diese Auskunft über die Radfahrer als falsch heraus. Und eben in Battice angekommen sah ich die Straße durch 5—6 Franktireurs gesperrt, darunter ein Radfahrer, der bei meinem Eintreffen sofort abfuhr. Ohne Begleitmannschaften blieb ich gegen die hinterlistigen Burschen wehrlos und mußte zurückfahren. Zum Glück begegneten mir Radfahrer des I. Bataillons, an deren Statt meine Leute von diesem Bataillon mitgenommen waren. Ich nahm sie unter Befehl und fuhr mit ihnen in der Richtung auf Alubel, um festzustellen, ob die Straße gut und gangbar für alle Fahrzeuge sei. Ohne Hindernisse kam ich bis zum Bestimmungsort, nahm zum Rückweg einen anderen Weg und traf wieder beim Bataillon ein, als eben ein Befehl dasselbe von dem Bivakplatz in der Richtung auf die Festung Lüttich fortholte. Gleich darauf kam die Nachricht, Lüttich habe kapituliert. Ein Hurra unserer Leute gab die Antwort. Das Gehöft, in dem wir uns eingerichtet hatten, mußten wir darauf verlassen und in Lüttich einmarschieren, wo wir erst bei Dunkelheit eintrafen. Die Einwohner verhielten sich jetzt ruhig. Die Masse der Truppen schreckte sie ab. Wir Offiziere der Kompagnie wurden nach einiger Zeit des Wartens im Hause eines Abgeordneten der belgischen Kammer ganz gut untergebracht. Der Hausherr selbst wurde einige Tage als Geisel auf der Zitadelle festgehalten, zwei Tage später wurde er entlassen und gab sich als unser Wirt Mühe, uns mit französischer Höflichkeit darüber wegzuhelfen, daß wir im Kriege mit einander liegen und er selbst seine 2 Söhne ermuntert hat, als Autoführer gegen uns zu wirken. Es ist immer ein eigenes Gefühl, das einen beherrscht, während man mit Menschen Höflichkeiten austauscht, denen man gegebenen Falles in nächster Zeit die Pistole entgegen halten muß



Wir alle waren mit unserem Quartier sehr zufrieden und lehrten, als wir es von Freitag auf Sonnabend zeitweise verlassen hatten, reumütig in dasselbe zurück. Am Abend unserer Ankunft fanden wir also unser Quartier ohne Hausherrn. Am nächsten Morgen, Sonnabend, zogen wir zur Erstürmung des Forts Barchon aus der Stadt. Von einem hohen Baume an der Kehlseite des Forts aus beobachtete ich mit wenigen Kameraden die Wirkung der Artillerie. Einige schwere 21 cm Mörser und eine Batterie leichte Feldhaubitzen suchten das Fort einzuschießen. In demselben lagen einige gute Panzertürme und Maschinen- und Revolvergeschütze verschiedenen Kalibers. Nach außen waren Draht- und Aftverhaue angebracht. Scheinbar war das Fort noch sehr widerstandsfähig. Der Kommandant hatte zweimal den zugesandten Parlamentär zurückgeschickt. Die Spannung über die Ereignisse der nächsten Stunden war überall groß. Es wurden Patronen ausgegeben, eine Fernsprechverbindung zwischen Stadt und Fort aufgefunden und zerstört, während vorn in kurzen Zwischenräumen einzelne Schüsse und Geschosslagen große Erd- und Rauchwolken erscheinen ließen. Es war augenscheinlich, daß unsere Geschütze sehr gut spielten, jedoch konnten wir nicht feststellen, daß der bedeutendste der Panzertürme getroffen war. Plötzlich erschien die weiße Flagge auf demselben. Ein Hurra durchdrang unsere Kolonnen, und Offiziere und Mannschaften eilten nach kurzer Zeit zum Fort. Auch ich fuhr dorthin, wollte mir den nunmehr stummen Feind genauer ansehen. Eine traurige Szene spielte sich am Tore ab. Ein junger Offizier verweigerte unter Schluchzen die Übergabe. Man erwiderte ihm mit großer Schonung und Höflichkeit, bot ihm sogar seinen Degen wieder an, ließ ihn aber schließlich durch 2 Unteroffiziere hinausführen. Es stellte sich heraus, daß nicht die Sturmfreiheit des Forts, nicht viele Tote und Verwundete die Übergabe veranlaßt, sondern der mangelnde Wille der Mannschaft weiter zu kämpfen, d. h. eine offene Meuterei die Offiziere gezwungen hatte, das Fort zu übergeben. Wäre es anders gewesen, es hätte uns manches Blut gekostet, in die Räume zu gelangen. Eine Kompanie besetzte den Eingang des Kehlgrabens, die meinige erhielt den Auftrag, die Gefangenen aufzunehmen und zu diesem Zweck eine Spitze von 2 Gruppen geschlossen vor und hinter und die anderen Abteilungen aufgelöst zu beiden Seiten der Gefangenen marschieren zu lassen. Seitengewehre wurden aufgepflanzt. Auf einer Wiese teilte man den Gefangenen Essen aus unserer Feldküche aus. Die Offiziere wurden besonders forttransportiert. Während dies geschah, ereignete sich im Fort ein trauriger Vorfall. Durch irgend einen Menschen, wie man sagt, durch den belgischen Adjutanten, war eine Granate aufgegriffen, zur Entzündung gebracht und tötete drei unserer Offiziere und verwundete leicht einige weitere, die das Fort übernehmen wollten. Wir Infanteristen kennen die heimtückische Kraft einer solchen Anlage zu wenig, und wir Deutschen im besondern ermangeln leicht der Vorsicht, wenn es sich über Tod und Leben entscheidet. Erst kurz vorher hatte ich mit

den 3 Offizieren mich unterhalten und vom Baum aus beobachtet, und ich verdanke es wohl nur dem Umstande, daß ich die Gefangenen fortführen mußte, daß ich nicht zu der Unglücksgruppe gehörte. Wir gaben die Gefangenen an eine andere Kompagnie ab und erreichten abends Lüttich wieder, wo uns ein gutes Bett geboten wurde. Da in demselben Hause viele Mannschaften auf Korridor und Fußboden schliefen, machten wir unser Zimmer frei und zogen in unser altes Quartier zu dem député permanent, der an diesem Tage aus der Zitadelle zurückgekehrt war und sehr fidel mit uns aß. Am Montag, dem 10. August, mußten wir leider unsere Quartiere verlassen, um in einer anderen Gegend der Stadt untergebracht zu werden, wo wir nicht so gut lagen.

Mit bestem Gedenken Euer Walter.

25. 8. 14.

Noch geht alles gut, die Anstrengungen überwinde ich spielend, die Einnahme von Lüttich, die Beschießung der Forts, die verschiedenen Wachen dort waren sehr interessant. Jetzt gehts gegen Frankreich. Gestern zum ersten Mal im Gefecht, in der Gegend westlich Charleroi. Wir wurden überraschend vom französischen Infanterie-Rgt. 24, das in Schützengräben und sonstigen guten Stellungen weit ausgedehnt aufgestellt war, angegriffen. Nach Durchschreitung eines dichten Waldes entwickelte ich mit einigen Gruppen gegen den Schützengraben vom Waldrande aus; später weiter rechts verwendet und in feindlicher Stellung in Kompagnien gesammelt, kamen wir in französische Artilleriefeuer, das sehr starke Verluste bereitete. Abends Vorposten, die Leute waren wieder ausgezeichnet, lebhaft und interessiert wie auf einer Jagd ohne Ermüdung nach langem Marsch.

6. 9. 14.

Das Brieffschreiben fällt furchtbar schwer. In letzter Zeit sind wir viel und tapfer marschiert. Namur war das letzte Gefecht, die Siegesbotschaften werden Euch freuen.

Alles Gute. Euer Walter.

Werner Suchting

Leutnant der Reserve, Sohn des im Jahre 1913 verstorbenen Amtshauptmanns Geheimen Regierungsrats Suchting, geboren am 26. September 1890 zu Elsfleth, genoß die erste Schulbildung in seiner Vaterstadt und besuchte dann in Oldenburg das Großherzogliche Gymnasium, an dem er Ostern 1910 die Reifeprüfung bestand. Er studierte in Tübingen, Gießen, wo er wie sein Vater dem Korps Starckenburgia angehörte, in Berlin und Kiel die Rechtswissenschaften. Zu Beginn des Krieges eilte er mit seinen beiden Brüdern zu den Fahnen und wurde bis Anfang Dezember 1914 bei der Ersatz-Abteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 62 ausgebildet. Am 14. Dezember rückte er ins Feld und nahm zunächst an den Stellungskämpfen in der lothringischen Ebene teil. Im Frühjahr 1915 kam er zu einem neu gebildeten Regiment, das in der ersten schweren Arraschlacht seine Feuertaufe erhielt. Nach kurzem Einsatz an der Aisne wurde das Regiment nach dem östlichen Kriegsschauplatz überführt, wo er, ohne es zu wissen, in der Nähe seines jüngsten Bruders, der dort den Heldentod fand (Oldenburger Jahrbuch 1915 Seite 43), den siegreichen Vormarsch durch Litauen mitmachte. Nach dem Übergang zum Stellungskrieg blieb das Regiment bis zum Sommer 1916 in Stellungen am Marocz-See und an der Düna liegen, um darauf kurze Zeit an den Septemberkämpfen bei Rowel teilzunehmen. Im Oktober 1916 zum Offizier befördert, erlebte er den siegreichen Feldzug in Rumänien und die denkwürdige Einnahme von Bukarest mit. Während seines letzten Urlaubs im Juli 1917 erzählte er gern von diesen großartigen Erlebnissen und sprach in seiner gewohnten ruhigen Zuversicht von den erwarteten neuen Kämpfen am Sereth, die ihm selbst so bald den Tod bringen sollten. Das Regiment wurde bei den Angriffskämpfen um Focsani eingesetzt, wo jedoch nach wenigen Tagen das Vorgehen der Verbündeten durch verhängnisvolle Gegenstöße der Russen und Rumänen zum Stehen gebracht wurde. Am 11. August, einem heißen Sommertage, hatte hier das Regiment schwere Verluste. Er fiel als zweiter Offizier seiner Batterie. Durch Infanteriegeschloß am Kopfe schwer verwundet, verschied er wenige Stunden später auf dem Hauptverbandplatz an der Putna. Seine Leiche wurde später auf dem Ehrenfriedhofe Vizigesthi beigesetzt.

In einem Briefe an die Mutter würdigte der Regimentskommandeur die Verdienste des Gefallenen mit folgenden Worten: „Ich verliere einen außerordentlich tüchtigen, pflichttreuen Offizier, der sich in den verschiedenen Lagen vorzüglich bewährt hat, seine Untergebenen einen wohlwollenden, für sie stets besorgten Vorgesetzten, die Offiziere des Regiments einen beliebten Kameraden. Das Regiment wird ihm ein treues Andenken bewahren.“ In dem Brief eines Gießener Bekannten an das Korps des Gefallenen heißt es: „An der Putna



Werner Suchting.



wurde von den Russen trotz starker Artillerie- und Infanterieangriffe unsererseits ein verzweifelter Widerstand geleistet, wohl hauptsächlich zurückzuführen auf französische Führung und englischen Zwang. Erst nach drei Tagen wurde die überaus gut befestigte Putnastellung genommen, die Batterien des Regiments wurden möglichst nahe an die vorderste Linie herangezogen, um den Erfolg schnell und tatkräftig auszunutzen. Dabei erlitt das Regiment große Verluste. Ein Leutnant unserer 5. Batterie, in der auch Suchting war, wurde durch Volltreffer verwundet und verschüttet. Suchting ging, sobald er sich freimachen konnte, mit dem Sanitätsunteroffizier, um seinen Batteriekameraden zu suchen, der leider tot aufgefunden wurde. Auf dem Rückwege zur Batterie wurde er von einem Infanteriegeschos durch beide Schläfen getroffen. Er wurde sofort verbunden und nach dem Lazarett in Faurei überführt. Dort soll er noch denselben Tag gestorben sein. Das Offizierkorps des Regiments, insbesondere der Unterzeichnete, der ihn von seiner schönen Gießener Zeit her kannte, betrauert den Verlust des tüchtigen und allseitig beliebten Kameraden tief und wird ihm stets ein treues Gedenken bewahren.“ Ein Freund seines Vaters schrieb an seine Mutter: „Tief erschüttert von dieser Trauernachricht stehe ich heute im Geist mit Ihnen und Ihren Angehörigen an der Bahre dieses hoffnungsvollen jungen Mannes, der als Sohn meines heimgegangenen treuesten Freundes und seiner liebevollen Gattin auch meinem Herzen wie ein Verwandter nahe gestanden und diese Zuneigung durch seine vortrefflichen Eigenschaften reichlich verdient hatte. In mir wird das Bild des braven, für das höchste Ideal eines Jünglingsherzens, die Liebe zum Vaterlande, in den Tod gegangenen Werner in seiner unverminderten Frische und Lebensfreude weiter leben und ein treues Glied in der Kette der Erinnerungen an Ihren einst so glücklichen Familienkreis bilden.“ Über eine kurze Gedächtnisfeier zu Ehren des Gefallenen in der Kirche seiner Heimatstadt Elsfleth schrieb der dortige Pfarrer: „Nun hängen in unserer Kirche dem Amtsstuhl gegenüber die Kränze, dem Gedächtnis der beiden von Ihnen heißgeliebten Söhne geweiht. Am Sonntag den 3. September ist etwa mit folgenden Worten seiner in der Kirche gedacht worden: Am 11. August fiel bei Focsani der Leutnant der Reserve Werner Suchting. Obwohl unserer Gemeinde nicht mehr zugehörig, ist doch er, der unter uns seine Kindheit und Jugend verlebte, innerlich stets mit uns verbunden gewesen. Vor 9 Wochen noch weilte er hier unter uns im Gottesdienste, ruhte sein Blick auf dem Ehrenkranz des geliebten Bruders. Nun haben wir auch ihm neben dem lieben Bruder den Kranz aufhängen müssen. Mit innigster Teilnahme gedenken wir der durch dies neue Opfer schwer betroffenen Mutter. Alle Zeit ist Gottes Wort ihr Halt gewesen, möge es ihr auch jetzt sein Licht leuchten lassen! „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei!“ Möge sie starken Herzens das Opfer bringen können, das der Herr ihr auferlegt. Uns alle aber laßt zur Stärkung unseres Glaubens singen:

„Weint nicht! mein Erlöser lebt; Aus dem finstern Erdenstaube
Hell zu ihm die Seele schwebt, Wird dem Tode nicht zum Raube.
Denn die ew'ge Liebe spricht: Kind des Vaters, zittre nicht.“

Die Gemeinde lauschte diesen Worten und sang den Vers in sichtlich ergriffener Stimmung, während die Glocke anhub zum Ehrengeläute. Der Herr sei mit Ihnen und Ihrem lieben letzten Sohn!“

Feldpostbriefe und Tagebuchblätter.

Bei Montsec, 26. 12. 1914.

Da die Truppen hier seit Monaten in fester Stellung sind, wohnen alle in selbstgebaute Hütten, soweit sie nicht in den Dörfern liegen. Auch wir haben hier ein nettes, kleines Anwesen, Stall und Wohnräume getrennt. Der Stall ist mit 12 Fächsen und 2 Reitpferden besetzt. Diese benutzen der Führer der ersten Halbkolonie, ein Vizewachtmeister und unser Wagenzugführer, ein Unteroffizier. Die übrigen Kameraden, durchweg Landwehrmänner, sind aus dem Herzogtum Oldenburg, der Osnabrücker Gegend und Hannover. Einer von ihnen ist ein sehr geübter Koch, der uns täglich treffliches Essen bereitet. Fleisch wird vom Militär geliefert, Gemüse (feinsten Rosenkohl z. B.) und Kartoffeln liefern uns die Felder der Umgegend. Auch Streu für die Ställe holen wir uns von dort zusammen. —

Aus einem Tagebuch über die Arras-Schlacht im Mai 1915.

Der Batterieführer weicht nicht von seiner Leiter, den Kopf dicht an der oberen Kante des Grabens — erst ein paar Schüsse schweren Kalibers in nächster Nähe des Fernrohrs, daß Staub und Kalksteinbrocken ihm um den Kopf sausen und in den Graben fallen, veranlassen ihn, zeitweise etwas tiefer zu klettern. Es wird unentwegt weiter geschossen, es muß weiter geschossen werden; denn unaufhörlich rücken dichte Sturmkolonnen der Gegner vor, ein tapferer Gegner, fürwahr! wenn auch gesagt werden muß, daß wir es durchweg mit „farbigen Franzosen“ zu tun haben. Von uns schießt nur noch der 1. Zug, der 2. kann ebenso wie die I. Batterie bei der geringen Entfernung, mit der geschossen wird, nicht mehr über die Höhe. Und da . . . der Telephondraht ist zerschossen, und es soll der Befehl gebracht werden, daß der 2. Zug alle Munition zum 1. bringen und der 1. Zug herausbringen soll, was nur heraus will. „Suchting, Sie müssen hin“, sagt mir der Oberleutnant. Ich tue es gerne, eine ungeheure Begeisterung packt einen in solchen Augenblicken. Doch so leicht ist die Ausführung des Befehls nicht. Der Gang steht beim Ausgang voll von Infanteristen, die verwundet sind oder ihre verwundeten Kameraden begleiten. Sie wagen sich nicht über die Höhe vor dem Ausgang, die im schwersten Feuer des Feindes liegt. . . . Die Erdhaufen müssen den Franzosen verdächtig sein, vielleicht hat auch das Scherenfernrohr geblitzt. Jedenfalls erhalten wir zwischen 2 und 4 Uhr heftiges Feuer, zum Teil

auch wohl das übliche Streufeuer, das dann auch die weitere Umgebung in Mitleidenschaft zieht. Eine Pause in dem Feuer benutzt einer unserer beiden Telephonisten, um zum Loch im Laufgraben zurückzukriechen; er soll eine Meldung zur Batterie bringen und braucht nicht zurückzukommen, schon um die Stellung nicht zu verraten. Doch das scheint er schon auf seinem Hinwege getan zu haben, er hat auch noch die Leitung flicken müssen und ist wohl vom Feind gesehen worden. Er kommt gut weg, aber schon bald lenkt der Feind ein überwältigendes Feuer auf unsere Stellung. Die Leitung ist sofort wieder entzwei, einen einzigen Befehl hat sie befördert. Die Schüsse liegen zum Teil in unmittelbarster Nähe von uns, so daß Erdstücke und Sprengstückchen auf uns prasseln. Zwei Schüsse sind so entsetzlich, daß ich gar nichts mehr höre. Der Kopf liegt wie der ganze Körper eng an die Erdwand geschmiegt. So liegen wir etwa 3 Stunden bis gegen 7 Uhr. Als einmal zwischendurch das Feuer nachläßt, fragt der Oberleutnant: „Ist noch alles wohlauf? Das Feuer heut ist ja schlimmer als an den Tagen vorher zusammengerechnet.“ Erst die Dämmerung befreit uns, gegen Abend wird das Artilleriefeuer wieder weniger und läßt ganz nach, um durch Infanteriefeuer abgelöst zu werden, das seinerseits am Tage gänzlich fehlt. . . . Sehr interessant ist dann ein Ereignis am Nachmittag. Plötzlich, etwa 4 Uhr, beginnen die Franzosen mit der Artillerievorbereitung eines Angriffs, was natürlich von unserer Seite prompt beantwortet wird. Wir alle dürfen der Reihe nach einmal durchs Scherenfernrohr sehen. Die Erde dröhnt von dem furchtbaren Kanonendonner. Der Angriff selbst ist etwas links von unserem Gefechtsstreifen. Zwischen den beiderseitigen Gräben sieht man nichts als dichten, dichten Rauch und immer neu krepierende Geschosse. Natürlich mißglückt der Angriff gänzlich; auch wir (der Herr Abteilungscommandeur hat selbst das Feuer geleitet) haben eingreifen müssen, um eine Verschiebung von Reserven nach links hin zu verhindern. Der sonst noch unbekannte Anblick eines solchen Angriffs, aus kaum 1000 m Entfernung beobachtet, war mir wie allen anderen höchst interessant, eine bleibende Erinnerung. Nach $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunde herrscht wieder Ruhe wie vorher! Aber wie mancher brave Kämpfer hat wohl sein Leben in dieser Zeit für sein Vaterland hergeben müssen! Und wie entmutigend müssen endlich, endlich solche vergeblichen Versuche doch auf die Franzosen wirken, die Ausdauer auf ihrer Seite ist wirklich zu bewundern!

Seudicourt, 27. 1. 1915.

Heute haben wir eine wunderbar schöne Kaisersgeburtstagsfeier gehabt. In der Dorfkirche fand Gottesdienst statt, ein katholischer Feldgeistlicher (im feldgrauen Dienstrock mit braunen Glacehandschuhen) predigte im gemeinsamen Gottesdienst. Aber ich muß sagen: mit ihm waren wohl alle hingerissen von dieser weihervollen Stunde. Die Tränen hätten einem kommen können, wie er in schöner, hehrer Begeisterung von unserm Kaiser sprach. Er erwähnte packend die Ge-

witterschwüle im Juli 1914 und die denkwürdigen Ereignisse im Reichstag und vorm Schloß. Er ging aus von einem Wort des Kaisers: „Kein Morgen und kein Abend vergeht ohne Gebet für mein Volk“. Nach der Kirche fand Paroleausgabe und Parademarsch vor'm Divisionär und dann um 12 Uhr Konzert vor'm Divisionsgebäude statt, nachmittags wieder Konzert und gegen Abend vaterländische Feier wieder in der Kirche mit musikalischen und deklamatorischen Vorträgen.

16. 6. 1915.

Meine liebe gute Mutter!

An einem wunderschönen Sommernachmittag nehme ich mir den Briefbogen her, um an Dich zu schreiben. Ich fühle mich so glücklich in meiner gegenwärtigen Lage, und unwillkürlich schweifen meine Gedanken zu Dir und den lieben Brüdern. In Anbetracht unserer gegenwärtigen Frontstellung gab es gestern einige Veränderungen in der Batterie; im einzelnen darf ich darauf nicht eingehen, es interessiert auch gar nicht. Von Bedeutung ist nur, daß ich jetzt, etwa 5 Uhr nachmittags, in einem nur von wenigen Soldaten noch bewohnten Dorf am Fluß U. in einem idyllischen kleinen Garten im Schatten sitze, das Schreibzeug auf dem Knie! Einige Kameraden sitzen auf einer Veranda, andere ruhen im Wohnraum (natürlich Keller). Denn unsere Tätigkeit beginnt erst abends, wenn es dunkel ist. Inzwischen habe ich zu Abend gegessen und bin am Scherenfernrohr gewesen, um mir die Gegend anzusehen. Ein wunderbar schöner Anblick, man denkt nicht an den Krieg, sieht nur die prachtvoll bewaldeten Höhenzüge mit den grünen Tälern dazwischen, in denen man eifrig heuende Franzosen und Französinen beobachtet. Ob letztere echt sind oder nicht vielmehr Soldaten, die sich verkleidet haben, um ungestörter arbeiten zu können, steht wohl dahin. Übrigens wird jede Nacht auch von unseren Fahrern eifrigst geheut, und morgens früh sowie abends spät wird Klee für die Pferde gemäht.

27. 10. 1915.

Gestern hatte ich ein besonderes Erlebnis durchzumachen, das mir schmerzliche Empfindungen verursachte: unsere Division wurde von der 9. Kavallerie-Division abgelöst. Ihr werdet Euch denken können, wie traurig es mich stimmte, wie ich ganz plötzlich und unerwartet die Uniform der Oldenburger Dragoner sah. Da war der Augenblick da, von dem unser Heinzl in seinem Brief vom 6. September, 5 Tage vor seinem Tode, so hoffnungsfroh schrieb, aber unter so anderen Verhältnissen! Im Vorbeireiten fragte ich einen Dragoner nach seiner Schwadron — es war die unseres Heinz, die vierte Dann stelle ich wohl sein Bild vor mich hin oder vergegenwärtige mir charakteristische Augenblicke aus unserer Vergangenheit. Jetzt etwa vor'm Jahr war es doch, liebe Mutter, wie Du mit uns so herzliche Freude darüber empfandest, daß er endlich seinen Wunsch erfüllt sah, beim Militär eingestellt zu werden, wie er damals plötzlich als Dragoner

eines Mittags ins Zimmer trat. Der Ausgang ist, das ist doch auch jetzt noch unser unerschütterliche Glaube, liebe Mutter, nach Gottes allmächtigem Willen gewesen. . . . Die Zeit ist so groß, in der wir leben; je größer die Gefahr ist, desto begeisterter ist man. Dies erhabene Gefühl wird stets auch unseren Heinz erfüllt haben, das merkte man ja immer aus seinen Briefen.

29. 9. 1916 (Rußland).

Du hast gewiß inzwischen von unserem großen Schlag am 27. mit den 3000 Gefangenen gelesen.¹⁾ Es geht mir tadellos, es ist nur recht kühl jetzt im Zelt.

Cotofeni diu Fata, 26. 11. 1916.

Morgen marschieren wir durch Crajova, noch etwa 15—20 km von hier. Im heutigen Quartier schlafe ich zufällig allein, sonst sind wir drei immer zusammen. Die beiden letzten Male machte ich Quartier und hatte das Glück, für Mann und Pferd auf einem Gutshof tadellose Unterkunft zu finden. Besonders angenehm war das für gestern, wo wir Ruhetag hatten. Ganz außergewöhnlich gut haben wir's heute. Wir wohnen bei den Besitzern eines Kolonialwarenladens. Die Frau überzog für uns die Betten mit tadellos weißem Leinen. In jedem Zimmer und außerdem auf dem Hof brennt seit 1/2 5 Uhr ununterbrochen eine Petroleumlampe. Das Zimmer, in dem ich schlafe, scheint beste Stube zu sein, mindestens 150 Bilder, Photographien und Postkarten, stehen auf zwei Tischen oder hängen an den Wänden. Besonders auffällig sind mir Bilder vom Kaiser Franz Joseph, der, wie heute verlautete, gestern nachmittag gestorben sein soll, und von unserem Kaiser Friedrich nebst Gemahlin. Fast in jedem Hause ist ein Hund, abends ist ein tolles Gebelle, auf den Landstraßen sieht man unzählige erschossene Hunde. In Rumänien soll es viele Spitzbuben geben, auf dem Gut gestern waren vor jedem Fenster Eisengitter.

Stefanesci (nordöstlich Bukarest), 8. 12. 1916.

Nun will ich mich schnell hinsetzen, um wenigstens ein Lebenszeichen von mir zu geben. Denn gleich um 1/2 11 Uhr fahre ich nach Bukarest herein, um für die Batterie Wollfachen, Stiefel usw. zu requirieren. Unsere Division hat von Westen her an der Eroberung von Bukarest teilgenommen. Vielleicht ist unser tapferes Infanterie-Rgt. 171 im Heeresbericht erwähnt, oder Infanterie-Rgt. 136. Von unserem Regiment hat nur unsere 1. Batterie am Kampfe teilgenommen, es war ein riesig interessanter Morgen (6. Dezember). Gestern haben wir bei Turaini in lebhaftem Feuerkampf gestanden, heute haben wir Ruhetag.

¹⁾ Heeresbericht: Die Zahl der am 27. September bei Korytinga (südwestlich Kowel) gefangenen Russen erhöht sich auf 41 Offiziere, über 3000 Mann, die Beute auf 2 Geschütze, 33 Maschinengewehre.

21. 12. 1916.

Aus den Tagen unseres Vormarsches wollte ich Euch noch erzählen. Von Petroseny, wo wir am 19. früh ausgeladen wurden und dann den Tag über blieben, marschierten wir am 20. morgens los und passierten den Szurdok-Paß. Vierzehn Tage lang zogen wir dann im Reitemarsch als Reservetruppe durch die Wallachei, im allgemeinen in der Richtung der Eisenbahnlinien Bumbesci—Targu Jiu—Craiova—Caracal—Rosiori de Vede—Bukarest, von da in nordöstlicher Richtung weiter, südlich an Buzeu vorbei. Täglich machten wir durchschnittlich reichlich 30 km. Ruhetag hatten wir nur am 25. November und später am 8. Dezember, sowie, durch Zerstörung der Brücken veranlaßt, am 11. und 12. Dezember. Marschiert wurde die erste Zeit von 7 Uhr früh bis fast zur Dämmerung; da war man immer froh, wenn man als Quartiermacher rascher voranreiten mußte. Vom 4. Dezember ab, dem Tage nach der großen Schlacht am Urgesul, marschierten wir im Kriegsmarsch, dabei war unsere Abteilung in der Vorhut. Zu ernstem Widerstand raffte sich der Feind aber erst in jüngster Zeit auf. Die Rumänen scheinen jetzt fast ganz den Russen Platz gemacht zu haben. Amüsant waren die von uns bezogenen Alarm-Feuerstellungen während der Nacht. Die Infanterie lag in den vordersten erreichten Dörfern, wir im nächsten Dorf. Die Geschütze standen, mit Alarmdoppelposten dabei, abgeprobt in einem Garten am Rande des Dorfes, Offiziere und Mannschaften wohnten in den nächsten Häusern, die Pferde standen anfangs gefattelt alarmbereit, später auch das nicht einmal mehr. Geschossen haben wir ein paar Schüsse nur einen Abend aus einer solchen Stellung, als bei ziemlich heftigem Infanteriefeuer rote Leuchtkugeln („Angriff“) abgeschossen wurden.

26. 12. 1916.

Meine liebe, herzensgute Mutter! Mein lieber, lieber Enno!

Der zweite Weihnachtstag neigt sich seinem Ende zu, vorm Abendbrot will ich noch mit einem Briefe an Euch beide Lieben beginnen. Es wird Euch doch interessieren, zu hören, wie wir die Feiertage verlebt haben. Vorweg die Bemerkung, daß Post leider doch nicht mehr gekommen ist. Da ist Dein lieber Brief vom 22. November, den ich am 8. Dezember, also fast vor 3 Wochen erhielt, immer noch die letzte Nachricht. Morgen soll nun Post da sein, hoffentlich wirklich. Am 24. rückte die Division 3 km vor. Ich wohne wieder, wie zu Anfang, mit dem Dolmetscher-Offizier zusammen. Nachdem wir unsere Bude hatten reinigen lassen, machten wir gegen abend einen kleinen Spaziergang, um uns etwas Tannengrün mitzubringen. Bei dieser Gelegenheit gingen wir auch zum Grabe des jungen Dr. Königer, der hier in Slobozia-Galbenu gefallen und auch beerdigt ist. Ich habe soeben auch an seine Mutter geschrieben. Gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr ging ich zum gemeinschaftlichen Abendessen der jüngeren Herren, das etwas festlicher als sonst war, es gab ein paar Flaschen Sekt, nach Tisch Zigarren, ein kostbares

Gut jetzt, und Wallnüsse. Als ich gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr nach Hause kam, fand ich einen kleinen Tannenbaum mit 8 kleinen Kerzen und etwas Flittergold vor, den hatten die Burschen hingestellt. Ich zündete die Lichtlein noch an und gedachte in recht schöner Weihnachtsstimmung der lieben Heimat und vergangener glücklicher Weihnachtsabende im schönen, alten Elsflether Amtshause. Am ersten Weihnachtstage nachmittags um 2 Uhr nahmen wir am Feldgottesdienst im Freien teil. Der Pfarrer, den ich neulich schon persönlich kennen lernte, hielt eine kurze, sehr schöne Predigt. Nun muß ich, hoffentlich nicht schon zu spät, meinem heutigen Brief noch meine allerinnigsten Wünsche für 1917 anfügen. Ich will sie dahin zusammenfassen, daß Du, liebste Mutter, und Du, lieber Enno, gesund bleiben möget, und daß das Jahr 1917 uns dreien nach glücklich beendigem Kriege ein gesundes Wiederzusammensein in der lieben Heimat bringen möge. Dann werden wir oft in Treue und Liebe auch im Gespräch von Mund zu Mund unseres teuren Vaters und unseres lieben kleinen Heinz gedenken.

Seid nun, Ihr beiden Lieben, allerinnigst gegrüßt von Euerem treuen Sohn und Bruder Werner.

17. 1. 1917.

Bis einschließlich 3. Dezember folgten wir in durchschnittlich 30 km langen Reifemärschen hinter dem rechten Flügel der Armeegruppe des Generalleutnants Kühne. Nach der großen Schlacht am Urgesul beteiligten wir uns dann im Kriegsmarsch am weiteren Vormarsch, unsere Abteilung in der Vorhut. Das waren, solange Rußki nicht helfend einsprang, interessante Tage; ich machte sie genau eine Woche mit, dann kam ich als Nachrichtenoffizier zur Nachbardivision und später als Verbindungs-offizier zum Generalkommando. Nach der großen Weihnachtsschlacht bei Râmnicu-Sarat am 28. Dezember trat ich dann zu meiner Batterie zurück. Wir waren seitdem ein paar Tage wieder Armeereserve, viel entfernt waren wir aber ja damals schon nicht mehr von der Serethlinie, und mit dem Vorwärtstkommen im Kriegsmarsch war es Schluß. Was wir vom Brückenkopf bei Maicaueşti-Namoloşa gebrauchen können und haben müssen, ist jetzt in unserer Hand. Ob Mackensen beabsichtigt auch Galaz noch zu nehmen, ist vorläufig nicht bekannt, ein Rinderspiel wird das bei dessen natürlicher Lage jedenfalls nicht sein. Ich hoffe aber, daß man Sereth aufwärts vielleicht weiter Erfolg hat, so daß uns schließlich die Bukowina mit Czernowitz wieder zufallen müßte. Kiefig interessant sind ja die Zeitungen, seitdem die Mittelmächte mit ihrem Friedensangebot die Friedensfrage ins Rollen gebracht haben.

20. 1. 1917.

Der gestrige Tag brachte uns einen schönen Erfolg, die Räumung eines noch fehlenden Dorfes auf dem rechten Serethufer, so daß hier jetzt fürs erste wohl nicht viel zu erwarten ist. Heute freuen wir uns der warmen Stube, denn seit gestern Mittag haben wir wieder Winterwetter, es hat etwas geschneit, vor

allem aber nicht unerheblich gefroren. Das letztere ist hocherfreulich, da sich nach und nach ein unbeschreiblicher Dreck herausgebildet hatte. Ohne Übertreibung kann ich behaupten, daß man beim Überschreiten, namentlich der Wege und der Straßen in den Dörfern manchmal bis fast an die Knie einsank. Jetzt ist die Infanterie eifrig mit dem Ausbau der Stellung beschäftigt, dabei liefern die Drahtverhaue der jetzt hinter uns liegenden russischen Stellungen, die zum Brückenkopf gehörten, wertvolles, weil gleich gebrauchsfertiges Material. Der Russe beschießt die Dörfer, soweit er sie langens kann, aber dann räumt man sie eben während der Zeit, wenigstens so lange, als die Schüsse zu nahe kommen. Und wenn er zu unverschämt wird, haben wir ja das angenehme Mittel des Vergeltungsfeuers den von ihm benutzten Dörfern gegenüber. Das Verfahren ist ja überall bekannt im Stellungskriege.

Im Stollen bei unserem Quartier im Osten, 25. 7. 1917.

Die beiden letzten Nächte schlief ich mit dem Hauptmann hier im Stollen, die beiden nächsten werde ich im Schützengraben verbringen, von heute abend bis Freitag abend bin ich Verbindungsoffizier. Gestern wurde hier ein gefangener, wohl besser gesagt, übergelaufener Rumäne vorbeigeführt, der erzählte ergötzliche Geschichten. Unter anderem gestand er unumwunden, sie hätten Angst! Interessant war, daß im vordersten Graben Russen, im zweiten Rumänen, im dritten wieder Russen saßen; von den Rumänen wollten viele überlaufen, aber die Russen paßten zu gut auf, daß keiner durchkomme. Außerdem hätten die Russen tadellose Verpflegung, die Rumänen sehr schlechte. Das alte Lied: was in Mazedonien die Serben, im Westen Belgier und Portugiesen sind, sind hier die Rumänen. Artillerie und Beobachtungsmittel sind hier in den Händen der Franzosen, und England und Amerika bezahlen die ganze Sache! Das Infanterie-Rgt. rechts von unserem hat sehr ungünstiges Gelände, was die Möglichkeit, Gräben und Unterschlupfe herzustellen betrifft. Da haben die armen Leute namentlich Montag und Dienstag entsetzlich viel aushalten müssen. Gott Lob, wie durch ein Wunder sind die Verluste bei der ganzen Division nur gering im Vergleich zu dem kolossalen Munitionsaufwand.

30. 7. 1917.

Seit heute morgen sind wir marschbereit, um „in ein anderes Land“ zu reisen. Es wird wohl die Bukowina, jedenfalls aber der Befehlsbereich von Boehm-Ermolli sein. Es dunkelt stark, daher nur noch die Meldung, daß es mir Ia geht.

3. 8. 1917.

Eine günstige Gelegenheit, Post los zu werden, will ich nicht unbenutzt vorbegehen lassen. Ich schreibe im Bivak, eine erfreuliche Veränderung! Bei prachtvollem Mondschein hatten wir letzte Nacht einen schönen Marsch von reichlich 20 km.

6. 8. 1917.

Ihr werdet das recht behelfsmäßige Briefpapier entschuldigen, da ich während einer Feuerpause schreibe. Wir sind seit gestern abend, wo wir in Stellung gingen, an interessanten Kämpfen beteiligt. Wir haben durch die Märsche mal ganz abwechslungsreiche Erlebnisse gehabt. Bei der Bombenhize vollziehen die sich natürlich nachts. Am ersten Tage zogen wir nur in unser Prozenlager, am folgenden Tage waren es 25 km, wir schliefen vollständig im Freien ohne Zelte! Am folgenden Tage meldete sich der Hauptmann krank und ging nach Focsani ins Lazarett. So war ich Batterieführer. In der folgenden Nacht hatten wir nur rund 10 km zu machen, in dem damit erreichten Quartierort übernahm der älteste Batterieoffizier der Abteilung die Führung der Batterie. Am diesem Morgen hatten wir ein unangenehmes Erwachen, ein Gewitter schenkte recht reichlich, im übrigen natürlich hochwillkommenen Regen. Schleunigst flüchtete man unter ein Scheunendach, und die Burschen brachten den Rest in Sicherheit. So nahmen wir zur Sicherheit im nächsten Quartierort ein Haus und schliefen dort herrlich in den Sonntag hinein. Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr nachmittags mußte dann von jeder Batterie ein Offizier mit dem Abteilungsstabe zum Anweisen der Stellung reiten. Das war ein ganz abwechslungsreicher Nachmittag. Allen Lieben herzlichste Grüße, Euch Beiden ganz besonders von Eurem Werner.



Fritz Königer

Dr. med., Oberarzt der Reserve, Sohn des † Medizinalrats Dr. Königer in Oldenburg, geboren 1885, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte in Freiburg, Kiel, München und Erlangen, 1907 bestand er in Kiel das Tentamen physicum, die ärztliche Staatsprüfung in Erlangen im Frühjahr 1910; im Dezember darauf erlangte er auf Grund einer Abhandlung „Über den günstigen Einfluß der Pleuritis auf den Verlauf der Lungentuberkulose“ die medizinische Doktorwürde. Nachdem er 1911 in Oldenburg als Einjährig-Freiwilliger und als Unterarzt seiner Militärpflicht genügt hatte, war er vom 1. Januar 1912 an zwei Jahre Assistent auf der inneren und der gynäkologischen Abteilung am Hamburg-Eppendorfer Krankenhaus. Anfang 1914 ließ er sich im väterlichen Hause zu Oldenburg als praktischer Arzt nieder, aber schon nach einem halben Jahr riß ihn der Krieg aus seiner sich gut entwickelnden ärztlichen Tätigkeit. Am zweiten Mobilmachungstage rückte er als Oberarzt der Reserve ins Feld, wurde dem 7. Feldlazarett des X. U.R. zugeteilt und marschierte durch Belgien und Frankreich bis in die Nähe von Reims. Später wurde das Feldlazarett nach dem Osten geworfen, und so machte er den Durchbruch von Gorlice und den Galizischen Feldzug mit. Dann wurde das Feldlazarett nach Kurland verlegt, von wo aus er als Adjutant eines Divisionsarztes kommandiert wurde. Im Sommer 1916 meldete er sich zur Truppe und machte so als Truppenarzt den rumänischen Feldzug mit: vom Czurdakupäß über Crajova, Caracal, Bukarest, Buzeu bis in die Nähe des Sereth. In seinem Tagebuch schreibt er am 18. Dezember 1916: „Morgens 8 Uhr Aufbruch, die Batterien kommen erst um 11 Uhr nach, da die Brücke [über den Buzeu] zum Teil wieder beschädigt war. Weitermarsch. Die Wege sind scheußlich zerfahren, überall sind feindliche Bagagen stecken geblieben. Dann querfeldein in nördlicher Richtung, eine kolossale Leistung für die Pferde, nach 6 km Marsch östlich durch einen Sumpf. Auf dem Marsch sieht man platzende Schrapnelle, der Ort Slobozia ist noch vom Feinde besetzt. Die Infanterie muß vorgehen und erhält verhältnismäßig viel Verluste. Nach Osten sieht man auch starke Befestigungen, Drahtverhaue usw. Wir kommen noch mal wieder ordentlich ins Infanteriestrichfeuer und ins Artilleriefeuer. In der Dunkelheit erreichen wir das Dorf Slobozia Galbenu bei Regen. Quartier in der Nähe des Regimentsstabes in der Mitte des Dorfes, aber noch mit Infanterie zusammen. — 19. 12. 16. Die Batterien schießen sich ein, auch das Dorf wird stark von feindlicher Artillerie aus Norden und Osten beschossen. Da eine Batterie dicht in der Nähe unseres Quartiers steht, werden auch wir ziemlich mit Artilleriefeuer bedacht.“ Damit bricht das Tagebuch ab. Am 20. Dezember hat er in Slobozia Galbenu in Ausübung seines Berufes den Heldentod gefunden.





Fritz Königer.



Fritz Königer, Feldlazarett 7 X. U. R.



Im Hause seines Abteilungscommandeurs sitzend, wurde er von einer einschlagenden Granate tödlich getroffen und ist, ohne das Bewußtsein zu erlangen, schmerzlos und sanft verschieden. Als er zur letzten Ruhe bestattet wurde, waren Maschinengewehr- und Infanteriefeuer in nächster Nähe das Grabgeläut. „Der Entschlafene,“ so schrieb der Oberstabarzt Tornow, Divisionsarzt der 109. Infanterie-Division, „war mir ebenso wie den übrigen Ärzten und Offizieren ein lieber Kamerad. Durch sein freundliches und entgegenkommendes Wesen verstand er es, die Herzen aller, die mit ihm in Berührung kamen, im Sturm zu erobern; alle schätzten ihn sehr hoch. Während der Zeit, die ich mit ihm zusammen beim Divisionsstabe gewesen bin, ist er mir ein treuer und gewissenhafter Mitarbeiter gewesen, der mir zugleich als Mensch lieb und wert war.“ Seine Zuverlässigkeit und Sorgfalt in Behandlung der Kranken und Verwundeten sicherte ihm eine dauernde Dankbarkeit über das Grab hinaus. Seine gründliche Vorbildung, sein reges Interesse für alle Angelegenheiten des Ärztekollegiums seiner Vaterstadt und sein liebenswürdiges Wesen hatten ihm die Zuneigung und das Vertrauen in der Heimat erworben, und im Kriege stellte er seine vortrefflichen Eigenschaften in den Dienst des Vaterlandes, um in seinem Kreise segensreich zu wirken.

Feldpostbriefe.

Alsfeld, 8. 10. 1914.

Von Laon wurden wir per Auto etwa 100 km weiter nach vorn an die Front geholt, eine wunderbare Fahrt über Montmort nach Baye gegenüber dem französischen Truppenübungsplatz Montmirail, um dort einem anderen Feldlazarett mit-zuhelfen. Außer mir fuhren noch vier andere Ärzte unseres Feldlazaretts mit. In B. gab es zahlreiche Verwundete; und trotzdem die Leichtverwundeten nach Möglichkeit gleich weiter geschickt wurden, konnte man die Schwerverletzten kaum unterbringen. Das war, besonders in der Nacht, das übelste, einen Platz für die Leute zu schaffen, zumal der ganze Ort noch voll Truppen lag. Da wir uns im Nachtdienst sowie bei Tage mit den Ärzten des anderen Feldlazaretts ablösten, konnte man das in unmittelbarer Nähe stattfindende Gefecht teilweise von den Höhen beobachten. Leider kam am nächsten Tage aus taktischen Gründen der Befehl zum Rückzug; und wenn auch die Verwundeten nach Möglichkeit per Auto zurückgebracht oder auf den Lazarettwagen mitgenommen wurden, so mußte doch ein Teil zurückbleiben. Wir selbst, d. h. unser Feldlazarett, wurden auch, als wir über die Höhe zurückgingen, sofort beschossen, so daß wir unseren letzten Wagen, an dem das Pferd getroffen war, zurücklassen mußten. Um 4 Uhr nachmittags war Aufbruch, dann wurde um 11 Uhr abends zwei Stunden Notbiwak bezogen, dann ging es die Nacht durch weiter bis zum nächsten Nachmittag um 3 Uhr, dann wieder abends 12 Uhr weiter bis zum übernächsten Nachmittag um 2 Uhr, wo wir an Reims vorbei in Faynon ankamen. Dort hatten wir unser Feldlazarett



wiedergefunden und einige Tage Ruhe. Dann wurden wir nach Witry les Reims vorgezogen, wo wir unser Feldlazarett wieder aufschlugen und außer der Kirche und einigen gegenüberliegenden Häusern noch auf der anderen Seite des Dorfes zwei Häuser mit 50 Schwerverletzten, im ganzen ungefähr 300 Kranke zu versorgen hatten. Leider mußten wir auch hier, als der Lazarettbetrieb grade einigermaßen in Ordnung war, wieder fort, konnten aber wenigstens alle Verletzten noch wegtransportieren lassen. Plötzlich wurde nämlich der Ort von französischem Schrapnellfeuer überschüttet, da wohl bemerkt wurde, daß noch größere Truppenmassen darin steckten. Vom Kirchturm aus konnte man deutlich beobachten, wie das Feuer immer näher kam und über den ganzen Ort gestreut wurde. Erst sahen wir die Geschosse etwa 50 m vor dem Ort einschlagen, dann pfiß es verschiedentlich über unsere Köpfe weg, und dann wurde der Ort regelrecht von rechts nach links beschossen, immer ein Schuß weiter links neben dem anderen. Das war doch ein peinliches Gefühl für uns, zumal wir von unserem X. Korps ganz getrennt waren und vergebens auf Befehl warteten, ob wir bleiben oder zurückgehen sollten. Ein Treffer kam auch gegen die Kirche, wo wir einen Teil unserer Kranken hatten. Ein anderes Geschosß flog in das Zimmer eines Assistenzarztes in einer anderen Abteilung unseres Lazaretts; und da dem Hause gegenüber auch 4 bis 5 Häuser in Brand geraten waren, so wurden unsere Verwundeten leider sehr ängstlich und fürchteten, als ich dort fortging, um Hilfe zu holen, daß sie allein zurückgelassen würden. Um so angenehmer war es, daß der General des Gardekorps vorbeikam und mir versprach, uns eine Sanitätskompagnie zur Verfügung zu stellen, um die Kranken wegzuschaffen. Diese kam denn auch nach zwei Stunden, und so wurden bis 12 Uhr nachts alle Verletzten weggeschafft. Die Freude, daß sie nun doch noch fort kamen, läßt sich gar nicht beschreiben. Als ich noch einmal fortgegangen war, um Hilfe vom Oberstabsarzt und Krankenträger bringen zu lassen, hatten die Leute schon geglaubt, sie würden zurückgelassen. Es war aber auch unheimlich, wenn man bedenkt, daß gegenüber vier Häuser in Flammen standen, und wie leicht konnte das Feuer überspringen, und alles in dieser Filiale war schwerverletzt und konnte sich im Notfall nicht forthelfen. Na, wir waren auch froh, als alle glücklich fortgebracht waren, und sind dann um 1 Uhr nachts abgerückt etwa 20 km zurück und von dort am übernächsten Tage hierher nach Alsfeld, wo wir nun schon seit dem 26. September liegen. Wir sind aber auch schon viermal tätig gewesen. Einmal haben wir in Perwez in Belgien ausgeholfen, dann in Baye, und zweimal haben wir unser Feldlazarett selbst aufgeschlagen in Biesme (Belgien) und in Witry les Reims. Es gibt Feldlazarette, die bisher nur einmal in Tätigkeit getreten sind, 12 Feldlazarette gibt es bei jedem Armeekorps. Hier in Alsfeld gebe ich den Mannschaften täglich 1½ Stunde französischen Unterricht, reite täglich 1½ Stunde spazieren. Der Oberstabsarzt hat eine Jagdflinte aufgetan, und so gehen wir auch auf Hasen- und Rebhuhnjagd. Nur mangelt es an Patronen. In der Nähe

sind wunderbare Weinberge, die wir ebenfalls täglich heimsuchen. Voraussichtlich werden wir noch 8 bis 14 Tage hierbleiben.

25. 12. 1914.

Zur Weihnachtsfeier hatten wir uns noch sechs kleine Kinder aus der Nachbarschaft eingeladen, die noch jeder einen gehäuftem Teller mit Kuchen und Marzipanfischen bekamen.

Bazancourt, 15 km nordwestlich Reims, 2. 2. 1915.

Wir sind gestern morgen um 4 Uhr hierher marschiert und haben hier ein neues Lazarett mit 300 Kranken übernommen. Wir haben es hier verhältnismäßig gut getroffen, in einer Spinnerei zwei große Säle mit Dampfheizung und elektrischem Licht. Zur Pflege der Kranken haben wir nur Sanitätspersonal (Militär), noch keine Schwestern, die sind erst weiter rückwärts in den Etappenlazaretten tätig. Unsere Verpflegung ist durchweg gut. Auch Gemüse bekommen wir hier. Am Kaisergeburtstag haben wir sogar Stangenspargel gegessen. Wir haben in diesen beiden Tagen auch einmal wieder sehr viel zu tun, so daß ich erst jetzt abends zum Schreiben komme. Den Brief will ich einem Lazarettzug, der heute Abend hier wegfährt, mitgeben und hoffe, daß er rechtzeitig überkommt.

Pfarrhaus Alt-Sauken südwestlich Jakobstadt, 7. 12. 1915.

Seit dem 3. 12. bin ich zum Divisionsstab der 109. Division Osten kommandiert und habe es infolgedessen als Adjutant des Divisionsarztes in vieler Beziehung besser. Wir wohnen in einem sehr hübschen Pfarrhaus mit Blick auf einen See. Ich habe jetzt hier ziemlich viel Bureauarbeit, daneben aber Zeit zu Spazierritten und Besichtigungen mit dem Divisionsarzt. Ich sehe und höre jetzt natürlich bedeutend mehr als früher, so daß ich mit meinem Kommando vorläufig recht zufrieden bin.

16. 12. 1915.

Mir ist ja leider in letzter Stunde ein Strich durch die Rechnung [auf Weihnachtsurlaub] gemacht worden mit meiner Versetzung. Da ich aber dadurch wieder manche Vorteile habe, auch bei dem täglichen Zusammensein mit dem Divisionsgeneral viel mehr sehe und höre, so bin ich teilweise wieder ausgeföhnt. Mein Zimmer ist als das größte zugleich unser Geschäftszimmer geworden. Gestern war ich mit dem Oberstabsarzt bei einem Infanterieregiment zur Besichtigung der Bade- und Entlausungsanstalten und der Ortskrankenstuben. Trotzdem die Wege ziemlich vereist waren, war das Reiten doch recht erholend. Morgen werden wir in gleicher Veranlassung eine Schlittenfahrt machen.

Unterwegs nach Rumänien, 4. 11. 1916.

Heute schreibe ich nach langer Reise aus den transylvanischen Alpen und Siebenbürgen. Die Fahrt war herrlich. Hier herrscht direkt südliches Klima, der

10*

Himmel ist tiefblau, am Tage ist es heiß; heute, wo ich mitten im Gebirge bin, die Berge sind ringsum bis zu 2700 m hoch, ist es herrliches, klares, warmes Wetter. Beim Nachtmarsch gestern dagegen wehte ein eiskalter Wind, so daß man die Gebirgsausrüstung, mit der wir vor einigen Tagen versehen sind, gut gebrauchen konnte.

18. 11. 16.

Nach 8 Tagen anstrengenden Marsches sind wir jetzt 50 km südlich des Szurdutpasses fast aus dem Gebirge heraus und werden in einem Tage die Bahn Orsova-Bukarest erreicht haben. Seit drei Tagen herrscht hier der Winter mit Schnee und grundlosen Wegen, so daß man teilweise bei kurzen Märschen den ganzen Tag auf der Straße liegt. Aber es geht überall gut vorwärts, und das ist die Hauptsache.

30 km vor Bukarest, 3. 12. 16.

In Eile vor dem Abmarsch herzliche Grüße. Wir hoffen heute oder morgen nach Bukarest zu kommen. Wir haben in den letzten Tagen große Märsche, 45 bis 50 km täglich, gehabt. Heute gibt es vorn etwas mehr Aufenthalt und Schießen.

20 km nördlich Bukarest, 8. 12. 16.

Liebe Mama!

Herzliche Weihnachtsgrüße Dir und den Geschwistern. Diesmal ist es nun doch mit einer gemeinsamen Weihnachtsfeier nichts geworden. Wo ich am 24. 12. stecken werde, kann ich natürlich noch nicht sagen. Vorläufig geht es immer noch in großen Märschen hinter den Rumänen her. Die Märsche waren zum Teil recht anstrengend, bis 45 km täglich. Der Vormarsch geht noch schneller als 1915 unter Mackensen in Galizien. Am 2. 12. waren wir schon 20 km westlich von Bukarest und sind seitdem in großem Bogen nordöstlich um B. herummarschiert. Die Stadt ist am 6. 12. zum Teil von unserer Division, zum Teil von Mackensen, der von Süden kam, genommen. Heute stehen wir genau nördlich von Bukarest und haben einen Ruhetag. Leider sind die Quartiere nicht besonders, nachts Wanzen in Menge.

14. 12. 16.

Liebe Mama!

Dir und den versammelten Geschwistern nochmals die besten Wünsche zum Weihnachtsfeste. Wir marschieren immer noch feste weiter und stehen etwa 75 km nordöstlich Bukarest. Die Rumänen und Russen sollen bis zum Sereth zurückgehen, vor einigen Tagen haben wir auch die ersten russischen Gefangenen gesehen. Vielleicht sind wir Weihnachten gerade in Südrußland, wer kann das wissen. Erfreulich ist doch, daß es jetzt auf allen Fronten so gut geht, und daß wir auf Grund der Kriegslage ein Friedensangebot gemacht haben. Möglich ist es doch,

daß wir demnach bis zum Frühjahr Frieden haben. Heute sah ich schon den ersten Tannenbaum, den ein Infanterist in der Marschkolonne mitgenommen hatte. Ob allerdings Post zu Weihnachten herankommen wird, ist sehr zweifelhaft, da wir immer noch flott vorwärts kommen und die Kolonnen oft nicht so schnell folgen, zumal die Bahnbrücken zum großen Teil gesprengt sind. Das Land ist ganz anders wie in Kurland, oben im Norden große Tannenwälder, hier unten nur Laubwälder, augenblicklich aber gar nichts als große, weite Flächen mit nur ganz verstreuten Dörfern und Bäumen. In den letzten Wochen hatten wir scheußliches Wetter, seit gestern ist Sonnenschein und die Luft bei Tage milde wie im Frühjahr, bei Nacht allerdings leichter Frost. Nur die Wege sind auch jetzt noch sehr aufgeweicht und übel. Euch allen nochmals herzliche Grüße Dein treuer Sohn Fritz.

Karl Langerfeldt

Amtsrichter, Hauptmann und Batterieführer, Sohn des verstorbenen Oberlandesgerichtsrats Langerfeldt in Oldenburg, geboren am 18. Juli 1881 zu Stadthagen in Schaumburg-Lippe, erlangte auf dem Gymnasium in Oldenburg das Zeugnis der Reife und studierte Jura auf den Universitäten Marburg, München und Berlin. In Marburg gehörte er dem Korps Hassio-Massovia an. Im März 1903 bestand er in Oldenburg die Referendarprüfung, genügte vom Oktober 1903 bis dahin 1904 seiner militärischen Dienstpflicht beim Ostfriesischen Feldartillerie-Regiment Nr. 62 in Oldenburg, wurde 1906 Leutnant d. Res. und bestand im März 1908 die Assessorprüfung. Vom Juni 1908 bis dahin 1910 war er Amtsanwalt in Delmenhorst, von da bis 1911 Hilfsrichter am Landgericht in Oldenburg. Im März 1911 wurde er als Hilfsrichter nach Lübeck berufen und war dort seit dem 1. Juli 1911 als Amtsrichter vornehmlich in einer Zivilprozeßabteilung tätig. Bei Kriegsausbruch rückte er mit dem in Oldenburg aufgestellten Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 20 ins Feld. Er war zunächst bei der leichten Kolonne und bekam im Winter 1915/16 die 3. Batterie, die er immer im Westen bis zu seinem Ende geführt hat. In dem gewaltigen ersten Siegeschlage der großen deutschen Angriffsbewegung im Frühjahr 1918 fand er am 23. März bei Ervillers den Heldentod, der um so mehr erschüttern mußte, als er seit Kriegsbeginn trotz tapferer Leistungen und vieler Gefahren bis dahin unverfehrt geblieben war.

In Lübeck hatte er als Richter nicht allein das Vertrauen der Rechtsuchenden, sondern auch die Anerkennung und Zuneigung seiner Kollegen, der übrigen Juristen und weiter anderer Kreise gefunden. Von scharfem Verstande und reich an Kenntnissen, pflichttreu und streng sachlich, durch eine seiner Herzensgüte entspringende natürliche Freundlichkeit alsbald Vertrauen erweckend, war er ein geborener Richter. Durch seine vornehme Gesinnung, seine Zuverlässigkeit und echte, aus heiterem Gemüte fließende Liebenswürdigkeit erwarb er sich schnell Anerkennung und Zuneigung. Im Felde machten ihn sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl und sein Frohsinn selbst in schwerster Kampfplage zum besten Kameraden und geliebten Vorgesetzten. Oberst Hohnhorst schrieb an die Mutter: „Tieferschüttet habe ich an der Bahre Ihres Sohnes gestanden, als ihn seine treuen Soldaten mit Tränen in den Augen schwer verwundet vom Schlachtfelde trugen.“ Mit tiefem Weh im Herzen habe ich ihm noch mal die Hand streicheln können. Ob er mich noch erkannt hat, ich weiß es nicht, ein „Danke“ kam von seinen Lippen, das ich nie vergessen werde. Unter der Obhut unseres Divisionsarztes wurde er dann weiter getragen, — mich rief die Pflicht an meinen Posten zurück. Leider konnte menschliche Kunst nichts mehr ausrichten, und so ist er kurz darauf still hinübergeschlummert. Mit seiner



Karl Langerfeldt.



Batterie in der vordersten Infanterielinie kämpfend hat er die Todeswunde als Held, als leuchtendes Vorbild für uns alle erhalten. Er ist von uns gegangen, getragen von der Liebe und Verehrung aller, die ihn kannten. Sein Andenken wird in unsern Herzen nie erlöschen, in der Geschichte des Regiments wird sein Name als einer unserer Besten fortleben. Er ist gefallen fürs heilige Vaterland!" Seine Kameraden und Freunde trauerten um ihn: „Ich glaube, in der ganzen Armee gibt es keine zweite Batterie, in der das Verhältnis zwischen dem Führer und seinen Offizieren und seinen Leuten so harmonisch schön war, wie in unserer 3., die wie eine große Familie erschien“. „Wenn man Gelegenheit hatte, ihn im Kreise seiner Krieger zu sehen, hatte man das Gefühl, als spreche der Vater zu seinen Kindern, nicht der Vorgesetzte zu seinen Untergebenen“. „In den ganzen langen Kriegsjahren ist nie ein Wort der Klage oder gar der Verzweiflung über seine Lippen gekommen, in allen seinen Briefen blieb er der sonnige, fröhliche Mensch; und wenn er nach den seltenen, schönen Urlaubstagen Abschied nahm, geschah es mit einem Lächeln und mit einem Wort froher Zuversicht, das unsere Sorge bannte“.

Feldpostbriefe an seine Gattin.

3. 7. 1916.

Nun will ich Dir doch mal im Zusammenhang berichten, was sich hier in den letzten Tagen zugetragen hat. Daß die Engländer auf Drängen der Franzosen hier beim 4. Reservekorps einen Angriff großen Stils machen würden, war der Armeeleitung schon seit fast 3 Monaten bekannt. Denn sie hatten allein dem Korps gegenüber 30 Divisionen zusammengezogen. Die Leute in der Front, auch wir, glaubten aber nicht recht dran, bis am 24. Juni das Geschiesse auf der ganzen Korpsfront von der Somme bis Arras begann. Bis zum 30. war nun Tag und Nacht mit Unterbrechungen Trommelfeuer auf Gräben, daneben Beschiesung unserer Artillerie mit Hilfe unzähliger Flieger und Fesselballons. Wir haben hier nur ganz wenig Flieger, und 7 unserer Ballons wurden am 26. Juni von englischen Flugzeugen mit Brandgeschossen vernichtet. Dabei kam auch ein Leutnant unserer 5. Batterie, der Beobachter war, ums Leben. Das Trommelfeuer steigerte sich mit der Zeit immer mehr, auch machten die Engländer an verschiedenen Stellen Gasangriffe mit Patrouillenvorstößen. Bei mehreren schossen wir rasendes Schnellfeuer, und sie blieben auch erfolglos. Uns tat das Gas nichts dank der vorzüglichen Masken, obwohl es so stark war, daß Gras und Klee ganz schwarz wurde. Am 1. Juli morgens um 8 Uhr stiegen plötzlich nach heftigstem Trommelfeuer auf unsere Gräben beim Dorf Gommicourt gewaltige Gaswolken von den englischen Linien auf, die das ganze Gefechtsfeld verhüllten. Gleichzeitig drangen die Engländer vor, aber auch ein gewaltiges Sperrfeuer aller unserer Batterien und derjenigen der rechten Nachbardivision richtete sich auf die Angriffsstelle. Das dauerte etwa mit Unterbrechungen zum Abkühlen der erhitzten Rohre drei Stunden. Während-

dessen hatten wir erst unsere Gasmasken auf, für die Rätzlein wurde Feuer angemacht, um das Gas zu vertreiben, das ihnen auch nicht geschadet hat. Zu sehen war gar nichts vor Gas- und Pulverdampf, und wir hatten auch keine Ahnung, ob die Engländer unsere Gräben genommen hatten oder nicht. Nachher stellte sich heraus, daß sie bis zu unserem zweiten Graben gelangt, aber von unserer hervorragenden Infanterie mit Maschinengewehren und Handgranaten erledigt waren. Die hinteren Angriffswellen, 4 Regimenter stark, konnten nicht mehr durch unser Sperrfeuer durch und hatten in ihren Sturmgräben so enorme Verluste, daß sie nicht mehr angreifen konnten. Unsere Batterie hat hierbei ganz besonders mitgewirkt, weil sie gerade für solchen Fall und genau die Angriffsstelle flankierend aufgestellt war, sie ist auch entsprechend belobt worden. Kurz vorher hatten die Engländer vor ihrem bisherigen tiefen Graben einen neuen aufgeworfen, von dem aus sie vorstürmten; der war aber noch ganz flach, und dahinein hagelten nun genau aus der Flanke unsere Schrapnells, über 1000 Stück allein von meiner Batterie. Nachmittags liefen nochmal etwa 50 Engländer in diesen Graben vor, das sah ich und erledigte sie mit einigen famos sitzenden Schüssen zur Freude des zusehenden Barnstedt. Seitdem scheinen sie von unserer Division genug zu haben. Denn an der anderen Seite von Gommicourt wurden sie mit denselben Verlusten abgeschlagen. Ich schrieb ja gestern schon, daß vor unseren Stellungen, die 3—4 km breit sind, ca. 1600 tote Engländer liegen. Von meiner neuen, vorzüglichen Beobachtung aus, die wir gerade noch am 1. Juli bezogen, kann ich auch welche liegen sehen. Unsere Infanterie hat dagegen nur ganz geringe Verluste, das Regiment in unserem Abschnitt nur 31 Tote und 70 Verwundete. Das tagelange Trommelfeuer hat die Gräben meist zerstört, der Infanterie aber nichts getan, weil sie währenddessen in 8 m tiefen Stollen saßen. Also ein höchsterfreuliches Ergebnis, und die Division kann mit Recht stolz sein. Die Artillerie, d. h. besonders also unser Regiment, ist enorm belobt worden, zahlreiche Auszeichnungen sind im Anmarsch, für mich wohl F.-A. I. Für uns war es so glücklich, daß weder Batteriestellung, noch Beobachtungsstelle einen Schuß auch nur in der Nähe bekamen. Die 1. und 2. Batterie wurden stark beschossen. Man meint, daß hier jetzt Ruhe bleiben wird, die Engländer versuchen jetzt weiter südlich vorwärts zu kommen. Ihr Angriff ist hier nächst unserem Entgegenwirken deswegen gescheitert, weil sie zwar ziemlich viel leichte, aber wenig mittlere und schwere Artillerie hatten, unsere leichten und schweren Feldhaubitzen sind ihnen an Zahl und Güte erheblich überlegen. Und ihre spärlichen 28- und 38 cm Riesengeschütze können nicht ausschlaggebend sein. Winger ist Verbindungsoffizier bei dem Infanterie-Regiment, das den Angriff abschlug, er erzählte gestern riesig interessant, hat mehrere der Gefangenen befragt, Elitetruppe, die schon Ypern und Loos mitgemacht hatten. Alles ist wieder bis ins kleinste ausgearbeitet gewesen, der Angriff selbst wiederholt hinter der Front durchmanövriert worden, 6 Maschinengewehre mit Munition, Flammenwerfer und viel anderes Material, das die Engländer mitgebracht hatten,

ist erbeutet, die Maschinengewehre schießen seit gestern nach drüben. Trotz dieser eingehenden Vorbereitung ist es ihnen doch nicht gelungen, weil die Truppen eben doch nicht richtig durchgebildet sind, Kriegsspielen lernt sich nicht in zwei Jahren. Nebenbei bewerfen und beschießen sie jetzt die Städte und Bahnhöfe. In Bapaume haben sie viel angerichtet, 37 Einwohner sollen getötet sein, und der militärische Erfolg ist doch recht fraglich. Daß die Franzosen sich das gefallen lassen? Barnstedt als Gruppenführer hat sich wieder großartig gemacht, er ist gestern abgelöst worden. Ich will morgen früh für einige Tage ins Dorf, mit der Zeit fühlt man doch ein dringendes Reinigungsbedürfnis. Das war für unsere Division seit langer Zeit mal wieder ein richtiger großer Angriff, der glänzende, kaum verlustbringende Sieg das schönste Geschenk zum Geburtstag für den lieben alten Divisionskommandeur, er soll selig sein. Es ist doch eine ganz andere Sache selbst mitzumachen, ich möchte mit meinem früheren Posten oder ähnlichen nie tauschen. Das ist nun ein recht langer Bericht geworden, aber es wird Dich doch alles interessieren. Viel schöne Grüße Dir und Kindlein!

Dein Karl.

25. 3. 1917.

Tausend Dank für den lieben Brief vom 21. mit den netten Geschichten vom lustigen Kindlein. Schön, daß mein Brief vom 18. flink überkam. Wir haben es doch ganz herrlich jetzt: gestern im Hause riesiges Gekloppe und Geschuppe, Erklärung: es ist ja Sonnabend. Also auch die Burschen haben das Gefühl, in einem sauberen Friedenshause zu sein. Wir genießen immer wieder das gemütliche Zimmer und die guten Betten. Gestern fand ich im andern Dorf, wo die Pferde größtenteils sind und wir vielleicht hinziehen, wenn der Feind herankommt, ein feines, romantisches Quartier: nettes Schloßchen aus dem 15. Jahrhundert, efeumrankt und auf einer Höhe mit herrlicher Aussicht gelegen, kleiner Park, großer Garten, Alleen usw. Wir werden den modernen und tadellos sauberen Anbau bewohnen, möblieren die Zimmer dann mit Hilfe der jetzigen netten Sachen. Einige Wochen werden wir aber wohl noch hier bleiben. Hier beschäftigte ich mich heute, Sonntagmorgen, wie zu Hause, pflanzte knospende Hyazinthen in eine Schale usw. Heute Nachmittag beging ich bei warmem Sonnenschein die neue Stellung, trank Kaffee bei der Abteilung und wurde da von Hohnhorst ans Telefon gebeten und zum E.-R. I beglückwünscht in sehr netter anerkennender Weise, nun sollte ich nur erst auf meinen Lorbeeren ausruhen. Das tue ich ja auch jetzt redlich, es ist mir aber eine besondere Freude für die erfolgreiche Tätigkeit der letzten Zeit, so a tempo belohnt zu werden. Gib kleinem „Liebling“ diese Küßchen, und nimm die schönsten Grüße von Deinem sehr freudigen Karl.

Walthar Martens

Sohn des Postsekretärs Martens in Oldenburg, geboren am 14. Februar 1895 zu Oldenburg, besuchte die Oberrealschule daselbst und erlangte die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Ostern 1914 trat er als Lehrling bei der Filiale der Oldenburgischen Landesbank in Varel ein. Am 21. August 1915 rückte er, nachdem er in Oldenburg und Munster (Lager) die militärische Ausbildung erhalten hatte, zu dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 ins Feld, und zwar zunächst nach Rußland und dann nach Frankreich. Beim zweiten Angriff der Franzosen in der Champagne Anfang Oktober 1915 geriet er kurze Zeit in französische Gefangenschaft, aus der er mit einigen Kameraden durch Mannschaften eines anderen Regiments wieder befreit wurde. Dann konnte er sich während einiger Monate einer verhältnismäßig ruhigen Zeit erfreuen. Anfang Mai 1916 erhielt er zwei Wochen Urlaub in die Heimat. Er sah sie und seine Lieben damals zum letzten Mal. Nach der Verlegung der Einundneunziger um Pfingsten 1916 nach Rußland traf ihn am 2. Juli abends bei Zaturce eine feindliche Kugel, die ihm einen schnellen Tod bereitete.

Feldpostbriefe.

Rußland, 7. 9. 1915.

Seit einigen Stunden sind wir vor Mezirece, wo wir wahrscheinlich die nächste Nacht in Quartier gehen werden. Wir sind am 2. September gegen $\frac{1}{2}$ 8 von Praga bei Warschau mit Sack und Pack aufgebrochen, um Brest-Litowsk zu Fuß zu erreichen. Ungefähr 10 bis 15 Polen mit Pferden und Wagen hatten wir mitgenommen, welche Nahrungsmittel und einen großen Kochkessel, den wir in Warschau gekauft hatten, hinterherfuhren. Unterwegs, kurz hinter Warschau, trafen wir ein ganzes Regiment, das vom Osten wahrscheinlich zum Westen hin kommandiert war. Unser erster Marschtag war sehr anstrengend, wir marschierten 3 Stunden ohne jede Pause. Nach einer einstündigen Rast ging es weiter, bis wir kurz nach 4 Uhr unseren Tagesmarsch beendet hatten. Wir kochten mit 4 Mann zusammen ab und bauten dann unsere Zelte, in denen wir mit 50 Mann schliefen. Am Abend des 2. September machten wir vor den Zelten ein großes Lagerfeuer und veranstalteten eine kleine Sedanfeier, legten uns um das Feuer herum und sangen. Um 9 Uhr war Zapfenstreich. Am anderen Morgen ging es früh weiter. Am Mittag erreichten wir die Etappenstation Novo-Minsk, wo wir bis zum anderen Morgen liegen blieben. Ein großer Saal mit Stroh war uns zur Verfügung gestellt worden.





Walter Martens.



13. 9. 1915.

Seit Freitag sind wir wieder in Siedlce, wo wir auch am vorigen Sonntag lagen. Die Strecke von Mezirece bis hierher haben wir zu Fuß zurückgelegt, die Straße bot einen traurigen Anblick, die Häuser sind fast alle zerstört. Alle Augenblicke kommt man an einem Soldatengrab vorüber, links und rechts vom Wege liegen im Graben zahlreiche verwundete Pferde. Betplätze, Heiligenbilder oder Kreuze findet man alle 20—30 Schritte. Der Truppenverschiebung wegen war die Straße sehr belebt. Rechts marschierten wir, links fuhren in endlosen Zügen Munitionskolonnen, Artillerie oder Lazaretttransporte. In der Mitte jagten in wilder Hast Rotekreuzautos und Offizierwagen, die von der Front nach Warschau und umgekehrt fuhren, und über uns furrten fortwährend Flieger.

Frankreich, 8. 10. 1915.

Seit gestern liegen wir wieder in Kaisertreu, um uns von den Anstrengungen der letzten Tage zu erholen. Am Sonnabend 8 Uhr abends rückten wir zum Schützengraben ab. Während der ersten Nacht verhielt sich der Feind ziemlich ruhig. Aber als es am andern Morgen hell wurde, ging es los, es setzte ein Artilleriefeuer ein, wie es die Leute, die seit Beginn des Krieges draußen sind, noch nicht erlebt haben. Das Feuer hielt an, bis am Mittwoch Morgen die Franzosen angriffen. Ich war mit mehreren Kameraden bei dem heftigen Feuer in ein anderes Regiment geraten. Als wir am andern Morgen aus einem Unterstand, in den wir verwiesen waren, wieder zum Schützengraben zurückkehren wollten, sahen wir uns von Franzosen umzingelt. Wir wurden gefangen genommen, aber nur für kurze Zeit, denn ein anderes Regiment, das alarmiert worden war, befreite uns wieder. In dem heftigen Feuer war mein Tornister mit sämtlichen Sachen verschüttet, Unterzeug usw. habe ich aus herrenlosen Tornistern, die im Graben nicht selten waren, wieder erhalten. Helme gibt es in unserer Kompanie nur noch drei, alle anderen sind vernichtet. Der Schützengraben liegt ganz in der Nähe des Dorfes Somme Py.



Werner Meyer

Kaufmann, Sohn des Kaufmanns Theodor Meyer in Oldenburg¹⁾, geboren am 16. Juli 1889, besuchte die Oberrealschule bis zur Obersekunda-Reife und bereitete sich in dem Geschäft seines Vaters zum kaufmännischen Berufe vor. Er war dann als Angestellter in ersten Handelsfirmen in Lübeck, Hamburg, Schwerin und Stuttgart tätig und trat beim Ausbruch des Krieges mit jugendlicher Begeisterung freiwillig in das württembergische Reserve-Inf.-Rgt. Nr. 248 in Stuttgart ein. Ende September 1914 zog er mit seinem Regiment ins Feld nach Flandern, und wurde im Oktober bei Becelaere zum ersten Male verwundet. Zwei Jahre hat er in Flandern die schweren Grabenkämpfe seines Regiments mitgemacht. Im ersten Jahre focht er im Verbands der Kompagnie, und später war er als Fernsprechunteroffizier dem Stabe des Regiments zugeteilt. Als im Januar 1917 das Regiment in Artois und im April in der Champagne eingesetzt wurde, erhielt er das Eiserne Kreuz, die württembergische Tapferkeitsmedaille, und das Friedrich-August-Kreuz. In der Champagne wurde er zum zweiten Male verwundet. Nachdem er mehrfach vergeblich um Versetzung zur Fliegertruppe nachgesucht hatte, ging sein Wunsch Anfang Mai 1917 in Erfüllung, er wurde zur Fliegerersatzabteilung 10 Kampffliegerstaffel 4 nach Böblingen in Württemberg versetzt. Hier erreichte ihn in der deutschen Heimat der Tod, dem er in mancher heißen Schlacht entgangen war. Nach dem ersten Probeflug über Stuttgart-Lannstadt stürzte er am 5. Mai 1917 bei der Landung in Böblingen ab. Nach erfolgter Überführung nach Oldenburg wurde er am Freitag, dem 11. Mai, mit kriegerischen Ehren auf dem Gertrudenbergfriedhof beigesetzt.

Feldpostbriefe.

17. 6. 1915.

Hier geht es wieder recht lebhaft zu. Nur 248 ist fest wie eine Mauer. Einen kurzen Augenblick haben wir, weil unser Anschlußregiment gewichen ist, unsere Flügel zurückgebogen. Die Artilleriebesetzung ist so dicht, daß man überhaupt nur einen Wolkenstreifen längs der Linie sieht. Sie schwefeln uns direkt ein. Ihr könnt Euch von solch einem Feuer wirklich keinen Begriff machen. Man kann weder Einschlag, noch Abschuß unterscheiden, oft 5 bis 8 Schläge in der Sekunde. Das schlimmste sind die Schwefelgranaten, das Zeug ist ungenießbar; und wenn der Graben gut damit bestrichen ist, so ist er leicht zu nehmen. Unser Nachbarregiment hat sehr schwere Verluste, 800 Mann, wir wohl ungefähr 300 Mann. Mit ganzen Divisionen haben sie unsere Regimenter angegriffen. Es sah aus, als ob sie durchkämen, aber da kam eine Reservebrigade, und schon waren sie raus-

¹⁾ Vgl. Oldenburger Jahrbuch 1915, S. 68.



Werner Meyer.



Werner Meyer.

geschmissen, 248 stand wie eine Mauer, die Führung war tadellos. Erzellenz von Schäfer war vorne, das gibt den Leuten Mut und neue Kraft. Mir geht es gut, nur fühle ich mich ziemlich schwach, aber es geht jetzt wieder aufwärts, in den Augen sehe ich scheußlich aus, ganz hohl, aber es geht wohl bald besser, mager bin ich auch. Ich will aber nicht klagen, bin trotz allem froh. Wir können bald hier eine zweite Lorettöhöhe erleben; denn bei einem Versuch bleibt es nicht. Es grüßt Euch herzlich
Euer Werner.

Ich lebe noch!!! 9. 11. 1915.

Das war wieder mal ein Tag! Wir foppen uns deswegen: als die erste Granate kam, bin ich mit dem Kopf zuerst in mein Loch gefallen und gesprungen. Nach der ersten Serie kamen der Oberstleutnant, der Hauptmann und ein Oberleutnant zu mir herunter, nachdem die Giebelwand auf ihren Unterstand gefallen war. Dieses Mal hatte auch mich das kalte Blut verlassen; denn ich zitterte am ganzen Körper. Die Nerven, so eisern der Wille auch ist, versagen einfach, ich ärgerte mich darüber. Die Artillerie, wie sie uns nachher erzählten, hatte einen Funkspruch aufgefangen, wonach Quadrat 54 (Karte 1:5000) mit Fliegerbeobachtung beschossen werden sollte. Das sind wir! Ich hatte nach etwa 40 Schuß meinen Gleichmut wieder, aber lauter „Schwere“, das ist ein dummes Gefühl. Natürlich ist mir nicht eingefallen, nach den Leitungen zu sehen, das wäre mein Tod gewesen. Heute Nacht arbeiten 40 Mann an meinem Unterstand. Vom Oberstleutnant habe ich eine Flasche Rotwein bekommen, er und der Hauptmann schlafen in meinem Wohnzimmer, der Oberstleutnant in meinem Bett. Das ist Krieg! Mein Unterstand ist nun um 2 Meter erhöht. Man lebt! Das ist viel wert. Und da sie nur einmal zur Zeit auf eine Parzelle schießen, so nehmen wir mal an, die Krisis sei überstanden. Ein Wunder, niemand außer einem leicht verwundet.
Euer bombensicherer Werner.

—

Otto Noell

Dr. iur. Kammergerichtsassessor zu Berlin, Hauptmann der Reserve, geboren am 25. November 1881 als Sohn des verstorbenen Eisenbahnbaurats Noell zu Oldenburg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte auf den Universitäten Freiburg, München und Berlin die Rechte. In München erwarb er sich das Band des Korps Isaria. Seiner Militärpflicht unterzog er sich als Einjährig-Freiwilliger in Freiburg. Als der Krieg ausbrach, gehörte er als Leutnant der Reserve dem Infanterie-Regiment Nr. 73 zu Hannover an, wurde aber, da er wegen eines ernsten Kopfleidens (Stirnhöhleneiterung) nicht felddienstfähig war, zunächst in der Heimat und dann in der Etappe verwendet. Er leistete hier Tüchtiges im Maschinengewehrfache, in Döberitz leitete er die Schießausbildung, in Brüssel die Einrichtung erobelter Maschinengewehre für unseren Gebrauch, eine von ihm dabei gemachte Erfindung wurde vom Kriegsministerium anerkannt. Nachdem er operiert worden war und einige Wochen zur Erholung in einem Sanatorium am Harz zugebracht hatte, wußte er es, obwohl noch nicht geheilt, durchzusetzen, daß er zur Front geschickt wurde, Zunächst war er an der Ostfront tätig, wo es aber damals, im Frühjahr 1917, ziemlich ruhig war. Dann kam er nach dem Westen, nahm an der Sommeschlacht dieses Jahres in sehr gefährdeter Stellung teil und rückte bald zum Oberleutnant auf; auch das Eiserne Kreuz II. Kl. erwarb er sich. Im Winter auf 1918 machte er die Eroberung der baltischen Provinzen mit, eine Zeitlang war er in Pleßkau (als Kommandant) und am Peipussee. Zum Hauptmann ernannt, wurde er im Frühjahr wieder nach dem Westen geschickt und erhielt in den Kämpfen bei Château-Thierry die Führung eines Bataillons. Sein selbständiges Handeln bei der Rückeroberung eines an die Amerikaner verloren gegangenen Grabenstücks verschaffte ihm die Auszeichnung, daß er durch Ludendorff persönlich belobt wurde. Bald nachdem wir aber Château-Thierry haben aufgeben müssen, ist er in der Nähe von Villeneuve am 24. Juli 1918 durch einen Granatschuß schwer verwundet worden und nach einigen Stunden gestorben. Dem Todwunden konnte noch das kurz vorher eingetroffene Eiserne Kreuz I. Kl. auf die Brust gelegt werden.

Mit Noell ist dem Vaterlande ein begabter, durch seine ganze Veranlagung zu kraftvollem Wirken berufener Mensch verloren gegangen. Er war eine nach außen herbe, aber in sich geschlossene Natur von großer Willensstärke und außerordentlicher Schlagfertigkeit. Unter dieser, gelegentlich wohl etwas rauen Hülle aber barg sich ein Herz voll zartester Liebe zu seiner Gattin und seinen Kindern, wie er es, den Tod vor Augen, in einem ergreifenden Abschiedsbriefe (siehe den letzten Feldpostbrief) bekundet hat. Um ihretwillen hat er es für seine Pflicht



Otto Noell.



gehalten, trotz seines Leidens und trotzdem er von seiner vorgesetzten Behörde reklamiert worden war, in der vordersten Reihe zu kämpfen. Als Soldat zeigte er die Eigenschaften eines echten Führers. Nie verließ er sich völlig auf die Berichte anderer, durch persönlichen Augenschein überzeugte er sich, soweit irgend möglich, von ihrer Zuverlässigkeit. Wo er selbständig handeln durfte, erkannte er mit strategischem Scharfblick, was der Augenblick erforderte, und mit schnellem Entschluß wurde es durchgeführt. Das Herz seiner Leute gewann er, indem er mehr für sie als für sich sorgte. Er teilte mit ihnen ihr Essen und alle Beschwerden im Schützengraben. Die Familienväter hielt er der Gefahr möglichst lange fern. Wollten die Mannschaften vor andringender Übermacht weichen, so brachte er sie wieder zum Stehen, indem er sich selbst an ein Maschinengewehr — seine Lieblingswaffe — setzte und in die feindlichen Massen hineinfuete. Sein Bursche, der ihn vier Jahre lang überallhin begleitete, und dessen Berichte diese Züge entnommen sind, sagt: „Was ich leide, daß ich meinen geliebten und hochverehrten Herrn Hauptmann verloren habe, glaubt kein Mensch, er war mir mehr gewesen als mein Vater und meine Brüder, mit Gewalt mußten sie mich von seinem Grabe losreißen.“ Nur zur Ehre kann es dem Gefallenen gereichen, wenn wir hinzufügen, daß der Brieffschreiber ein Berliner Arbeiter und vor dem Kriege ein Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei gewesen war. Auch bei seinen Kameraden hat Noell in hoher Achtung gestanden, wie verschiedene Briefe seiner Offiziere bezeugen, und in höheren Kommandostellen war man bereits auf seine Fähigkeiten und seinen Charakter aufmerksam geworden, so daß ihm bei längerer Lebens- und Kriegsdauer ein weiteres Aufrücken wohl beschieden gewesen wäre. Darüber hätte er sich gefreut, nicht aus militärischem Ehrgeiz, sondern weil jede höhere Stellung ihm größere Selbständigkeit gegeben hätte. Höher als alles aber erhebt ihn die Gesinnung, die in dem oben erwähnten Abschiedsbriefe zum Ausdruck kommt. Durch Wort und Tat hat er bewiesen, daß er ein ganzer Mann, ein wirklicher Held war.

In seinen zahlreichen Briefen an seine Gattin redet er nur sehr wenig von seinem eigenen militärischen Handeln und Erleben. Darum können wir nur eine kleine Auswahl von Stellen aus diesen Briefen mitteilen.

Feldpostbriefe.

Frankreich, Donnerstag, den 11. Juli 1918.

Heute bekommst Du einmal einen richtigen Kriegsbrief von mir. Ich bin jetzt etwas geworden, habe endlich auch mal wirklich was zu sagen: Bataillonskommandeur, z. B. in der Bereitschaft, d. h. wenn vorn die nicht alleine fertig werden oder den bösen Feind reinlassen, dann bin ich hier der, der den Krieg rettet, also der Sicherheitspunkt. Das nennt sich BTR (Bereitschafts-Truppen-Kommando). Wir haben vorn das KTR (Kampf-Truppen-Kommando), in der

Mitte das BTR und hinten das RTR (Ruhe-Truppen-Kommando), was ich ja bisher war. Nun sind wir also heute ganz früh, 3 Uhr, nach vorn gezogen, und das muß ich Dir beschreiben, damit du weißt, wo ich stehe und dabei sitzen kannst. Also mit meinem kleinen Wagen¹⁾ fuhr ich mit Fr. (dem Adjutanten) los, froh, daß ich meinen Mantel an hatte, denn es war sehr frisch. Vor E. ließ ich den Wagen umdrehen, und wir gingen zu Fuß weiter. Von unserem angeschossenen alten Quartier konnte man nichts sehen, obwohl die Sterne klar vom Himmel funkelten. Endlich kamen wir zu M. Nachdem das Dienstliche erledigt, erzählte er mir noch einiges. Er war 26 Tage lang nicht aus den Kleidern und Stiefeln herausgekommen, es hat ihn arg mitgenommen, aber er hat auch zu wenig an sich gedacht. Jetzt liege ich unter einem großen Stein, der zu drei Vierteln in der Erde steckt, das ist nun mein Dach. Darunter haben wir uns ein Loch in die Erde gebuddelt und sitzen da wie die Kaninchen. Aber es ist doch beinahe eine richtige Stube. Unten liegt Stroh. In der Mitte steht ein kleiner Mahagonitisch, darum ein Sessel und zwei Stühle. Den Stein haben wir durch dicke Baumstämme gestützt, damit uns der große Trumm nicht auf den Magen rutscht. An zwei Seiten haben wir etwa in halber Höhe uns je eine kleine Nische in den Sand gegraben, so daß gerade $\frac{1}{2}$ Meter frei ist zwischen Steindecke und Sand, das sind unsere Schlafzimmer. Ich habe mir da eine Matratze auf Stroh hineingestopft und kann mich gerade zudecken. In dieser Nische lag es sich ganz gut, nur war es störend, daß unaufhörlich Sand herniederrieselte. Am andern Morgen früh hatte ich dann meine Kompagnieführer hier zur Besprechung.

Frankreich, den 13. Juli 1918.

Ich habe heute mit Fr. und einem Späher eine feine Partie gemacht. Ich mußte mir doch mal die Gegend auf meinem rechten Flügel ansehen, wohin man angeblich am Tage nicht kommen kann. Ich glaube alles erst, wenn ich mich selbst davon überzeugt habe. Also zuerst entdeckten wir eine verlassene Artilleriestellung mit viel Munition und großartiger Aussicht. Dann pitscherten wir auf einem kleinen Umwege zu einem Busche und fanden dort schon eine Maschinengewehr-Bedienung, die über unsern Besuch am Tage natürlich erstaunt war. Da sahen wir schon, wie falsch die Karten waren. Aber wir wollten alles sehen, und da man nun aufrecht nicht mehr gehen konnte, mußten wir auf allen Vieren durch die Binsen und Büsche kriechen. Das ging auch noch, obwohl man sich manchmal recht klein machen mußte. Aber dann mußten wir erst durch eine Strecke und darauf über einen Weg, die ganz blank waren. Da wurden wir die richtigen Indianer, wie sie Karl May so schön geschildert: Nase flach am Boden, Brust, Bauch, Beine auch, und so mit flachen Ellbogen und Fußspitzen vorwärts geschoben, so fix und flach wie möglich. Ging auch ganz fein, nur toll warm wurde

¹⁾ Mit dem sich N. wegen eines durch Sturz mit dem Pferde verletzten Beines hinter seinen Leuten herfahren ließ.

uns dabei, und einen tollen Durst bekam ich. Gut, daß Sch. Kaffee da hatte. Der saß auch tief unter einem Felsstein im Brombeergestrüpp mit nackten Beinen: hatte sich gerade gelaust! Na, wir sahen ja 'ne ganze Menge, sahen aber auch nicht mehr ganz sauber aus. Zuletzt mußten wir noch einen großen Saß im Galopp machen, um in unsern schützenden Wald zurückzukommen. — Heute abend muß ich noch mal in die Gegend, um die Marken bauen zu lassen.

Frankreich, den 18. Juli 1918.

Gestern abend ging ich mit Fr. mal nach vorn, um mir meine Leute und die vorderste Stellung anzusehen. Dabei wurde es dunkel und gab Regen, Gewitter. Ich ging bis zur äußersten Feldwache, wo am Abend noch Kampf gewesen war und besah mir die Gegner und die Leute in dem Tunnel da. Dann besuchten wir noch die 6. Kompagnie, und schließlich war es so dunkel, daß wir nur nach dem Kompaß gehen oder vielmehr rutschen konnten, so glitschig war es. Da war es natürlich nicht zu verwundern, daß wir des öftern in einen Granatrichter fielen und davon sehr dreckig aussahen. Im Walde, zuletzt, mußten wir unsern Posten um Hilfe anrufen, wir saßen rettungslos in einem Busche fest. So wurde es vier Uhr morgens, bis wir uns hinlegen konnten. Raum lag ich, da ging eine gewaltige Schießerei los, besonders auf unsere Lage hier, einen Flieger hörte man auch ganz nahe. Das ging so zwei Stunden lang, da mußte ich doch hinaus, es wurde mir zu bunt. Vier Mann waren schon totgeschossen, viele verwundet. Unsere neue Sommervilla sah trübe aus. Aber es kam noch viel toller: der Feind griff an mit Riesenüberzahl, zuerst beim Nachbar rechts, dann unsern linken Flügel, wo ich gerade die Nacht gewesen war, endlich die ganze Front. Natürlich mußten wir ausweichen, aber mir gefiel das gar nicht. Ich ließ einen Teil anhalten und hatte Recht: die Sache kam zum Stehen. Ich ging nach vorn, sah die Amerikaner zurücklaufen und hielt mit Maschinengewehr dahin, daß gleich sechs Tote dalagen. Dann setzte ich meinen Gegenstoß an, holte mir neue Kräfte (war einiges verloren gegangen), setzte mich mit Nachbarn und Artillerie in Verbindung, ging selbst nach vorn und leitete die große Gegenoffensive, schoß selbst mit Maschinengewehr dazwischen, und der Erfolg? Unsere ganze Stellung habe ich wieder! Freilich, bittere Verluste, aber dafür wieder Gefangene! Aber ein aufregender Tag, die Nachbarn haben noch nichts wieder genommen. Der Oberstleutnant hat mir schon gratuliert. War mal ein richtiger Krieg im Sonnenschein. Ich als Feldherr, ganz selbstständig! Hoffentlich haben sie genug, sehr viel Tote haben wir schon gefunden. Nun will ich schnell ein bißchen schlafen, es ist schon zwei Uhr.

(Abschiedsbrief für den Todesfall). Vor Château-Thierry, den 15. Juni 1918.

Noell begründet es, weshalb er, der wegen einer Stirnhöhleneiterung nicht felddienstfähig war, es durchgesetzt hatte, zum Kampf an der Front zugelassen zu werden.



„Du kennst mich genügend, um zu verstehen, daß es mich nicht in der Heimat hielt und auf die Dauer auch nicht in Brüssel, daß ich nun einmal gegen meine Natur und meine Ansicht, daß ein anständiger Kerl nach vorn gehört, nicht an- kann, daß ich auch ganz froh bin, daß es so ist, denn ich danke Gott, daß ich mein Lebenlang kein Feigling war und die Augen und die Nase voran haben durfte. Und nun gar erst im Kriege! Ich habe genug gesehen in Belgien, Frankreich, Ostpreußen und Rußland, um richtig würdigen zu können, von welcher ungeheuren Bedeutung für unsere Heimat es ist, daß wir weit vor unsern Grenzen stehen. Übergenug Elend habe ich gesehen, um mein Urteil bestätigt zu finden, daß kein Opfer groß genug ist, um nur das eine zu erreichen, daß unsere Feinde unsern Lieben nicht zu nahe kommen. Und wenn man das einmal gesehen und begriffen hat, dann muß jeder Mann da vorn sein, wo die Feinde zurückzuhalten sind, damit unsere Lieben daheim in Sicherheit sind. Tausendmal besser, daß vorn am Feinde, weit von der Heimat unser Blut vergossen wird, als daß unsern Kindern und Frauen ein Haar gekrümmt werde.

Vielleicht wirst Du Dich aber fragen, was ich mich selbst oft genug gefragt habe: ob nämlich ich, der ich nicht draußen zu sein brauchte, freiwillig gehen mußte und nicht die Aufgabe (wie es ja leider viele andere auch machen) anderen überlassen konnte, und ob ich nicht warten sollte, bis die Gefahr für Euch erst näher gerückt wäre. Aber auch diesen Gedanken mußte ich zurückstellen. Denn erst einmal warten, bis die Gefahr vor der Tür stand, nein, schon die Angst sollte Euch erspart bleiben. Das Leben zu Hause hätte mir doch keine Befriedigung gewährt, ich hätte mich nicht nur vor den anderen Menschen, den Bekannten und Freunden, sondern auch (und das ist das Schlimmste) vor mir selber und vor Dir geschämt.

Was in meinen Kräften stand, das habe ich für Euch getan; Euch Freude zu machen und für Euch zu sorgen, war mein Höchstes und Bestes. Nun, wo ich Euch einen großen Schmerz bereiten mußte, bitte ich Euch: Faßt Euch, tröstet Euch! Euer Vater ist nicht umsonst gefallen, für Euch nur ist er ins Feld und in den Tod gegangen. Er hat es gern getan, und deshalb seid nicht zu traurig, seid stolz auf ihn! Ich weiß ja nicht, wie's nachher ist, aber in Ewigkeit wird nur mein Streben bleiben, für Euch zu sorgen. Und wenn Ihr an mich denkt, sollt Ihr es nicht mit Tränen und Jammern tun, sondern mit stolzer Freude.“



Georg Dropping.



Georg Propping

Offizier der Hamburg-Amerika-Linie, Leutnant zur See der Reserve, geboren am 28. August 1885 zu Minden als Sohn des Oberstabsarztes Dr. Propping und seiner Frau Bertha, geb. Harbers, verlor seinen Vater am 25. September 1891. Darauf zog die Mutter nach ihrer Heimatstadt Oldenburg, wo er den ersten Schulunterricht genoß; von seinem 11. Jahre an wurde er im Kadettenkorps erzogen, in Lichterfelde ging er mit dem Zeugnis der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst ab, um bei der Handelsmarine einzutreten, fuhr zunächst auf verschiedenen Segelschiffen einer Bremer Gesellschaft und bestand dann die Steuer-mannsprüfung für große Fahrt, nachdem er 1908 als Offizier der Hamburg-Amerika-Linie eingestellt war. Er war mehrere Jahre in New-York tätig und folgte dann als Reserve-Offizier der Marine im April 1914 einem Kommando nach Tsingtau, wo er auf dem Begleitdampfer Titania dem Kreuzergeschwader „Admiral Graf Spee“ zugeteilt wurde. Als der Krieg ausbrach, blieb er auf seinem Schiff in Begleitung des Geschwaders, bis die Titania nach der Schlacht bei Coronel versenkt wurde und er nun zwischen dem 12. und 14. November 1914 auf S. M. S. Scharnhorst kommandiert wurde, „stolz, nun auf einem richtigen Kriegsschiff sein zu können, freudig und sonnig, wie er im Leben mit seiner nie versagenden Heiterkeit stets war,“ so schrieb ein Kamerad, der den Untergang des stolzen Geschwaders überlebte. In der unglücklichen Schlacht bei den Falklandsinseln fand er tapfer kämpfend am 8. Dezember 1914 in seinem 30. Lebensjahre mit der ganzen Besatzung des „Scharnhorst“ den Heldentod. Von der Hamburg-Amerika-Linie erhielt die Mutter ein Beileidsschreiben, worin sich die Worte fanden: „Mit dem Verstorbenen haben wir einen unserer tüchtigsten, gewissenhaftesten Offiziere verloren, der sich durch treue Pflichterfüllung unser volles Vertrauen erworben hatte.“

Feldpostbriefe.

Ponape, 6. 8. 1914 a. B. „Titania“.

Meine liebe Mutter!

Es ist eine große Frage, ob du diesen Brief je erhalten wirst, vielleicht wenn alles vorüber ist. Aber ganz gleich. Die Ereignisse der letzten Wochen sind dermaßen horrende, daß ein Nachdenken darüber keinen Zweck hat. Es handelt sich um die Weltmachtstellung unseres deutschen Vaterlandes; und wie ein jeder Deutsche sich gestellt hat, so stehe auch ich heute als Leutnant zur See unter unserer Kriegsflagge. Die „Titania“ wird allerdings nicht so große und ehrenvolle Taten erbringen können wie unsere Kameraden in der Nordsee. Doch ein jeder muß



auf dem Platz stehen, wo ihn das Vaterland nun einmal hingestellt hat, und da voll und ganz bis zum Äußersten. Es gilt die Ehre und Stellung unseres Vaterlandes, und da ist niemand zu gut. Unsere braven deutschen Mädel werden dafür sorgen, daß Deutschland nicht ausstirbt. Also liebe Mutter und braver Onkel Georg — Krieg ist Krieg — was heißt da schonen! Aber immer ruhig, so ganz schlimm ist's hier draußen nicht. Damit „Hurra“.

Georg.

Großer und Stiller Ozean. S. M. S. „Titania“ 11. 10. 1914.

Liebe Mutter!

Seit Beginn des Krieges habe ich einen Brief an dich abgeschickt, aber er wird Dich wohl kaum erreicht haben. Wenn ich über die Ereignisse der letzten Monate nachdenke, komme ich mit mir selbst nicht ganz ins Klare. Fern von allen Weltteilen bekamen wir die Ordre der Mobilmachung. Die drahtlose Telegraphie tat ihr übriges. Ich selbst, ein Mittelding zwischen Globetrotter und Kaiserlich deutschem Offizier, immer draußen in der Welt herumgetrieben und somit kosmopolitisch stark angehaucht, stehe plötzlich als Leutnant zur See unter unserer Kriegsflagge. Es ist die deutsche Flagge, und deshalb liebe ich sie und bin durch und durch dabei. Die Ereignisse, die sich jetzt kürzlich und schon lange vorher abgespielt haben, sind dermaßen gemein und widerlich, daß die feindlichen Großmächte sich lieber nicht als Hüter der Zivilisation und des Christentums aufspielen sollten. Vor allen Dingen aber eine nicht, und das ist das „große England.“ Die Konsequenzen der Politik König Eduards, dieses „genialen Hüters der Zivilisation“, sind es, die wir bekämpfen. Es paßt den Herren nicht, daß wir uns nicht den garnumspinnenden Freiheits- und Hoheitsideen des Anglo-Sachsentums unterwerfen wollen. Sie wollen nicht, daß wir unsere eigenen Herren in der Welt sein wollen. So wie sie immer mehr den ganzen Erdball den angelsächsischen Ideen zugänglich zu machen bestrebt waren, so wollten sie uns vor die Wahl stellen: Entweder ihr macht so wie wir wollen, oder ihr habt aufgehört zu existieren! Da sie selbst nicht imstande sind, unser kleines nettes Tsingtau zu nehmen, holen sie ihre Bundesgenossen, die Japaner zu Hilfe. Sie sollten sich schämen, gegen Menschen ihres eigenen Stammes die gelbe Rasse heranzuholen. Da stehen unter dem braven Gouverneur Meyer-Waldeck 6—8000 Deutsche, das ist die allerhöchste anzunehmende Zahl, gegen eine Macht von ca. 60 000 Japanern und zwei Geschwadern. Tsingtau, das überhaupt noch nicht mal als Festung zu betrachten war. Und wo sind die Deutschen hergekommen? Aus ganz China sind sie zusammengeströmt, um unsere kleine Perle des Ostens zu beschützen oder mit ihr zu sterben. Sollten unsere braven Deutschen der ungeheuren Übermacht unterliegen, so werden hoffentlich die Engländer die nächsten sein, die der gelben Rasse zum Opfer fallen. Nun zum Schluß, liebe Mutter. Es geht mir gut, stehe im Dienste



des Vaterlandes, doch habe ich noch nicht viel zum Ruhme beigetragen. Vielleicht kommt's noch. Also, immer weiter drauf los und auf Wiedersehen
Euer aller treuer Georg.

In See, 26. 11. 1914.

Liebe Mutter!

Wiederum die freudige Nachricht, daß es mir absolut wohl geht. Die Stimmung in Deutschland muß herrlich gewesen sein. Wie geht es im kleinen, lieben Oldenburg? Habe in den Zeitungen leider noch nichts von Oldenburg gehört. Ich weiß aber, daß unser Städtle genau so dabei ist, wie alle anderen auch. Hier draußen tun wir unsere Pflicht ebenfalls, Ihr habt jedenfalls schon etwas davon gehört. Leider war ich persönlich noch nicht dabei, vielleicht das nächste Mal. Bis dahin seid alle herzlichst begrüßt von

Deinem treuen Sohn Georg.

Wilhelm Röbbken

Leutnant der Reserve, E. R. II., Sohn des Hauptlehrers und Organisten Röbbken zu Stollhamm, geboren am 22. April 1897 zu Burgfelde in der Gemeinde Zwischenahn, besuchte die Realschule zu Nordenham und dann 3 Jahre die Oberrealschule zu Delmenhorst, wo er die Reifeprüfung unter Befreiung vom Mündlichen bestand. Im Jahre 1916 bezog er die Universität Münster, um Sprachen zu studieren, aber am 2. August wurde er zum Heeresdienst eingezogen, nachdem er sich schon früher ohne Erfolg freiwillig gemeldet hatte. Nach kurzer Ausbildungszeit rückte er als Maschinengewehrschütze des Reserve-Inf.-Rgt. Nr. 91 ins Feld. Die schweren Kämpfe an der Somme, vor der Siegfriedstellung, bei Arras und in Flandern machte er mit. Im November 1917 wurde er zum Offiziersaspirantenkursus in Münster kommandiert; und zum Leutnant der Reserve befördert, wurde er im März 1918 zum Leibgrenadier-Rgt. Nr. 8 versetzt. In der Maioffensive, auf die er sich, wie ein Kamerad schrieb, gefreut hatte, traf ihn gleich am ersten Tage am 27. Mai bei Vascule in der Nähe von Allemande ein Granatsplitter in die Herzgegend und führte seinen Tod augenblicklich und schmerzlos herbei.

Er war eine heitere, sonnige Natur von tiefem Gemüt; im trauten Familienkreise weilen zu können, war für ihn die schönste Freude. Dieser ausgeprägte Familiensinn war für ihn wie für viele junge deutsche Krieger bezeichnend. Obgleich die Eltern jeden Tag einen Brief oder eine Karte von ihrem einzigen Sohn erhielten, teilte er ihnen niemals Trauriges und Schweres mit. Die Not seines Vaterlandes rührte ihn tief, um so mehr, da er anfangs seines jugendlichen Alters wegen noch nicht mitkämpfen durfte.

Feldpostbriefe.

27. 12. 1916.

Ihr Lieben!

Gestern, der zweite Weihnachtstag, war eigentlich kein Festtag mehr für uns, nur des Abends hatten wir eine kleine Nachfeier, das dritte und letzte Faß Bier sollte noch geleert werden. Morgens haben wir geschauzt, ich habe Steine mit gefahren und geholt aus einer ganz zerschossenen Stadt. Ich lerne hier jetzt alles, sägen kann ich tadellos, fast jeden Tag müssen Oltmanns und ich für die Küche Holz klein machen. Als Aufwuschfrau, Maurer, Zimmermann, als alles mögliche kann ich nach dem Kriege tätig sein. Bei den Preußen lernt man eben alles. Wöchentlich zweimal erscheint hier vorne der Barbier, um uns wieder ein etwas menschlicheres Aussehen zu verschaffen.

2. 5. 1917.

Ich verstehe nicht, daß Ihr immer so in Sorge sein könnt, Ihr stellt Euch unsere Lage hier meistens schlimmer vor, als sie in Wirklichkeit ist. Glaubt nur, Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit gibt es bei uns gar nicht. Unser Quartier ist ganz gut, wir liegen in Marquion, Betten haben wir uns selbst ge-





Wilhelm Röbbken.



zimmert, ich liege unten in einem breiten Kleiderschrank, dessen Türen zum Bettbau mit verbraucht worden sind; dort pennt man tadellos. Das Umziehen wird mir später im Zivil nicht viel Schwierigkeiten bereiten, mindestens 20mal haben wir doch unser Quartier schon gewechselt.

20. 9. 1917.

Meine liebe Schwester!

Wenn ich nicht viel schreibe, so bin ich gewöhnlich in Stellung, wo man meistens weder Lust, noch Gelegenheit dazu hat. Nachdem wir am 12. September unseren Erholungsort verlassen hatten, wurden wir wieder nach Flandern verladen und in der Nähe von Roulers ausgeladen. Schon am 13. früh morgens ging es nach vorne, wir waren von dem Transport noch alle todmüde, aber was nützte es? Drei Tage lagen wir vorne in Bereitschaft, und die nächsten drei Tage waren wir vorne im ersten Graben. Ja, was heißt Graben? Einen solchen gab es überhaupt nicht, noch weniger einen Unterstand. Die Truppen waren vorne nur auf Granatrichter angewiesen, die meistens noch mit Wasser gefüllt, in großer Menge vorhanden waren. Deshalb lagen wir auch nur 3 Tage in Stellung, Tage, die eine Ewigkeit zu dauern schienen. Essen konnte natürlich gar nicht herangeschafft werden. Deshalb erhielt jeder, der in Stellung rückte, gleich für 3 Tage ein Brot, Zwieback, 2 Büchsen Fleisch und einen Spirituslocher zum Warmmachen von Kaffee mit. Ich glaube, nirgends haben unsere Truppen so sehr zu leiden, wie hier in Flandern. Nicht allein der Engländer bereitet soviel Schwierigkeiten, sondern vor allen Dingen die Witterungsunbilden. Da sitzt nur im Trichter zusammengepfercht, die Beine im Wasser, frierend und durstend; denn Durst hast Du vorne ganz beträchtlich, Hunger überhaupt nicht. Dazu schlagen die Granaten bei Dir ein. Ich hatte dieses Mal noch Glück, war nicht ganz vorne, sondern beim Bataillonsstab, da hatten wir doch wenigstens einen Unterschlupf, wenn auch so eng, daß wir kaum drin stehen konnten, für 8 Mann war Schlafgelegenheit da, doch mindestens 30 Leute waren drin, ein Gewühl und ein Gewimmel, doch ich war froh, dort zu sein. Und heute morgen waren wir kaum wieder angelangt in unseren Baracken hinter der Front, hatten gerade ein paar Stunden geschlafen — denn alle waren ganz kaputt und todmüde, ich hielt mich noch eben auf den Beinen — da hieß es Alarm. Wo gestern abend noch die Unsrigen in Stellung waren, da saß schon jetzt gegen Morgen der Engländer. Sofort mußten 9 Gewehre wieder hinaus mit den todmüden Leuten. Ich war auch mit eingeteilt, durch glücklichen Zufall jedoch blieb ich zurück. Jetzt, gegen Abend ist vorne eine Trommelei wieder im Gange — es ist fürchterlich. Ob der Engländer wieder angreift? Der gräßliche Krieg ist eine furchtbare Tragödie für ganz Europa. Ich erzähle Dir alles etwas ausführlicher. Nach Hause darf man ja nicht viel schreiben, sie regen sich doch nur auf. Erzähle ihnen auch nur nicht viel von dem Geschriebenen, stelle lieber alles in einem günstigeren Lichte dar, immer gibt's bei uns ja auch nicht schwere Tage.

Karl Rüter

Postassistent, Leutnant der Landwehr, Sohn des verstorbenen Gastwirts Rüter in Oldenburg, geboren am 15. Dezember 1887 zu Oldenburg, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt bis zur Erlangung der Primareife. Seiner Militärpflicht genügte er vom 1. Oktober 1909 bis 30. September 1910 im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Zwar war er bei Kriegsausbruch von der Oberpostdirektion Oldenburg für unablöslich erklärt worden, doch er meldete sich als Kriegsfreiwilliger und rückte im Spätsommer 1914 mit dem neugebildeten Reserve-Infanterie-Regiment 216 als Offizierstellvertreter ins Feld. Nach den schweren Kämpfen an der Yser und um Birschote erhielt er das Eiserne Kreuz II. und das Friedrich Augustkreuz II. Zum Leutnant der Landwehr wurde er am 22. 2. 1915 befördert. Vom Frühjahr 1915 bis 1916 machte er die Kämpfe um Ypern, die Stellungskämpfe an der Yser, die Schlachten bei la Bassée und Arras, sowie die Stellungskämpfe in französisch und belgisch Flandern mit. Er war zeitweilig Bataillons- und Regimentsadjutant und fand als Kompagnieführer am 18. März 1916 bei St. Eloi südlich von Ypern durch einen Granatsplitter, der ihn ins Herz traf, den Heldentod. Seine Leiche wurde von seinem Bruder Hermann nach der Heimat überführt und auf dem Gertrudengruhof zu Oldenburg mit militärischen Ehren zur letzten Ruhe bestattet.

Feldpostbriefe.

28. 10. 1914.

Wir liegen heute im Schützengraben in zweiter Linie; Kugeln, Granaten und Schrapnell kommen auch hierher, stören uns aber weiter nicht sehr. Bei unserem Gefecht am 22. Oktober haben wir doch ziemlich große Verluste gehabt. Seit drei Nächten haben wir schaurig schöne Nachtgefechte, Gewehrgeknatter, Kanonendonner, ein wahrer Höllenlärm.

29. 10. 1914.

Montag vor 8 Tagen kamen unsere Vorposten zuerst ins Gefecht. Als wir vorrückten, kamen uns Verwundete und Krankenträger entgegen, die einen Toten trugen. Ein Gefühl des Grauens stellte sich ein. Wir gruben dann vor einem eroberten Städtchen, das wir durchquert hatten, einen Schützengraben, mußten aber während der Dunkelheit bis zu einem brennenden Gutshofe vorrücken, wo wir unter freiem Himmel übernachteten. Hinter uns brannte Roulers, wo am Vortage Radfahrer von den Einwohnern hinterrücks überfallen waren, und vor uns im Tal flammten Häuser von Staden auf, von unseren Truppen im Straßenkampf in Brand gesteckt, weil aus ihnen Franktireurs geschossen hatten. Ein graufiger



Karl Rüter.



Anblick. Das war der erste Kriegstag. Seitdem haben wir noch nicht wieder im Hause geschlafen. Unser Hauptgefechtstag war am Donnerstag, dem 22. Oktober. Der Feind hatte uns durch geschickte Anlage seiner Linie zu einer Angriffsfront gezwungen, in der er uns zeitweise mit vernichtendem Flankenfeuer überschütten konnte. Die Wirkung war furchtbar. Besonders wurde ein gepflügter Höhenrücken stark beschossen, hier hatten wir die größten Verluste, hier fiel auch unser lieber Kamerad Betsche (durch Kopfschuß, er war gleich tot), als er kurz nach mir mit seinem Zuge vorspringen wollte. Wir haben ihn einige Tage später selbst begraben, während der Nacht, als wir in der Nähe im Schützengraben lagen: ein einfaches Kreuz mit seinem Helm bezeichnet seine Ruhestätte. Auf dem Ufer piffen die Kugeln nur so, ich habe die etwa 100 m in einem Lauf zurückgelegt. In der nächsten Stellung, einer dichten Dornenhecke, wurde mir das Gewehr aus der Hand geschossen; als dann der Angriff zum Stehen kam, erhielt ich einen Querschläger gegen den Arm, der aber nur durch Druck schmerzte. Im Graben landete ich schließlich mit 5 Mann. Um nun Anschluß nach rechts und links zu suchen, mußte ich teils bis an den Bauch durch das Wasser waten. Hier wurde die Dunkelheit abgewartet und dann die Truppen gesammelt. Es gehören wirklich starke Nerven dazu, um den Eindruck dieses Tages ertragen zu können. Im Regiment waren nur noch 3 Offiziere kampffähig. Die Truppenreste sind zu 7 Kompagnien zusammengestellt. Nach und nach finden sich auch die versprengten Leute wieder ein. Seit dem Tage ist unser Regiment ziemlich verschont geblieben. Wir führen jetzt ein Höhlenleben, unser Graben liegt auf einer Höhe, und dort zischen die Kugeln, da von den Feinden zu hoch geschossen wird, dauernd herum. Etwa 200 m hinter uns hat sich unsere schwere Artillerie eingegraben, deshalb liegen wir auch dauernd im feindlichen Granatfeuer. Es kommt öfter vor, daß 5 bis 10 m von uns Granaten einschlagen, die Löcher von 2 m Durchmesser reißen. Solche Sachen gehören zum täglichen Brot und werden kaum noch beachtet. Heute Mittag schlug eine Granate in die Scheune des Hauses ein, wo wir unser eben geschlachtetes Schwein zubereiteten, und riß einem Kameraden ein Bein ab. Vom Sonnabend auf Sonntag konnten wir, als wir schon im Stroh lagen, ein furchtbares Nachtgefecht beobachten: Gewehr- und Maschinengewehrgeknatter, Kanonen-, Schrapnell- und Granatdonner, ein ohrenbetäubender Höllenlärm, ein Anblick, den ich in meinem Leben wohl nicht wieder vergessen werde. Mutters Brief habe ich auch erhalten, groß war meine Freude, vielen Dank für alle die lieben Wünsche, liebes Mütterchen, ich hoffe mit Dir auf baldiges, fröhliches Wiedersehen.

13. 11. 1914.

An den beiden letzten Tagen ging's wieder heiß her.¹⁾ Nachdem wir 5 Tage in unserer alten Stellung zeitweise in sehr lebhaftem Artilleriefeuer gelegen hatten,

¹⁾ Vgl. Der Große Krieg in Einzeldarstellungen, Heft 10, S. 84, Kämpfe südlich von Dirmuide.

sind wir vorgestern vorgerückt. Um 5 Uhr begann unsere Artillerie die feindlichen Stellungen recht lebhaft zu beschießen. Punkt 7³⁰ gingen unsere Truppen zum Angriff vor. Als wir in zweiter Linie vorgingen, hatten unsere Truppen bereits 3 feindliche Schützengräben gestürmt und waren derartig vorgebrungen, daß wir kaum folgen konnten. Am folgenden Morgen gingen wir wieder vor, konnten aber nicht weiter, weil wir zu schwach waren. Nachdem wir mehrere Stunden in einem Laufgraben gesessen hatten, die Spitze etwa 20 m vom Feinde, mußten wir nach unserer Höhe zurück, weil wir rechts und links keine Verbindung hatten. Der Rückzug war sehr schwierig; wer zurücklief, wurde verwundet, ich bin mit mehreren anderen in einem etwa 30 cm tiefen Graben entlang gekrochen, immer auf dem Bauch, trotzdem wurden wir dauernd befeuert, ein Schuß ging durch den Tornister, einer durch die Rocktasche. Der letzte Teil der Strecke mußte noch übersprungen werden. Wir sind jetzt etwa 600 m vor dem Kanal zwischen Merdem und Ypern. Die vorletzte Nacht war schauderhaft. Wir hatten uns in unseren alten Schützengräben zurückgezogen, der rechts an ein Gehöft stößt und gerade vor meinem Unterstand eine Strohmiete hatte. Wir hatten uns kaum häuslich eingerichtet, so gut es ging, als die feindliche Artillerie uns aufs Korn nahm. Zuerst wurde das Gehöft und dann die Strohmiete direkt vor meiner Nase in Brand geschossen. Etliche von meinen Sachen sind noch mit verbrannt. Unser Graben war natürlich taghell erleuchtet, dazu kam die Hitze und der Qualm, es war unerträglich. Trotzdem mußten wir aushalten, um unsere Stellung nicht preiszugeben. Unsere Sturmangriffe auf die besetzten Stellungen der Franzosen kosteten natürlich immer viele Opfer. Die ganze Gegend ist von den Einwohnern verlassen, die Häuser sind meist ausgebrannt oder doch ziemlich demoliert, da wir alles Holz zum Bau unserer Unterstände benutzen müssen.



Kurt Schützler.



Kurt Schüller

Fähnrich, Sohn des Kaufmanns Schüller in Oldenburg, geboren am 11. März 1898 in Barel, besuchte die Gymnasien in Arnstadt und in Oldenburg und trat im Juli 1916 als Fahnenjunker in das 2. Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 15 in Minden ein. Anfang Februar 1917 rückte er als Unteroffizier ins Feld, wurde im Juni desselben Jahres zum Fähnrich befördert und bald darauf an der Hand verwundet. Nach seiner Wiederherstellung bestand er in Oldenburg die Reifeprüfung und zog dann im Oktober 1917 zum zweiten Male ins Feld. Als Führer eines Stoßtrupps fand er an der Spitze seiner Leute bei einem erfolgreichen Vorstoß in die französischen Gräben im Walde von Avocourt bei Verdun am 25. Januar 1918 den Heldentod. Sein Kompagnieführer schrieb an den Vater: „Zu dem schon seit längerer Zeit geplanten Unternehmen meldete er sich freiwillig und wurde Führer eines Stoßtrupps. An den Vorbereitungen beteiligte er sich bis zuletzt mit frischem, zuversichtlichem Mute. Während der Artillerie-Vorbereitung stand ich noch bei ihrem Sohne, der mit der Uhr in der Hand auf den Augenblick des Vorbrechens wartete. Dann sah ich ihn an der Spitze seiner Leute auf die französische Stellung losstürmen. Über die Drahthindernisse hinweg gelangte er als einer der ersten glücklich in den ersten französischen Graben und weiter durch einen Verbindungsgraben in den zweiten französischen Graben, den er mit seinen Leuten aufrollen sollte. In diesem Augenblick setzte ein französischer Gegenstoß ein, und eine feindliche Handgranate traf Ihren Sohn und den ihm zunächst stehenden Mann seines Trupps, beide sanken sofort lautlos vornüber und bewegten sich nicht mehr. Das Unternehmen wurde glücklich zu Ende geführt, und nach Ablauf der befohlenen Zeit kehrten die Stoßtrupps mit 22 Gefangenen zurück, aber Ihren lieben Sohn und den anderen Gefallenen brachten sie nicht mit zurück, die Zeit war zu kurz, der Feind drängte nach, und sein Sperrfeuer setzte ein. Ein tiefer Schatten liegt über unserer Freude an dem Erfolge, mit Freuden aber gedenken wir des Mutes Ihres lieben Sohnes, der sich selbstvergessen einsetzte, und fügen uns still in Gottes Willen, der ihn den schönsten Tod in dieser Welt hat sterben lassen. Möge er sanft ruhen in fremder Erde, in die ihn Feindeshand betten wird, bis zu dem großen Appell, wo Erde und Meer ihre Toten wiedergeben müssen.“

Feldpostbriefe.

Höhe 304, den 26. 3. 1917.

Liebe Mutter!

Heute und morgen sind wir in Bereitschaft, da unsere Kompagnie durch die letzten Tage zu sehr aufgerieben ist. Das Wachen strengt auch zu sehr an, man

braucht notwendig mal eine Nacht ungestörten Schlaf. Allerdings, vor der Ablösung, da gab es noch einen schönen Tanz. Um 7 sollten wir abgelöst werden, schon vor 7 Uhr wurden unsere Posten unruhig, ganz ruhig war man ja sowieso nicht, den ganzen Nachmittag ackerten die Pisangs mit den verfluchten 20,8 cm Langrohren. Abschluß hört man gar nicht, so weit stehen sie entfernt, aber 5 Sekunden vorher hört man schon: „Hui, jui, jui, jui — flupp!“ Der war Gott sei dank blind. 5 Minuten Pause, da kommt einer! Alles verkriecht sich, zwei andere und ich wollen lachen, wo er einschlägt, Spannung und Todesangst in allen Gesichtern, die Augen zu oder weit aufgerissen, die Kinnladen vorgeschoben, da kommt das blinde Schicksal! Ich beherrsche mich und lache, das Gausen ist am stärksten, ein schwarzer Strich fällt 50 m vom Himmel, ein ohrenbetäubender Krach, Rauchwolken, der Boden zittert, 150 m entfernt, Deckung! Und schon prasseln Brocken von $\frac{1}{2}$ m Durchmesser und armlange Eisenspitzen um einen herum. Bald hatte ich genug gesehen! Zwischen 7 und $\frac{1}{2}$ 8 tack, tack, tack! Rechts funkt es, vor uns. Braut sich da was zusammen? Minen kommen, der Franzmann schießt ein mit grünem Stern und einer roten Kugel. Da rechts bei der 5. Rot mit Doppelftern. Hat sich da einer vergriffen? Jetzt bei den 13ern und unserem 3. Zuge zweimal Rot mit Doppelftern. Ist da was los? Da ist schon die Antwort: S — — f — — f — — f — — trach, und 3—5 Sekunden später hat der Franzmann das schönste Sperrfeuer auf dem Hals. Bei uns schnell Grün, d. h. die Artillerie soll das Feuer auf den 2. und 3. französischen Graben vorlegen. Am 12 waren wir glücklich 300 m weiter hinten in Bereitschaft, aber Lauffschritt!

28. 3. 1917.

Lieber Vater!

Heute morgen schrieb ich an Dich, es war vor 9 Uhr, und da hatten wir schon allerhand Zunder. Es fing um 8 Uhr an, und jetzt ist es 20 Minuten vor 8 Uhr abends und andauernd Trommelfeuer aller Kaliber. Essen konnte natürlich noch nicht herankommen, heute Nacht kommt vielleicht auch keins! Und morgen, geht da der Zunder weiter? Bis jetzt $11\frac{3}{4}$ Stunden Trommelfeuer! Ich glaube, wenn es vorbei ist, da zeigt es sich, wie es einen angegriffen hat.

Höhe 304, den 30. 3. 1917.

Das waren einige schwere Tage! Nach dem Urteil aller schlimmer als an der Somme, und das will was heißen, und dabei dauert der Klamauk immer noch an. Gestern morgen waren die Pisangs zwischen uns und den 13ern eingedrungen, sie wurden rausgeschmissen, kamen wieder, wir haben fast tausend Handgranaten verbraucht. Im Graben ist fußhohes Wasser, und wir können nicht arbeiten, da immer Feuer. Ich bekam an Sendungen Paul Meyer, Auf Schneeschuhen in den Karpathen, das Brot, Kürbis, Marmelade, Wurst, Bonbons, Zigarren. Ja, ja, das ist Krieg! Alle Sachen klitschenaß, der Bau naß, fußhohes



Wasser im Graben, Regen, dabei starker, eisigkalter Wind, 15 Stunden und mehr draußen im Artilleriefeuer, und wenn man einen Zipfel über Deckung zeigt, knallt ein Gewehr oder Maschinengewehr, oder eine Gewehrgranate kommt. Na, am 2. gehen wir raus, wenn sie uns nur raus lassen. So, mir geht es gut, das ist ja die Hauptsache, daß Ihr das wißt. Viele Grüße. Kurt.

Höhe 304, den 31. 3. 17.

Liebe Eltern!

Heute ist der letzte März, übermorgen geht es zurück, Gott sei Dank! Es ist wirklich kein Vergnügen hier. Nach Ansicht aller kann es gar nicht schlimmer werden, mir selbst steht ja noch kein Urteil zu, der Dienst ist jetzt auch für mich anstrengender geworden. Unsere Kompagnie hat jetzt schon fast die Hälfte Abgang an Toten und Verwundeten, außerdem unser Kompagnieführer Leutnant Schwarz tot und der ganze Kompagniestab teils tot, teils schwer verwundet, das alles durch eine einzige Granate! Das war ein schwerer Schlag, die Reste Schwarz konnte ein Mann in einem Tornister wegtragen. Unser Stollen wird immer enger, der Kompagnieführer hat sich oben einquartiert, und unten steigt das Wasser immer mehr, $\frac{1}{4}$ des Stollens ist schon nicht mehr bewohnbar, Liegen zum Schlafen ist überhaupt kein Gedanke. Erzählen kann ich euch tatsächlich nicht mehr viel, über vieles ist man sich noch gar nicht klar. Paul Meyers Buch ist tadellos, sehr nett geschrieben. Augenblicklich, $\frac{1}{3}$ 3, prasseln wieder ganz schwere, die Lampe geht alle Augenblicke aus.

Walblager Porta, 6. 4. 17.

Hier ist ein Wetter, man möchte Flügel haben! Die Vögel zwitschern aus Leibeskräften, die Sonne scheint, die Luft ist frühlingsweich und mild. Heute ist ja Karfreitag! Ein Osterwetter, oben zieht ein Flieger seine Kreise, und in mir ist so eine Lust, das Blut jagt durch die Haut — da, wie eine kalte Wasserdusche: rum, wum, wum! Am Ostersonntag, wenn Ihr dort Eure besten Kleider anzieht, dann ziehen wir eine dreckige Hose und Rock an, um die Knie einen Sandsack, Tornister, Stahlhelm, Gewehr und Patronen, rumß, rumß, rumß, das ist hier unsere Ostermusik. Ich habe mir schon vorgenommen, so spät wie möglich zu gehen, um so lange wie möglich Ostern zu haben. Vielleicht koche ich ein paar Eier, Farbe kann man vielleicht bekommen. Ich sitze im Freien in einer Laube, grün ist es ja noch nicht, aber die Sonne scheint! Das Leben ist doch schön, das Leben, das heißt das Nichttotssein! Man bekommt doch einen höllischen Respekt davor, wenn man im Schlamm feststeht und oben die Schrapnell's plagen. Ein sonst sehr tapferer Kerl heulte in so einer Lage wie ein Kind! Weißt Du, was auch ein übler Anblick ist? Schwergasvergiftete! Der eine betet, der andere

flucht, der tobt, ein anderer ist ganz stupid, und es waren eben vorher noch frohe Kerle. Das Leben ist doch schön, ich will etwas spazieren gehen.

Mit vielen Grüßen Euer Kurt.

Waldlager Porta, 7. 4. 17.

Gestern war ein wunderschöner Abend, so warm, daß man ruhig draußensitzen konnte. Der fast volle Mond am Himmel, die Amseln zwitscherten, alles im Waldlager stand draußenvor der Tür oder saß auf irgend einem Brett oder Geländer. Hier spielt einer Pandonium, dort in der anderen Kompanie eine Mandoline oder Ziehharmonika; bei uns sangen sie zweistimmig: „Der Mai ist gekommen“ oder „Hier hab ich so manches liebe Mal“ und ähnliche Weisen. Ich saß auf einem Baumstumpf und dachte: Jetzt sitzen sie zu Hause auf der Veranda, vielleicht hat Vater eine Flasche Wein heraufgeholt, und im Nachbargarten spielen sie Gitarre und singen. Eine Osterstimmung, ganz in der Ferne nur ein leises Grollen, ein Gewitter, oder? Im Südwesten am Horizont ganz hinten mal ein helles, weißes vibrierendes Aufklappen — Leuchtkugeln! Aber das stört die Stimmung nicht, das ist man ja so gewohnt, keiner achtet darauf. Ich stehe gerade auf und will in die Baracke, rum, rum, rum, das ist Sperrfeuer. Alles blickt hin, der helle weiße Schein ist stärker geworden. Ganz weit ein kleines rotes Pünktchen, ein neues näher. Tatsächlich, die Staffettenposten geben das Sperrfeuerzeichen weiter. Alles geht still in die Baracke. Ostersonntag sind wir voran! Und drin in der Baracke: rumbada, rumbada, freut euch des Lebens!

Côte 304, den 18. 4. 17.

Gestern Abend 12 Uhr kamen wir zurück, hundemüde, da wir vorn noch tüchtig geschaukelt hatten. Und als wir in Bereitschaft waren, da stellte sich heraus, daß nicht Platz genug war. O weh, aber hier im Felde wird man praktisch und anspruchslos. Ein kleiner, im Bau befindlicher Stollen wurde schnell gefunden und die Rollen wurden verteilt. Ich suchte für den Rauchfang Ofen und Rohr, fand bald beides, besonders das letzte auf die eigentümliche Weise, daß ich alles Rohr, das aus einem bewohnten Stollen herausguckte, als herrenlos ansah. Ein kalter Griff und 1—2 m Rohr hatten wir mehr. Ich setzte dann den Ofen, der eine hatte Holz gesucht und „gefunden“ und zerkleinerte es, der andere holte sich ein paar alte, nasse Wolldecken als Türvorhang und mistete mit dem Spaten und einigen Sandsäcken den Bau aus. Ofen angezündet, schnell ein Duzend Nägel eingeschlagen, in Decke und Zeltbahn eingewickelt, hingekauert, denn mehr Platz war nicht da, und blendend geschlafen. Jetzt haben wir den Bau schon etwas gemütlicher gemacht, aber viel Mühe geben wir uns nicht, wir sind ja nur 3 Tage da. Als Sitzgelegenheit dienen die Stufen oder der Boden, einer setzt sich auf das aufgeschichtete Holz, als Tisch dient ihm der über die Knie gelegte Tornister.

Mit dem Schlafen ist es hier auch eigentümlich, ich bin schon in Garnison anspruchslos geworden, aber hier —! Die Hauptsache ist Wärme, Platz findet sich. Auf einer Treppe läßt es sich zum Beispiel sehr gut schlafen, wenn man warm und trocken ist. Wenn es beim Kampf an der Front nur zu essen gibt! Ich selbst komme aus, aber die Leute, das schneidet einem ins Herz. Wie muß es da in Deutschland aussehen! Man hört ja manchmal was aus der Heimat. Wie schlimm das hier ist, seht Ihr daraus, daß bei den 56ern neben uns bereits über 50 Mann den Gehorsam verweigert haben, Grund — Hunger! Bei uns ist es auch nicht weit davon entfernt. Es fehlt, wie soll man's ausdrücken, der frische Geist, das Leben. Bei uns sind zu viele Leute, die schon den ganzen Krieg mitgemacht haben und sich zu nichts mehr aufschwingen können. Aber mir geht es gut, wir pennen, pennen, pennen. Viele Grüße. Euer Kurt.



Victor Thaden

Raufmann, Leutnant der Reserve, E. R. II, F.-A.-R. II, Mecklenburger Verdienstkreuz, Sohn des Buchhändlers E. Thaden in Oldenburg, geboren am 16. November 1894 zu Waren in Mecklenburg, besuchte dort und in Wismar das Gymnasium und erlangte die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst. Nachdem er seine Lehrzeit in einem Geschäft in Oldenburg fast beendigt hatte, trat er am 15. August 1914 als Kriegsfreiwilliger beim Ostfriesischen Feld.-Art.-Rgt. 62 ein und zog schon am 28. September voll Mut und Begeisterung ins Feld nach Frankreich, wo sein Regiment den ersten Winter über bei Brimont, Cissonne und Courci stand. Ende April 1915 rückten sie nach Rußland, wo sie an vielen heftigen Gefechten am San. teilnahmen. Daran schloß sich für ihn ein Ausbildungskursus in Jüterbog, während das Regiment das kalte Rußland mit seinen Rokitnosümpfen verließ und wieder nach Frankreich rückte. Nach halbjährigem Aufenthalt bei Perthes, Laon, Craonne mußten sie ihre schönen Unterstände auf diesen Höhen wieder verlassen, und wieder ging es auf die Wanderschaft durch ganz Deutschland über Warschau, Brest-Litowsk nach Wolhynien, wo sie an den schweren Kämpfen am Stochod teilnahmen. Am 10. November 1916 wurde die Rückreise nach Frankreich angetreten. Daran schloß sich ein wohlverdienter Urlaub, den er bei den Seinen in Oldenburg verlebte, und dann ging es wieder zur Batterie nach Frankreich. Im Frühjahr 1917 hatte die II. Abteilung einige angenehme, ruhige Wochen im Lockstedter Lager in Holstein, worauf sie wieder an den Kämpfen in Frankreich teilnahm. Inzwischen war er zum Reserveoffizier befördert worden, aber seit längerer Zeit hatte er den Wunsch, Flieger zu werden. Sein Besuch hatte Erfolg, er wurde zur Flieger-Ersatz-Abteilung 3 nach Gotha kommandiert. Am Ende seiner Ausbildung ist er mit seinem Flugzeug am 23. Mai 1918 abgestürzt und hat so den Heldentod für das Vaterland erlitten. Seine sterblichen Reste wurden nach Oldenburg überführt und auf dem Gertrudenkirchhof mit militärischen Ehren bestattet.

Feldpostbriefe und Tagebuchblätter.

26. 9. 1914.

Glücklich in Aachen angekommen. Haben einige Stunden Aufenthalt und strolchen in der Stadt umher. Die letzten Nächte im Kupee nicht viel geschlafen. Heute Nacht überschreiten wir die Grenze. Sende Euch aus Tirlemont herzlichste Grüße, hören den Kanonendonner von Antwerpen, liegen mit viel Militär zusammen, alles sehr interessant.





Victor Thaden.



2. 10. 1914.

Heute in Grignecourt-Aisne ausgeladen. Furchtbarer Kanonendonner in der Nähe. Wir werden heute dem Regiment zugeteilt, haben uns doch mal ordentlich satt gegessen.

Amenancourt, 22. 9. 1914.

Leider haben wir hier kein gutes Quartier gefunden, nur eine große Scheune, die furchtbar kalt ist. Wenn wir morgens um 6 Uhr aufstehen, ist das schönste Eis. Aber doch ist es gut, daß wir aus Bourgogne heraus sind, da es diese Nacht in Brand geschossen ist.

Courcy, 26. 12. 1914.

Weihnachten im Felde verlebt, weit fern von der Heimat im Kreise der Kameraden, die Erinnerung wird mir bleiben. Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr begann die Bescherung von der Batterie aus, und es wurden reichlich Gaben verteilt. Zugleich hielt unser Hauptmann eine Abschiedsrede, da er mit $\frac{3}{4}$ unserer Batterie mit einem Male fortkommt. So entstehen hier große Veränderungen. Ich bin zum sogenannten Schleusengeschütz gekommen, das ganz isoliert steht, wo das Feld ganz toll von Granaten zugerichtet ist, Loch an Loch. Zu unserer Feier schoben wir mit unseren Sachen seelenvergnügt in unseren Unterstand. Nachdem wir unseren Bau rein gemacht und Wasser geholt hatten, machten wir es uns gemütlich, zündeten unsere Lichter am Weihnachtskranz an und sangen Weihnachtslieder. Erst war es recht wehmütig und trübselig, aber bei Punsch und Bier wurden wir aufgeheitert. Am anderen Morgen erlebten wir ein eigenartiges Schauspiel. Den Infanteristen wurde es wohl in ihren Gräben zu langweilig. Einer faßte zuerst Mut und sprang hinaus. Als ihm nichts geschah, folgten andere, und mindestens 200 Mann ohne Waffen stiefelten auf die französischen Schützengräben zu; und als sie $\frac{3}{4}$ Weges waren, steckten auch die Franzosen ihre Köpfe über den Wall. Ein furchtloser kam zuerst, und dann immer mehr. Als sie zusammentrafen, drückten sie sich die Hände, wünschten sich fröhliche Weihnachten und beschenkten sich mit Tabak und Cognac. In den Gräben blieb schließlich niemand, das ganze Feld war voll von Gruppen Deutscher und Franzosen. Leider mußte unser Geschütz dieses Idyll stören. Es war natürlich nur ein Schreckschuß. Wunderliche Zeit! Morgens die besten Freunde, und nachts schießen sie sich tot!

Rußland, Nebenfluß des San, 21. 5. 1915.

Meine Lieben!

Euer großes Paket hatte ich schon in Sissonne erhalten, so daß ich auf der Reise nach Rußland gut zu futtern hatte. Wir haben eine schwere Zeit hinter uns, Märsche bei glühender Hitze bis spät in die Nacht, und dann nachts Wache schieben, wo man ein wenig besser aufpassen muß als in Courcy. Bei der Überschreitung des San haben wir feste mitgeholfen, die Russen aus ihren Verschanzungen zu treiben, ein mit Drahtverhau versehener Schützengraben nach dem anderen mußte



erstürmt werden. Als wir einige Stunden später über das Gefechtsfeld fuhren, lagen dort sehr viele Russen, Deutsche nur wenige. Loch an Loch von den Granaten, tote Pferde, zerbrochene Wagen, verbrannte Häuser, die Drahtverhaue, es ist nicht zu beschreiben. Die Brücke war gesprengt, und wir mußten über eine furchtbar wackelige Notbrücke. Was das heißt, mit Pferden und Kanonen, könnt Ihr Euch wohl denken. Die Bewohner Galiziens haben wir so recht kennen gelernt, wie man es bei einer Reise niemals könnte. Wir kriechen bei jedem Aufenthalt während des Marsches in alle Spelunken hinein, um irgendwelches Fett oder dergleichen zu ergattern. Die Häuser haben nur einen Raum zum Aufenthalt für die Familie, hier hausen die Leute oft mit 10 bis 12 Kindern. Was ist das für ein Gewimmel, wenn man hineinkommt! Im Gegensatz zu den Häusern sind die Kirchen durchweg schöne Bauten. Himmelfahrt konnten wir die Leute in ihrem besten Staat sehen, meilenweit gingen sie zur Kirche. Augenblicklich stehen wir auf einer Lichtung mitten im Walde, bei dem schönen Wetter eine wahre Erholung. Morgens haben wir hier auch das Pfingstfest gefeiert, nachmittags „auf Deubel komm heraus“ gepfeffert, so daß wir keine Patrone mehr hatten. Der zweite Pfingsttag verlief ruhig. Nachts ist immer ein riesiges Geknatter, da die Russen oder wir meistens etwas unternehmen.

Ruckowola, nordöstlich Lublin, August 1915.

Es geht immer kräftig weiter. Nach heftigen Gefechten überschritten wir am 30. Juli die Bahnstrecke Lublin-Cholm. Wir können jetzt wieder mitschießen, da wir eine neue Kanone bekommen haben; daß wir einen Rohrzerspringer hatten, schrieb ich Euch schon; es wurde auch höchste Zeit. Bei Lenschna hatten wir wieder stark befestigte Stellungen der Russen vor uns. Als wir später dort vorüber kamen, sahen wir noch die Toten und Verwundeten umherliegen. Wir kämpfen jetzt unmittelbar neben den Österreichern, so daß wir sie so recht kennen lernen. Ein Elend ist es, diese Verwüstungen anzusehen, ganze Dörfer werden von den Russen niedergebrannt, das Vieh läuft überall umher, oft entsteht dann eine wilde Jagd, bis das Gequieke eines Schweines uns anzeigt, daß uns am Abend ein guter Braten in Aussicht steht. Die Bewohner sind meistens in die Wälder geflüchtet, kamen aber bei unserem Herannahen bald wieder, wir behandeln sie aber auch tatsächlich sehr gut. Lange wird unseres Bleibens in Rußland wohl nicht mehr sein, dann geht es wieder nach Frankreich. Hier den Winter zu verleben, wäre allen nicht angenehm. Die Nächte werden schon so kalt, wenn wir manchmal im Chauffee-graben ohne Zelt übernachten, um bei Tagesgrauen in Stellung zu gehen.

Frankreich, 28. 2. 1916.

Ich bin heute als Meldereiter zur Abteilung kommandiert und habe den Krieg kennen gelernt wie noch nie, solange ich im Felde bin. Schon gestern Abend setzte der Franzmann einige Gruppen hier nach Maison blanche. Um 4 Uhr begann



der Sport, alle 5 Minuten kamen 40—50 Schuß, bald kamen auch Treffer, die ganze Bude der 4. Batterie wurde eingeschossen, auch unsere Pferdeställe wurden getroffen, 6 schöne Pferde getötet, die schon gefattelt standen, um fortgeführt zu werden. Als uns die Sache zu bunt wurde, gingen wir 14 Mann in den Keller. Während ich schreibe, liegen die Kameraden um mich herum und schlafen, über uns prasseln die Steine und krachen die Geschosse.

Sifonne, 9. 6. 1916.

Heute geht das Gerücht, daß wir wieder nach Rußland kommen, um die Österreicher zu entlasten, sie sollen an Geschützen und Gefangenen riesig verloren haben. Wenn die Russen nur die Pickelhaube sehen, wie voriges Jahr, werden sie schon wieder laufen lernen.

Auf der Reise.

Es geht wirklich wieder durch ganz Deutschland nach dem Osten. Am 1. Pfingsttage fuhren wir durchs schöne Thüringen. Im Juli langten wir in Wolhynien am Stochod an. Es war bis dahin bei den Russen ziemlich ruhig. Unsere Fliegertätigkeit war sehr groß, am 28. Juli begann ein starkes Trommelfeuer auf unsere Infanteriegräben, (die 91er lagen vor uns), und es steigerte sich mit jeder Stunde, so daß wir glaubten, die feindliche Infanterie würde bald zum Sturm aus ihren Gräben erscheinen. Aber scheinbar war er noch nicht genug vorbereitet, das Feuer flaute gegen Mittag ab. Um 1 Uhr bemerkten wir, daß das Artilleriefeuer links von uns nach und nach verstummte, und das war unser Pech. Die k. und k. Brüder, die Österreicher, hatten uns, wie wir es schon aus Erfahrung kannten, wieder mal im Stich gelassen. Beim Sturmangriff gingen sie so schnell zurück, daß unsere Batterien sich nicht mehr in Sicherheit bringen konnten, so daß wir trotz heftiger Gegenwehr viele Geschütze verloren. Die Prozen konnten glücklicherweise noch fortkommen. Als es hieß: Stellungswechsel nach rückwärts! suchte jeder von seinen Sachen noch soviel wie möglich mitzubekommen, nur meinen schönen Gummimantel habe ich zurücklassen müssen, sonst hat unser Geschütz noch am meisten mitbekommen. Von einigen Geschützen haben die Leute nichts gerettet. Wie sie gingen und standen, sprangen sie auf die Fahrzeuge, und im Trabe ging es über Knüppeldämme und Brücken aus der Feuerstellung. Nun hieß es noch, durch den Sumpf und über den Stochod zu kommen. Auf der Fahrt merkten wir erst, in welcher mißlicher Lage wir gesteckt hatten. Mit Mühe und Not haben wir unser Geschütz noch mitbekommen, es war mit 6 Pferden bespannt und drohte bis über die Achsen im Schlick stecken zu bleiben. Unser zweiter Vorratswagen ging dort verloren, die Russen werden sich über die vielen schönen Sachen gefreut haben. Nun hieß es wieder, unsere Stellung auszubauen, aber nach einigen Tagen wurde wieder Stellungswechsel befohlen, und wir mußten von neuem zu bauen anfangen. Rings umher brannte alles: Häuser, Kirche und Mühlen.

12*

Frankreich, August 1917.

Die Fliegertätigkeit ist gerade hier sehr rege, fast jeden Tag beobachten wir Kämpfe. Wir haben das Glück, daß die Staffel Richthofen gerade hier liegt; die dazu gehörenden Flugzeuge erkennt man daran, daß sie einen rotangestrichenen Rumpf haben. Freiherr v. Richthofen habe ich auch selbst gesehen. Man erlebt viel Interessantes. Hinter der englischen Linie sieht man deutlich drei zerstörte Tanks und 7–8 Flugzeuge, die von unseren Fliegern dort abgeschossen sind. Ein großartiger Anblick ist es, wenn unsere schweren Geschütze die englischen Gräben unter Feuer nehmen. Von der Größe der Dreckfontänen macht sich niemand einen Begriff, die Engländer machen es aber bei uns genau so. Hoffentlich geht auch fernerhin alles gut.

Herzliche Grüße von Eurem Victor.





Heinrich Wöbcken.



Heinrich Wöbcken

Wissenschaftlicher Hilfslehrer, Leutnant der Reserve und Kompagnieführer, E.R. I und II, F.-A.-R. I und II, geboren am 15. Januar 1886 zu Sillenstede, Sohn des † Pfarrers Karl Wöbcken, erlangte Ostern 1906 auf dem Gymnasium zu Emden das Zeugnis der Reife und studierte in Göttingen, Lausanne und Halle Geschichte, Deutsch und Französisch. In Halle gehörte er dem akademischen Turnverein Gothia an. Hier bestand er am 29. Juli 1911 die Oberlehrerprüfung. Nachdem er am Gymnasium zu Oldenburg das Seminarjahr abgeleistet hatte, trat er, zugleich um das Probejahr zu beginnen, Ostern 1913 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule daselbst in den städtischen Dienst; die Anstellung als Oberlehrer wurde ihm während des Krieges in Aussicht gestellt. Rasch erwarb er sich die Wertschätzung und Freundschaft seiner Kollegen und die Liebe und Anhänglichkeit der ihm anvertrauten Schuljugend. Dem Strom der Begeisterung, die unser Volk beim Ausbruch des Krieges ergriff, gab er sich freudig und bewußt hin, und er trat sogleich als Kriegsfreiwilliger beim Feldartillerie-Regiment Nr. 62 ein. Im Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 20 lag er vor Reims und nahm teil an der Winterschlacht in der Champagne und an den Kämpfen um Vouquois in den Argonnen. Das Aussharren und die Leiden der Infanterie erfüllten ihn mit höchster Bewunderung und erweckten in ihm den Wunsch, zu dieser Truppe überzutreten. Als bald darauf die Aufforderung dazu an die Kriegsfreiwilligen bei der Artillerie erging, trat er als erster vor und wurde nun in das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 91 versetzt. Am 14. Juni 1915 mußte er aus fünf Wunden blutend das Kampffeld bei La Bassée verlassen. Aber sobald er seine Bewegungsfreiheit wieder erlangt hatte, nahm er noch vor seiner Entlassung aus dem Lazarett seine Berufsarbeit an der Oberrealschule zu Oldenburg wieder auf. Nach Heilung der Wunden wurde er wegen Lähmung des linken Arms aus dem Heeresverband entlassen, aber seine Gedanken waren beständig bei den Waffenbrüdern im Felde. Durch unablässige Übung brachte er es dahin, daß sein Arm wieder einigermaßen gebrauchsfähig wurde, und er rückte zum zweiten Male als Kriegsfreiwilliger ins Feld, um wieder seine Person und all sein Können bis zum äußersten einzusetzen. Die Sommeschlacht durchlebte er in dem ruhmvoll verteidigten Commiécourt. Anfang 1917 nahm er an einem Offizierskursus teil. Als Vizefeldwebel kehrte er zu seinem alten Regiment zurück, wurde zum Leutnant befördert, kämpfte bei Langemark und Paschendaale und wurde hier zum zweiten Male verwundet, ein Granatsplitter hatte ihm eine Hand durchbohrt. Da er außer von seinen Wunden von La Bassée noch Denkzeichen von Säbelmensuren auf Brust, Kopf und Arm von der Universität her trug, so fragte ihn jemand in diesen Tagen, ob noch eine Stelle an seinem

Körper nicht mit Narben geziert sei. „O doch,“ entgegnete er, „der Rücken, aber da gehören sie auch nicht hin.“ Diesmal nahm die Heilung nur kurze Zeit in Anspruch, dann war er wieder bei seinen Leuten, ein allzeit fröhlicher Kamerad und gerechter, fürsorglicher Vorgesetzter. Nach der Märzoffensive 1918 bekam er das Eiserne Kreuz I und wurde Kompagnieführer. Am 21. August erlitt sein Regiment starke Verluste. Er lag mit seiner Kompagnie in der 4. Linie, doch bei dem überraschenden Angriff, der das Regiment vor allem in der rechten Flanke traf, gelang es ihm nur, mit einem sehr geringen Teil seiner Kompagnie in die nächste Aufnahmestellung zurückzukommen. Er war wohlgemut wie immer und scherzte, am meisten freute ihn, daß er seine Zigarren, eine halbe Kiste, gerettet habe. Die Reste des 3. Bataillons führte er am 22. August abends 10 Uhr aus dem Lager Bihucourt wieder in die oben erwähnte Aufnahmestellung zur Verstärkung nach dem Bahndamm von Archiet le Grand durch schweres Feuer vorwärts und besetzte ihn am 23. August frühmorgens. Bis 11 Uhr vormittags hielt er sich mit seiner tapferen Besatzung, die nur noch aus 30 Mann vom ganzen 3. Bataillon bestand. Dann setzte ein furchtbares Trommelfeuer ein, und kurz darauf griffen die Engländer mit ganz frischen Kräften an, 1130 hatten sie den rechten Flügel des Bahndamms genommen. Unsere Leute blieben mit geringen Ausnahmen, wo sie waren, ohne zu weichen. Ihr heldenmütiger Führer wurde zuletzt tapfer kämpfend gesehen, seine ganze Kompagnie war verwundet, gefallen oder vermißt. Durch Gefangenenausagen erfuhren die Angehörigen, daß er durch einen Granatsplitter in den Rücken getroffen und augenblicklich den Heldentod gefunden hat.

An den Lehrkörper der Oberrealschule zu Oldenburg richtete Oberbürgermeister Tappenbeck am 10. November 1918 ein Schreiben, worin sich folgende Worte finden: „Die Kunde von dem Heimgange unseres Heinrich Wöbken hat mich tief erschüttert. Am 23. August ist er gefallen, ein Offizier von unvergleichlichem Heldentum, ein leuchtendes Vorbild in Vaterlandsliebe und Pflichttreue. . . . Die Oberrealschule erleidet in diesem neuen und hoffentlich letzten Kriegsoffer einen schweren, kaum ersetzbaren Verlust. Der Gefallene, nach dem großen Erleben im Kriege noch vertieft und geläutert, hatte sich schon im Frieden als tüchtige und gesunde Persönlichkeit von hohem Pflichtgefühl bewährt, von seiner Erziehungsarbeit an der Jugend war das Beste zu hoffen. Was die dunkle Zukunft unserem so schwer heimge suchten deutschen Vaterlande auch bringen möge, wir wollen nie aufhören, unsere Kriegshelden zu ehren und ihrer mit heißem Danke zu gedenken!“

Feldpostbriefe.

Oldenburg, 15. 10. 1914.

Endlich ins Feld! Wir warten mit gepacktem Tornister auf den Befehl zum Abmarsch. Heute oder morgen geht es ins sonnige Frankreich; nichtsdestoweniger habe ich mir einige solide Unterhosen eingepackt.

Vor Reims, 26. 11. 1914.

Hier wird nicht gewimmert über Strapazen und Gefahren. Man freut sich seines Lebens, wenn es einem gut geht, und man freut sich noch mehr, wenn man es vorher schwer gehabt hat. Für meine Person kann ich sagen, daß ich noch nie so glücklich gewesen bin wie jetzt, wo ich mein Volk in siegreichem Aufstiege weiß und selbst, was an mir liegt, daran mithelfen kann. Wer da mitten in Lebensfreude und Wagemut ohne Siechtum und Krankenlager abgerufen wird, den braucht man nicht zu bedauern und zu beweinen. Mir fällt ein, was Henkel¹⁾ sagte: „Nie habe ich Mannesgesichter so schön und vergeistigt gesehen wie in der Stunde der Gefahr.“

Vor Reims, 10. 12. 1914.

Meine Kameraden an der Kanone sind: Vogt, Maler aus Dikumer Verlaet, unser bester Koch — Spezialität: Erbsensuppe und Brotsuppe mit Speck —, Zimmermeister Held aus Osnabrück und Forstarbeiter Sanders aus Bentheim, trefflich bewährt im Bau von Unterständen, Rotholt, Student der Musik, leitet den Gesangverein im Kasino. Dann meine Wenigkeit; ich kann eigentlich garnichts Besonderes, als hier und da den Dolmetscher spielen. — Von allen Geschützbedienungen harmoniert meine am besten. Ich habe nie gehört, daß an meiner Kanone unfreundliche Worte fielen.

Vor Reims, 1. Weihnachtstag 1914.

Das war mal ein Weihnachten! Es war klares, sternhelles Frostwetter. Nachdem wir Säcke voll Post mühsam herbeigeschleift hatten, wurde in unserer Höhle ein Bäumchen angezündet, die Offiziere besuchten uns, und dann haben wir Weihnachten gefeiert, so schön und traulich, wie man es nicht besser feiern kann. Ich mußte immer an den Vers im Daheim denken, dessen Bilder unser Heim schmücken:

Es klirrt die Welt von Stahl und Eisen,
Die Erde trinkt in Blut sich satt.
Und dennoch steht der Stern der Weisen
Hoch über Bethlehem der Stadt.

Aber auf dem Posten waren wir auch. Die Geschosse lagen bereit. Die Stellschlüssel umgehängt gingen die Kanoniere zu Bett — in das große Bett für das ganze Geschütz. Ein Mann immer auf Wache. Wer vom 2. Geschütz in die Heimat kommt, wird zeitlebens an diesen Weihnachtsabend denken.

Vor Reims, 30. 1. 1915.

Unser alter, prächtiger Unterstand! Mit Gesang gingen wir zu Bett und mit Gesang wurde Kaffee gekocht. Allmählich wird es aber langweilig, immer an derselben Stelle zu liegen. Deshalb ist in einer der nächsten Nächte Stellungswechsel.

¹⁾ Sein früherer Lehrer am Gymnasium zu Jever und Teilnehmer am Burenkrieg.



Dann heißt es: Kanoniere, aufgefressen; und wir können, sobald wir außer Schußweite sind, singen: „Wir lassen uns fahren Im sechsspännigen Wagen.“ Wohin, darüber kann man nur Vermutungen aufstellen.

Feldlazarett, 1. 7. 1915.

Wir waren in vorgeschobener Stellung und bekamen drei Tage lang 150 bis 300 Schuß. Am 4. Tage setzte ein Feuer vom Feldgeschütz bis zum 28 und 34 cm ein. Wir zählten die erste halbe Stunde 250 Schuß, dann hatten wir schwere Verluste und vergaßen das Zählen. Das ging von 11 Uhr morgens bis 8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends mit $\frac{1}{2}$ Stunde Teepause um 3 Uhr. Dann wurde es ruhig. Bei Dunkelheit setzte wieder das Feuer ein, die ganze Nacht. Ich hatte mit meiner Gruppe die Sappe rechts vom Brückenkopf besetzt. Es gelang mir, trotz des Feuers die halb zugeschüttete Sappe wieder in Stand zu setzen. Am 14. bei Tageshelle begannen wieder die schweren Geschütze, daß die Sandsäcke haushoch in die Luft sausten. Gegen Abend steigerte sich das Feuer zum Orkan, dann flaute es ab. Wir erwarteten den Angriff. Unser Drahtverhau war wie weggrasiert. Die Handgranaten lagen zum Empfang bereit, aber der Engländer wagte sich noch nicht vor. Das Artilleriefeuer begann wieder. Da traf mich ein flankierendes Schrapnell. Ich spüre einen heißen Schmerz im linken Unterarm. Das Blut sprudelt heraus. Gleichzeitig sehe ich meine Hose auf beiden Beinen vom Knie bis zu den Hüften aufgerissen. Ich eile zum Sanitäter, der im ersten Quergraben war. Unterwegs traf mich ein zweites Schrapnell. Da wollte ich mich nicht weiter hegen lassen und setzte mich an eine Brustwehr, um in Ruhe zu sterben. Aber Gott hat mich gerettet. Wie der Arzt mir nachher sagte, verstopfte Blutgerinself die Schlagader. Dann kam der Sergeant Stölk und legte mir den ersten Verband an. Als der Sanitäter kam, schickte ich ihn weg zum Brückenkopf, wo, wie ich hörte, einem der Arm abgerissen war. Als es dunkel wurde, ging ein Verwundeter, dem, wie mir, der Arm gebrochen war, mit einem Begleiter zum Verbandplatz. Ich schloß mich ihnen an und humpelte hinterher. Der Engländer streute das ganze Gelände ab. So oder so, wir mußten durch. In einem zerschossenen Laufgraben wurden wir alle drei von einem Schrapnell am Kopf verwundet. Dabei zeigte sich mein Kopf viel härter als meine Feldflasche. Meine Feldflasche wurde zwei Tage vorher durch und durch geschossen, aber als man mir am Verbandplatz die Mütze abnahm, fielen drei bis vier Schrapnellkugeln heraus, und ich hatte nur ein Loch im Kopf.

31. 7. 1916.

Ich habe eine Knarre, 90 Patronen, ein halbes Brot, zwei Würste, ein großes Stück Speck und frohen Mut, nun kanns losgehen. Es wird auch Zeit, daß ich wieder hinkomme. — Nun leb wohl, Mutter! Es geht um die Entscheidung, ob alles, was an Opfermut und Hingabe geleistet worden ist, noch in zwölfter Stunde genommen werden soll, oder um den Sieg. Was auch die Welt an Schrecken

erfinden mag, was an mir liegt, sollen sie nicht durch. Ich gehe frohgemut wie vor zwei Jahren. Grüße sie alle und sei herzlich begrüßt von Deinem tapfern Landsoldaten.

An der Somme, Oktober 1916.

Jetzt vor zwei Jahren rückte ich aus. Ein gewaltiger Unterschied zwischen damals und heute. Damals fühlten wir uns sicher, wenn wir Bretter und ein bis zwei Meter Erde über uns hatten, jetzt sitzen wir in tiefen Stollen, mit Grubenholz abgesteift. Alle haben mindestens zwei Ausgänge, die neuen, nach der Offensive gebauten, fünf und sechs. Auf über 30 Stufen steigt man in die Tiefe. — Das Artilleriefeuer dröhnt fast ununterbrochen. Bei Nacht ist der ganze Horizont ein zuckendes Flammenmeer. In derselben Weise, wie wir hier Zeit gewinnen, verstärkt sich unsere Stellung und unsere Artillerie, während die Angriffslust des Gegners erlahmt. Wer mal da war, hat keine Lust, zum zweitenmal zu stürmen, und außerdem nutzen die Geschütze ab. Die sich überschlagenden und dann unwirksamen Granaten werden immer häufiger. Man kann ja, wenn man Pech hat, sich den Finger in der Nase abbrechen, aber sonst können wir mit Ruhe in die Zukunft sehen.

Flandern, 3. 8. 1917.

Die letzten Tage waren Eisen, Gas, Stahl, Regen, Sumpf, Schlamm, Dreck, Hunger, Durst, Schlamm und wieder Schlamm mit Eisen vermischt. Es geht mir aber gut.

Flandern, 11. 8. 1917.

Nach langem, langem Warten, aufreibenden Märschen und unter freiem Himmel wachend zugebrachten Nächten die große Schlacht! Was ich an Bildern der Zerstörung auf dem Anmarsch gesehen habe, ist wohl das Furchtbarste, was je ein menschliches Auge gesehen hat. Die schweren und schwersten Geschütze griffen in die Straßen und warfen mit Riesenfäusten Eisen und Pflastersteine um sich. Tote, Verwundete, Pferdekadaver, zerschossene Wagen, Staub, Qualm — aber weiter, weiter, wir müssen durch. Dann langes Warten in Bereitschaft, bald gute, bald beunruhigende Gerüchte und endlich die Gewißheit, das Regiment greift an. Angriffsziel: der Steenbach. Im Dunkel der Nacht über Wasser und Pfützen, über den von Granaten zerpflogten Ehrenfriedhof der Jungregimenter von 1914 bei Langemark. Der Boden zittert unter dem Stoß einschlagender Blindgänger. Das Angriffsziel ist erreicht, dann zwei Tage in Granattrichtern. Der Regen strömt unaufhörlich. So etwa müssen die Menschen bei der Sündflut gefühlt haben. Die Trichter füllen sich mit Wasser. Nirgend ein Halt, wo man den vom Stahlhelm müden Kopf gegenlehnen könnte. Endlich die Ablösung. Wir kommen in die zweite Linie, in leidliche Unterstände. In der Nacht darauf (vom 2. auf 3. August) bekomme ich Befehl, die 5. Kompanie, die vorne liegt, zu übernehmen, weil alle Offiziere verwundet sind. Am Mitternacht komme ich an. Drei Stunden

später werde ich abgelöst, dann geht es in ein befestigtes Lager, einige Kilometer rückwärts. In der Nacht soll das Regiment zurückgezogen werden. Ich habe den Ablösungsbefehl schon in der Hand, da kommt durchs Telephon Befehl vom Regiment, sofort die eine Stellung vorne zu besetzen. Die Kompagnie hat noch nicht gegessen. Die Küchen sind da, aber was hilft's! In einer halben Stunde bin ich am Platze und fülle die Lücke, die vorzeitige Mutlosigkeit anderer Truppen gebildet hatte. Ich melde: „Bitte um Ablösung, bin ohne jede Verpflegung.“ Die Ablösung soll bald kommen, kommt aber nicht. Einen Becher Kaffee für den Mann und etwas Brot schaffe ich noch im Morgennebel heran. Damit den ganzen Tag im schwersten Feuer! Nach 26 Stunden kommt die Ablösung wie eine Erlösung. Das englische Feuer heßt die müden Gestalten vor sich her. Endlich sind wir aus dem Feuerbereich. Lastautos bringen uns in unser Ruhequartier. Dann geht es mit der Eisenbahn in ein Dorf weiter rückwärts. Hier ist es herrlich. Fast jeder Mann hat sein Bett. Die Uniformen hängen ihnen wie Fesseln vom Leibe, sie haben aber schon ihren Humor wieder, da wird das Fett auch bald wieder kommen.

Flandern, 20. 9. 1917.

Ich muß gleich noch mal ins Gefecht. Nun mag kommen, was da will. Von den letzten Tagen kann ich sagen:

In wieviel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über mir Flügel gebreitet.

Flandern, 12. 12. 1917.

Vorne liegen wir in kleinen schlammigen Fuchslöchern, etwa 80 m vom Feinde. Das hat das Gute, daß man kein Artilleriefeuer mehr bekommt. Die englische Infanterie, die übrigens noch dreckiger liegt wie wir, verhält sich untätig. So ist alles ohne Verlust zugegangen. Nur gefroren haben wir schändlich. Ich hatte doppeltes Unterzeug und doppelte Strümpfe an, aber was hilft das alles, wenn man bis zum Bauch durch den Schlamm muß. Dazu kann man sich bei Tage nicht bewegen und muß mit angezogenen Knien in seinem Loch sitzen wie Diogenes in seiner Tonne, nur daß dem noch die Sonne schien.

11. 4. 1918.

Am 21. März Befehl der Obersten Heeresleitung: der Angriff beginnt 9⁴⁰ Uhr vormittags. Wir waren zweite Welle. Tausende von Geschützen läuteten den Angriff ein. Über die ersten Gräben fast ohne Verluste. Dann Angriff bei Tag und Nacht. Mit Ruhm kämpften englische Flieger und einzelne Maschinengewehrnester, sonst mäßiger Widerstand. — Am ersten Tage hatte ich selten das Gefühl der Gefahr. Da ich vornweg war, sah ich auch nicht, was hinter mir fiel. Einmal schoß ein Engländer mir eine Gewehrgranate fast ins Gesicht. Ein anderes Mal wollte ich zu einem Schützen in ein Granatloch springen, im selben Augenblick

wurde der Mann durch die Brust geschossen. Die Kugel muß mir zwischen den Beinen durchgegangen sein. Am zweiten Tage fiel neben mir ein Vizefeldwebel. Die Granate schlug etwa $1\frac{1}{2}$ m vor mir auf's Pflaster, ich bekam nur einige Steine gegen den Körper. Abends bekam ich noch ein Sprengstück, das keine Kraft mehr hatte, flach auf's Herz. Ich taumelte die Straßenböschung herunter, sonst aber tat es mir nichts. Am 23. März schlug eine Granate hinter mir ein und tötete meine Ordonnanz hinter mir und noch einen Mann. Am 24. März nachts blieb ich beim Sturm auf Ervillers mit der Wickelgamasche im Drahtverhau hängen. Ich hatte das Gefühl: das ist das Ende. Ich kam zwar wieder los, lag dann aber in einem flachen Trichter so im Sperrfeuer, wie ich es selten gehabt habe. Während ich mich mit den Händen noch etwas einkrachte, bekam ich ein Sprengstück durch den Rucksack. Da dachte ich: „Rufe mich an in der Not —“, das half mir. Nachher an der Straße Ervillers-Mory war es sehr ernst. Der Feind kam in die rechte Flanke und rannte in dichten Massen an. „Deutsche Schweine,“ riefen sie. Unsere Leute sind Helden. Wenn den Richtschützen am Maschinengewehr ein Kopfschuß hintenüber warf, trat ohne weiteres der Nächste ans Gewehr, bis er zu seinem Kameraden geworfen wurde. Andern Tags suchte der Engländer uns zu umzingeln. Wenn er heranging, wie unsere herangegangen waren, dann waren wir verloren. So hielten wir uns bis zur Dunkelheit, wo wir Ersatz bekamen. Dann ging es zurück über das alte Schlachtfeld. An einer Stelle lagen etwa 60 Tote fürs Massengrab zusammengetragen. Auf dem linken Flügel lag ein Offizier von etwa 30 Jahren. Obwohl der Anblick des Todes ja hier nichts neues ist, habe ich nie so ergriffen vor einer Leiche gestanden wie vor diesem Unbekannten. Der Mund war geschlossen, und der ganze Ausdruck des Gesichts schien zu sagen: „Ich ruhe aus von meiner Arbeit.“ Neben ihm lag ein 18—19jähriger Vizefeldwebel, den Mund halb geöffnet wie im Erstaunen über das Geheimnis des Todes.

Heinrich Zedelius

Kaufmann, Sohn des 1905 verstorbenen Ziegeleibesitzers Heinrich Zedelius zu Neuenburg, geboren am 11. April 1888 zu Alstede in der Gemeinde Neuenburg, Besuchte von 1901 bis 1905 das Realgymnasium zu Detmold, wo er die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangte. Im Alter von 22 Jahren gründete er ein Mehl- und Getreidegeschäft, war rastlos tätig und hatte sich bereits einen großen Kundenkreis erworben, als der Krieg ausbrach. Ende Oktober 1914 trat er bei der oldenburgischen Infanterie ein und rückte am 1. Februar 1915 mit dem Infanterie-Regiment Nr. 260 ins Feld nach Rußland, wo er die Bewegungskämpfe mitmachte. Beim Übergang über die Windau¹⁾ auf einer Schwimmpatrouille erkrankte er in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1915 und fand so zusammen mit etwa 30 Mann den Heldentod für das Vaterland. Die Kompanie bedauerte den Verlust eines so tüchtigen Unteroffiziers, der bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen sehr beliebt war und sich stets durch großen Mut und Tapferkeit vor dem Feinde auszeichnete.

Feldpostbriefe.

Altengrabow, 31. 1. 1915.

Meine liebe Mutter!

Ich habe mich sehr gefreut, Dich heute nochmal telephonisch gesprochen zu haben; denn heute rücken wir endgültig aus. Heute morgen habe ich mein Auto nach Magdeburg gebracht. Ich bin jetzt sehr gut auf dem Damm und freue mich, daß es endlich losgeht und ich meine Pflicht als Soldat erfüllen kann. Also nochmals ein herzliches Lebewohl und allen viele Grüße.

Dein treuer Sohn Heinz.

Rukowo bei Suwalki, 20. 2. 1915.

Heute ist es mir zum ersten Mal möglich gewesen, ein Lebenszeichen zu geben. Mir geht es vorzüglich, ich habe alles gut überstanden. Wir hatten die ganze Zeit große, anstrengende Märsche, haben aber jetzt die Russen gründlich geschlagen, heute ist der erste Ruhetag. Vor allen Dingen mache Dir meinetwegen keine Sorgen; denn die Sache sieht von weitem schlimmer aus, als es in Wirklichkeit ist. Bis jetzt habe ich in den 3 Wochen weder irgend etwas von Euch empfangen, noch sonst ein Zeichen zu Gesicht bekommen. Wir sind damals in Insterburg ausgeladen und von dort hin und her marschiert. Täglich größere

¹⁾ Heeresbericht 15. Juli 1915: In kleineren Gefechten an der Windau, abwärts Rurschan wurden 2 Offiziere, 425 Russen zu Gefangenen gemacht.



Heinz Zedelius.



Märsche, die hauptsächlich im Anfang bei der Kälte sehr beschwerlich waren, jetzt, da Tauwetter ist, angenehmer sind. In den ersten Tagen war die Verpflegung schlecht, da nichts nachkommen konnte, jetzt leben wir aber sehr gut, wir lernten es auch inzwischen, wie man requiriert. Wir haben riesige Mengen Gefangene gemacht. Als Koch habe ich mich gut ausgebildet, ich brate fast täglich Fleisch und Kartoffeln, nur Brot ist sparsam.

Ludwino, 30/31. 3. 1915.

Endlich Ruhe nach langer, anstrengender Zeit. Wir haben schrecklich anstrengende Tage, neun Wochen gehabt, und ich bin auf Befehl meines Hauptmanns seit gestern auf vorläufig etwa 8 Tage zur Schonung zur großen Bagage kommandiert und bin hier vorzüglich aufgehoben. Vom Kantinenwagen habe ich mir Margarine, Schokolade, Waffeln und Zigarren gekauft, und man lebt hier, da es gestern gekochte Gans und heute morgen Spiegeleier gab, nach unserem Begriff vorzüglich. Die letzte Nacht habe ich nach einem Monat zum ersten Mal meinen Schlaffack benutzen können, Unterzeug und Hemd konnte ich seitdem einmal wieder wechseln. Du kannst Dir die Erholung denken; ich saß nämlich voll von Läusen, und mein Körper ist von Stichen übersät, ich kann nun lauslos und ruhig schlafen.

Girtokol, 5. 5. 1915.

Leider mußte ich Euch einige Tage ohne Nachricht lassen, da wir keine Gelegenheit hatten, Post zu senden. Am 1. Mai sind wir von Georgenburg nach Wozgiry marschiert, wo wir von abends 8 Uhr bis morgens $\frac{1}{2}$ 3 Uhr blieben, um dann weiter nach Rossijeny zu wandern, wo wir gegen 9 Uhr eintrafen. Hier wurden uns Quartiere, wie stets in einer Stadt, bei Juden angewiesen, die wir leider jedoch nur einige Stunden bewohnen konnten, da wir nachmittags bereits 2 km von der Stadt schanzen mußten und dort die Nacht in einem Bauerngehöft verblieben. Am 3. Mai sind wir dann wieder in Rossijeny eingerückt, um nach dem Mittagessen eine 2 km westlichere Stellung zu besetzen. Es kam jedoch anders. In dem Orte Kolnuje, welchen wir am Tage vorher auf dem Marsche nach Rossijeny passiert hatten, wurden Kosaken gemeldet, welche bereits einige von unseren Nachzügeln abgefangen hatten. Ferner sollte eine feindliche Brigade auf den Ort im Anmarsch sein, so daß wir plötzlich nach Kolnuje zurück mußten, wo wir abends gegen 8 Uhr eintrafen, vom Feinde jedoch wie gewöhnlich nichts sahen, so daß wir zu unserer Sicherheit die ganze Nacht nur Schützengräben ausheben mußten. Von unserer Stellung aus konnte ich am andern Morgen durch mein Glas größere Kosakenpatrouillen sehen, die sich in aller Eile zurückzogen. Gestern nachmittag dann mußten wir den Feind in Richtung Girtokol verfolgen, und abends war dieser Ort in unserem Besitz. Der Feind zog sich, während wir angriffen, fluchtartig zurück, so daß ich die Russen nur in der Ferne durch mein Glas gesehen habe.

Zemigola, 22. 5. 1915.

Vorgestern haben wir die Dubissa in der Nähe von Quirwice überschritten und Betigola nach eintägigem Kampfe genommen. Den Fluß haben wir nachts 1 Uhr an einer feichten Stelle durchwatet und dann den ganzen Tag bei schönstem Wetter im Gefecht gelegen. Leider verlor ich von meiner Korporalschaft meinen Puzer, er wurde 20 m vor dem Schützengraben von der feigen Bande getroffen, nachdem die Kerls als Zeichen der Ergebung mit weißen Tüchern gewinkt hatten; ohne Deckung wollten wir daher die Gesellschaft gefangen nehmen. Es ist zu scheußlich, von diesen Barbaren so hintergangen zu werden, Du kannst Dir unsere Wut denken. In solchen Augenblicken sollte man überhaupt keine Gefangenen machen. Es ist nur gut, daß unser Gegner blindlings in Salven schießt und wir immer wenig Verluste haben. Da unser schneidiger Regimentskommandeur mal wieder zu schnell vorgegangen war, so haben wir Betigola noch in der Nacht geräumt und uns über die Dubissa nach Zemigola zurückgezogen, wo wir am Flusse in Schützenlöchern in guter Deckung liegen. Mein Zug liegt am Waldrande, die Birken ringsherum tragen seit einigen Tagen junges Grün und mahnen uns an den morgigen Pfingsttag. Meine Gedanken sind daher auch stets bei Euch, und die Sehnsucht nach Heimat, Ruhe und Frieden ist in dieser Zeit besonders groß.

Munkun, 7. 6. 1915.

Mir geht es immer noch gut. Am Tage wird meistens geschlafen und nachts gewacht. Die Nächte sind sehr kurz, von $\frac{1}{2}$ 10 bis $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, so daß wir nur 4 Stunden scharf zu wachen haben. Von den Unteroffizieren, die mit mir im Februar ins Feld gezogen sind, sind alle bis auf einen verwundet, einer ist gefallen, am 28. Mai bei einem Sturmangriff, Thöle aus Nadorst, ein lieber, netter Kamerad; ich habe ihn noch mit verbunden und hätte nicht gedacht, daß er nicht durchkommen würde; denn es war nur ein Oberschenkelschuß; aber der Blutverlust war zu groß. Es ist zu schade, daß mein alter Kompagnieführer Hauptmann von Vietinghoff nicht mehr bei uns ist. Jetzt, da er uns fehlt, merkt man so recht, was er uns gewesen ist, und alle alten Leute sehnen sich nach seiner Führung. Erkundige Dich doch mal, ob er zu uns zurückkehrt; denn es würde bei allen große Freude herrschen, wenn er bald wieder hier wäre.

Wißburg, 14. 6. 1915.

Um die Wege und Gräben vor unserem Schützengraben abzusperren, lasse ich von meinen Leuten seit einigen Tagen Spanische Reiter, längliche mit Stacheldraht überspannte Gestelle, herstellen, die wir heute Abend mitnehmen. Damit ihr Euch eine Vorstellung davon machen könnt, werde ich später mal im Garten einen Schützengraben mit Unterständen und Drahtverhauen bauen. Mein Bett könnt Ihr übrigens nur verkaufen, ich bin nur noch gewöhnt, auf Stroh zu schlafen. Das letzte Federbett sah ich am 31. Januar in Altengrabow. Was für eine schöne, glückliche Zeit hat man doch früher bei Euch erlebt, es kommt mir alles wie ein Traum vor.



Karl August Zedelius.



Karl August Zedelius

studiosus iuris, Leutnant der Reserve, Sohn des 1905 verstorbenen Ziegeleibesitzers Heinrich Zedelius zu Neuenburg, geboren am 17. August 1893 zu Alstede in der Gemeinde Neuenburg, besuchte 1905 bis 1912 das Gymnasium in Oldenburg und studierte in Freiburg, München und Kiel Rechtswissenschaft. Beim Ausbruch des Krieges meldete er sich in Oldenburg sofort als Kriegsfreiwilliger und wurde in das Ostfriesische Feldartillerie-Regiment Nr. 62 eingestellt. Als Kraftwagenführer abkommandiert, kam er Anfang November 1914 ins Feld nach Lille zur Bayerischen Kraftwagenkolonne und darauf zu den 62ern, die vor Reims lagen. Im Mai 1915 machte er mit diesem Regiment den Durchbruch bei Gorlice mit und rückte bis Brest-Litowsk vor. Zum Vizewachtmeister befördert, ging er zur Infanterie, Oldenburger Nr. 91, über. Nach der Genesung von einer Blutvergiftung am Arm, die ihn in die Heimat führte, tat er längere Zeit Garnisondienst. Im Frühjahr 1916 kam er wieder ins Feld nach Frankreich. Im Juli kämpfte er mit seinem Regiment am Stochod in Wolhynien und wurde am Kopfe leicht verwundet. Dies brachte ihn wieder in die Heimat. Im Herbst 1916 stand er in Frankreich beim Reserve-Infanterie-Regiment 74, wurde aber bald darauf als Leutnant zur Ausbildung von Rekruten des Infanterie-Regiments 465 nach Munster und Lockstedt kommandiert. Im Frühjahr 1917 rückte er mit diesem Regiment wieder ins Feld und nahm bis zum Herbst an den Kämpfen an der Somme teil. Im Oktober machte er die Kämpfe in Flandern mit und erhielt bei Paschendaele die Tapferkeitsmedaille. Im Winter auf 1918 lag er als Kompagnieführer südlich von St. Quentin im Stellungskampfe. Beim Beginn der großen Angriffsbewegung im Frühjahr 1918 fiel er am 22. März südlich St. Quentin bei Artemps. Eine Fliegerbombe raffte ihn, Leutnant Hoyer und mehrere andere dahin. Sie fanden bei Artemps ihre letzten Ruhestätte unter einer Baumgruppe an einem Kreuzfig. Das Eiserne Kreuz wurde ihm nach den Sommekämpfen vom Kaiser persönlich überreicht, er war auch Inhaber des Friedrich August-Kreuz I und II. „Mir ist mit Ihrem Sohn,“ schrieb der Bataillonskommandeur an die Mutter, „einer meiner besten Kompagnieführer genommen, uns allen ein sehr lieber Kamerad, mit dem wir manche vergnügte Stunde verlebt haben. Ganz besonders vermisst ihn seine 11. Kompagnie, die unter seiner Führung so manchen harten Kampf siegreich bestanden hat.“

Feldpostbriefe.

14. 5. 1916.

Meine liebe Mutter.

Seit dem 20. April habe ich keine Nachricht von Euch. Mir geht es immer gut, allerdings ist es jetzt sehr anstrengend. Dem Gardekorps ist hier der Durch-



bruch glänzend gelungen, der Feind geht in Eilmärschen zurück, auch wir haben daher große Märsche in dem unwirtlichen Gelände machen müssen. Zuerst war die Gegend sehr unkultiviert, jetzt wird es besser. Wir kamen bereits wiederholt ins Gefecht, einmal erst erhielten wir Artilleriefeuer; einem Pferde, das ich hielt, wurden zwei Beine abgeschossen, es war ein gewaltiger Luftdruck, als das Geschöß neben mir niederging. Ich glaubte erst, ich sei auch verwundet. Verschiedene Schüsse kamen dann noch ganz in die Nähe, richteten aber nichts aus. Die Russen haben hier fast gar keine Artillerie, wir glauben, daß sie sie in eine bestimmte befestigte Stellung zurückgenommen haben. Daher wird jetzt auch sehr vorsichtig vorgerückt. Die Bevölkerung, glaube ich, ist halb russisch gesinnt. Nachts ist es hier immer sehr kalt, an Häuserquartiere ist natürlich gar nicht zu denken. Heute oder morgen werden wir nun wohl wieder ins Gefecht kommen. Wir liegen vor einem breiteren Fluß, dessen Brücke zerstört ist. Die Pioniere sind an der Arbeit. Unser Großherzog erschien auch plötzlich, ihm machte es viel Spaß, als eine Batterie auffuhr und die Russen auf einem gegenüberliegenden Berge beschuß, ohne daß das Feuer erwidert wurde. „Das ist ja was für die Fliegenden Blätter,“ meinte er.

Pfingstsonntag, 23. 5. 1915.

Wo wir uns eigentlich befinden, weiß der Teufel. Die Ortsnamen sind unaussprechlich, und zudem besitze ich keine Karte. Jedenfalls liegen wir hier jetzt in einer ganz finsternen, gottverlassenen Gegend, nicht weit hinter dem San. Die Kämpfe vor dem San waren sehr schwer, die Infanterie hat große Verluste gehabt, die Kompagnien haben jetzt fast nur noch die halbe Stärke, allerdings sind viele Kranke dabei. Was jetzt eigentlich mit uns geschehen soll, weiß ich nicht. Wir liegen jetzt seit einigen Tagen mit der Front nach Nordost fest. Wir lösten hier die 20. Division ab, und wie es heißt, sollen uns jetzt die Österreicher in diesen Stellungen ablösen. Hoffentlich geht es bald wieder weiter.

3. 7. 1915.

Wir liegen jetzt schon ein gut Stück in Rußland hinein, bald werden wir in Lublin sein. Die Russen haben in diesen Tagen wirklich das Laufen gelernt. Seit gestern suchen sie wieder eine Höhe nach der andern zu halten, aber vergebens, die Infanterie nimmt ihnen jede Stellung. Natürlich sprechen wir auch dabei mit. Gestern nachmittag haben unsere vier Geschütze in der Batterie allein 830 Schuß abgegeben. Ein großer Unterschied besteht zwischen Rußland und Galizien, etwas mehr Zivilisation herrscht nun doch in Rußland. Wenigstens sieht man hier zuweilen Gärten und einige Steinbauten, was in Galizien vollkommen ausgeschlossen war. Gestern wurde ein Divisionsbefehl bekannt gegeben, daß nach Hause zu schreiben sei, es sollten an die 11. Armee nicht soviel Pakete gesandt werden, da sonst Post-



sperre eintreten würde. Dies möchte ich Euch hierdurch mitgeteilt haben, wenn ich auch Pakete stets sehr gerne nehme.

Nordöstlich Satorze, 2. 7. 1916.

Meine Erlebnisse vom 26. Juni an will ich erst kurz berichten. Am 26. nichts Neues in der Stellung am Stochod. Am 27. Juni nichts Neues, offenbar schießt ein einzelner Russe von Zeit zu Zeit herüber. Etwa um 5 Uhr starkes Gewitter, Regen bis zum anderen Mittag, in dem Sumpf ist es daher sehr naß. Am 28. Juni abends 11 Uhr lösen 79er ab. Die Kompagnie rückt etwa um 12 Uhr aus der Stellung. 29. Juni: vom Bataillonsgefechtsstand aus rückt das Bataillon geschlossen über eine neue Stochodbrücke nach Alexandrowka. Hier wird Essen und Kaffee ausgegeben, $\frac{3}{4}$ Stunde Rast. Um 4 Uhr Weitermarsch zur 20. Division über Siemiatka bis Jachimowka westlich Höhe 245, Ankunft etwa 11 Uhr. Der Morgen war sehr heiß, nachmittags 2 Uhr starkes Gewitter, bis zum Abend Regen, daher kaum Schlaf. Abends 11 Uhr Weitermarsch bis an den Waldrand westlich Höhe 245. Dort besetzt das 2. Bataillon Infanterie-Regiment 91 zur Reserve einen Graben, beziehungsweise Erdlöcher. Am 30. Juni griff die 20. Division in zwei Kampfgruppen an: Kampfgruppe A, Major von Hohnhorst bricht durch in dem Abschnitt Wegegabel südwestlich Höhe 245 bis 300 m nördlich der Wegegabel südlich Zarka, Kampfgruppe B nördlich anschließend bis Nordrand von Zarka. Der Befehl lautet: Durchstoßen und eingraben am Ostabhange der Höhe 245. Während der ganzen Nacht wurde bereits heftig geschossen. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr setzte mächtiges Trommelfeuer unserer zahlreichen Artillerie ein. Das 3. Bataillon Regiments 91, das 3. Bataillon Regiments 74 und ein Bataillon Regiments 92 voran. Als die Infanterie vorgeht, läuft der Russe zahlreich über. Etwas später wird die 7. Kompagnie dem 3. Bataillon 74 zugeteilt, sie arbeitet sich gruppenweise bis an den Südrand der Höhe 245 vor, die feindliche Artillerie schießt heftig. Morgens hat bereits wieder Regen eingesezt, hält an bis zur Nacht. Der 2. Zug kommt ganz nach vorne, der 1. Zug und ein Halbzug vom 3. Zug dahinter, wieder dahinter der andere Halbzug vom 3. Zug. 1. Juli. Rege Artillerietätigkeit auf beiden Seiten, der Feind ist sehr hartnäckig, aus dem Aufrollen der Front nach rechts und links scheint nichts zu werden. Mit Tagesgrauen ist mein 2. Halbzug vom 3. Zuge noch näher hinter die übrigen gerückt. Tagsüber verschiedene Verwundete der Kompagnie, abends durch Volltreffer in meinem Halbzuge ein Toter und ein am Kopf schwer Verwundeter. Abends 12 Uhr löst das 2. Bataillon 91 das 3. Bataillon 74 ab, die 7. Kompagnie hat an das 3. Bataillon 91 Anschluß, liegt also auf dem linken Flügel des Bataillons, der 2. Zug verstärkt vorne, die beiden übrigen Züge dicht dahinter. Vor Tagesgrauen hat sich bereits alles eingebuddelt. 2. Juli. Zuerst sehr ruhig, zwei unserer Flieger sind bei schönstem Wetter hoch. Um 10 Uhr schreckliches Artilleriefeuer, unsere Löcher wurden besonders stark beschossen;



soviel ich weiß, ist nichts passiert. Sahlo wurde heute morgen leicht verwundet. Soeben wurde ich durch den Zuruf „Fertigmachen“ unterbrochen. Die Artillerie trommelt wieder.¹⁾

Candry, 27. 4. 1917.

Seit gestern bin ich hier für vier Tage, um einen dreitägigen Kursus über Verbindung zwischen Fliegern und Infanterie mitzumachen, der hier bei einer Fliegerabteilung stattfindet. Ich gehöre jetzt zum Bataillonsstab, habe daselbst die Fernsprechanlagen, Lichtsignaltrupp, Nachrichtenabteilung, Granatenwerfer des Bataillons usw. unter mir. Dazu bin ich auch der Vertreter des Adjutanten. Bis gestern abend ist mein Bataillon auf Vorposten gewesen, der Dienst ist da vorne sehr anstrengend, daher wird auch alle drei Tage abgelöst. Drei Kompagnien sind immer vorne, eine in Reserve. Die Leute liegen in Erdlöchern, über die sie entweder Zeltbahnen gespannt oder eine dünne Schicht Erde gedeckt haben. Nachts wird ihnen Essen und Kaffee gebracht. Von Tag zu Tag hat man jetzt mehr unter der feindlichen Artillerie zu leiden. Der Engländer bringt sie allmählich näher heran.

Estreès, 13. 5. 1917.

Seit dem 10. Mai bin ich Kompagnieführer der 9. Kompagnie. Ich wäre ganz gerne beim Stabe geblieben, aber man hat mich nun mal dazu gemacht, trotzdem ich nicht der älteste in der Beförderung bin. Mein Vorgänger ist am 9. in der Vorpostenstellung gefallen. Der Engländer war eingedrungen, es war nicht bemerkt worden, Leutnant von Tetz geht ahnungslos die Linie ab und wird dann von einer Handgranate getroffen und an Kopf, Brust und Beinen schwer verwundet. Zwei Tage habe ich dann die Kompagnie noch vorne gehabt. Seit vorgestern liegen wir in Ruhe.

Fontaine Notre Dame, 6. 11. 1917.

Liebe Mutter!

Heute nun endlich ein paar Zeilen mehr. Als ich neulich am 2. Oktober zum Regiment zurückkam, wurden wir bereits in den nächsten Tagen herausgezogen und kamen zunächst nach Guesnain bei Douai. Einige Tage blieben wir hier und wurden dann nach Dudenarde abtransportiert. Von hier aus marschierte ich mit der 12. Kompagnie nach St. Elst. Wir glaubten dort mindestens 14 Tage Ruhe genießen zu können, aber nur zwei Tage waren wir dort, dann wurden wir nach Menin verladen. Wir waren Eingreifdivision, d. h. wenn vorne eingedrungen wurde, mußte unsere Division sofort zum Gegenstoß vorgehen. Am 10. kamen wir an, am 12. morgens 6 Uhr wurden wir alarmiert und unweit der Straße

¹⁾ Hier bricht der Bericht leider ab. Es folgte wohl der Angriff, in welchem Hauptmann von Raumer und mancher tapfere Oldenburger fielen. Vgl. Oldenburger Jahrbuch 1916/17 S. 50.



Menin-Žpern in eine Bereitschaftsstellung vorgezogen. Aber schon bald mußten wir wieder nach Menin marschieren und wurden sofort von hier in Lastkraftwagen nach Moorslede geschafft. In der Nähe dieses Dorfes schien es sehr heiß herzugehen. In die vorderste Linie kamen wir nicht, wir lagen bei fürchterlichem Regen auf nassen Wiesen an Hecken gelehnt. Abends 9 Uhr erhielten wir Befehl, über Potier nach de Kuiters zu rücken. In stockfinsterner Nacht kamen wir hier um 3 Uhr glücklich an. Todmüde schlief ich hier auf einem Steinboden bis zum Morgen. In Moorslede erreichten uns glücklicherweise noch unsere Feldküchen, so daß wir wenigstens noch warmes Essen bekamen. Am 13. abends mußten wir nordwestlich von Paschendaele in Stellung, mein Bataillon kam ganz nach vorne. Ich hatte mit der 12. den rechten Flügel und Anschluß an eine bayerische Division. Ich konnte meine Leute größtenteils in Betonunterständen der ehemaligen Flandern 2. Stellung unterbringen. Aber ein großer Teil lag doch noch in mit Wasser gefüllten Löchern. Vier Tage waren wir vorne und blieben vom 12. bis zum 15. ohne warme Verpflegung. Am 13. hatte uns die Feldküche nicht mehr erreicht. In den vier Tagen griff der Engländer nicht an. Am 17. abends kamen wir in Reserve nach Calve, das 1. Bataillon nach vorne. Am 19. abends wurde dann die Division wieder herausgezogen, unser Bataillon kam nach Rumbek, hier waren wir sechs Tage Eingreifdivision, am 26. wieder Kampfddivision. Die Bayern hatten in der Zwischenzeit vorne gelegen und sämtliche Betonunterstände am 26. verloren. Das 3. Bataillon kam zunächst nach Calve, am 28. abends in Bereitschaft nach Mosselmarkt. Am 30. kam dann ein fürchterlicher Großkampftag, sechs Offiziere fielen, drei wurden verwundet, mein Kompagnieführer ist auch gefallen, mit zehn Mann kam ich abends zurück. Allen viele Grüße. Dein Karl August.

Fontaine Notre Dame, 8. 11. 1917.

Meinen vorgestrigen Brief wirst Du erhalten haben. Am 28. morgens wurden wir wieder alarmiert und bis an den Westrand von Calve vorgezogen. Abends lösten die Bataillone in sich ab, das 2. vorne, das 3. in Bereitschaft, das 1. in Reserve. Ich war wieder bei der 11. Zugführer, die 12. hatte ich an den alten Kompagnieführer wieder abgegeben. Die Ablösung ging merkwürdigerweise trotz starken Feuers glatt von statten. Ich lag mit meinem Kompagnieführer Leutnant Thärichen in einem so engen Keller, daß wir uns grade hinlegen konnten, östlich Mosselmarkt. Am 29. lag das ganze Gelände unter sehr starkem Artilleriefeuer, in der Nacht auf den 30. war es dann sehr ruhig. Plötzlich 7 Uhr morgens am 30. setzte dann ein fürchterliches Trommelfeuer ein. Die Kompagnie erhielt sofort Befehl, weiter bis Mosselmarkt vorzurücken. Hier besetzten wir eine Linie Granatrichter, die wir noch weiter vertieften. Leutnant Thärichen lag etwa 6 m von mir, ich mit zwei Leuten zusammen, von denen der eine gegen Mittag verwundet wurde. Da kein weiterer Befehl kam, blieben wir bis zum Nachmittag liegen. Gegen

13*



Mittag wurde Leutnant Thärichen durch Maschinengewehrgeschosß an der Brust schwer verwundet. Als er sich verbinden lassen wollte, traf ihn noch ein Sprengstück am Hals, er klagte über große Schmerzen. Zwei Tapfere der Kompagnie trugen ihn im stärksten Feuer zum Sanitätsunterstand. Am andern Tage ist er gestorben. In einem anderen Granattrichter wurden fünf Mann zerschmettert, so daß nichts von ihnen übrig blieb. Rechts und links, vor und hinter uns hagelten die Granaten. Ein großer Blindgänger sauste 30 cm hinter mir in die Erde, so daß mir Hören und Sehen verging. Noch jetzt fausen meine Ohren etwas. Bald kam dann Befehl, vorne einzuschwärmen. Ganze neun Mann waren von der Kompagnie noch da. Gegen Abend kam ich erst vorne an, der Engländer hatte sechsmal angegriffen, war aber bei uns stets abgeschmiert worden. Die 6. Kompagnie ist ganz weg, die 9. fing den Stoß auf und wehrte alles ab. Links war der Gegner bis Paschendaele vorgebrungen, unser Regiment hat sich am besten gemacht, die Verluste sind allerdings ziemlich groß. In der Nacht vom 30. zum 31. wurden wir dann noch abgelöst und kamen nach Calve, von hier aus ging es dann am 1. November nach Rumbete, von dort nach Wortegem bei Dudenarde und von hier nach unserem jetzigen dreckigen Nest in der Nähe von St. Quentin.

Südlich St. Quentin, 12. 11. 1917.

Meine liebe Mutter!

Seit gestern Abend sind wir wieder eingesezt. Die Stellung ist sehr ruhig, es fällt kaum ein Schuß. Ganz sonderbar kommt es einem jetzt an, wo wir den ganzen Sommer über in nicht gerade ruhigen Stellungen waren. Die schrecklichen Bilder bei Paschendaele geraten jetzt allmählich in Vergessenheit. Keiner findet dort ein Grab, nur Verwundete können zurückgeschafft werden, und auch wohl mancher von diesen bleibt liegen. Es ist fürchterlich. Als wir am 31. Oktober morgens 4 Uhr zurückgingen, lag doch am ganzen Wege von der vorderen Linie bis Calve, also etwa eine Stunde weit, ein Toter neben dem anderen. Dem einen fehlte der Kopf, der andere war gezweiteilt, rechts lag der bekleidete Oberkörper, links der Unterkörper mit Hose und Stiefeln usw. Zwei Krankenträger hatte der Tod ereilt, als sie einen Verwundeten auf einer Tragbahre zurückgetragen hatten. So ein Bild neben dem anderen. Traurig ist es auch für die Eltern eines Offiziers, dieser fiel am 30. Oktober; sein Bruder, der beim Schwesterregiment 464 als Leutnant stand, fiel am Tage zuvor. Ich habe hier nun einen Haufen Karten und Briefe vor mir liegen, ich sehe alles durch, um möglichst alle Anfragen zu beantworten. Gretchens Apfel und Bonbons erhielt ich, vielen Dank dafür! Apfel nehme ich ganz gerne. Das einzige, was man hier mal kaufen kann, sind Weintrauben. Daß Du mir die Krammetsvögel nicht geschickt hast, ist ganz recht. Eßt so etwas nur selbst, wir werden schon satt. Vor allen Dingen gibt es in Flandern sehr viel Speck (einfach prachtvoll), Wurst, Butter usw. Auch hier gibt es jetzt sehr viel

Butter, die Verpflegung ist hier allerdings nicht ganz so gut wie dort oben, aber ich werde immer satt. Augenblicklich sitze ich in einem schönen tiefen und warmen Stollen mit elektrischem Licht, also kann man sich gar nicht mehr wünschen.

Im Felde, 2. 3. 1918.

Urlaub wird es nun in diesem Kriege wohl nicht wieder geben, an der Westfront ist der Urlaub bereits vor 14 Tagen für immer gesperrt worden. Also braucht Ihr Euch keine Hoffnung auf mein Erscheinen mehr zu machen. Wann die Offensive kommt, kann ich Euch nicht sagen; wo sie einsetzen wird, ebenfalls nicht. Überall werden Truppen konzentriert.

Im Felde, 20. 3. 1918.

Liebe Mutter!

Schnell einen kurzen Gruß! Gleich geht die Post ab. Wenn Du länger nicht von mir hören solltest, mache Dir nicht Sorge. Wenn Du diese Zeilen erhältst, werdet Ihr wohl schon durch die Zeitung allerhand Neues erfahren haben. Allen viele Grüße.

Dein Karl August.

Theo Zedelius

Raufmann, Sohn des verstorbenen Geheimen Oberregierungsrats Zedelius in Oldenburg, geboren am 25. März 1885 in Delmenhorst, wo sein Vater Amtshauptmann war, ging zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges nach Argentinien, wo er auf einem großen Landbesitz als Leiter der kaufmännischen Geschäfte angestellt war. Zufällig am 1. August 1914 in Buenos Aires anwesend, hörte er zuerst von der großen Gefahr, in der unser Vaterland schwebte. Seine Absicht, gleich in den ersten Tagen nach Eröffnung der Feindseligkeiten herüber zu kommen, wurde vereitelt, weil England den Krieg erklärte. Erst im März 1915 gelang es ihm, mit gefälschten Papieren und falschem Namen, unter großen Schwierigkeiten und Geldopfern in die Heimat zurückzulehren. Es glückte ihm, der Wachsamkeit der Engländer und Franzosen zu entgehen und nach Genua zu kommen. Er fuhr über Gattmadingen nach Bremen und kam am 17. März in Oldenburg an. Obwohl er nicht gedient hatte, gelang es ihm gleich am anderen Tage, bei den 19er Dragonern angenommen zu werden. Nach kurzer Ausbildung ging er 6 Wochen später nach dem Osten und machte verschiedene Gefechte mit. Leider erkrankte er nach einem halben Jahre schwer, Herz und Nerven hatten sehr gelitten, nach all den Strapazen des Feldzuges lehrte er ganz elend zurück, und es bedurfte langer Monate, um wieder kriegsverwendungsfähig zu werden; nach vieler Mühe erreichte er es, als Artillerist im Frühjahr 1917 nach dem Westen wieder mit hinauszukommen. Schon acht Wochen später fand er am 1. August 1917 den Heldentod für Kaiser und Reich. Er fiel als Melbedänger bei Langemark durch Kopfschuß. Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem Ehrenfriedhof bei Werken Kuristrate gefunden. Sein Batterieführer schrieb an die Mutter: „Ich war mit seinen Leistungen stets zufrieden. Ergab sich schon daraus besondere Wertschätzung für ihn, so noch besonders durch die prächtige Art des Sichgebens beim persönlichen Umgang. Hier festigte sich sogleich die Überzeugung, daß wir in ihm ein überaus schätzenswertes und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuendes Mitglied unseres Offizierkorps gewonnen hätten. Unsere dahin zielenden Wünsche und Hoffnungen kreuzte ein herbes Geschick.“ Und sein Freund Karl Langerfeld,¹⁾ suchte den Schmerz der Mutter zu lindern: „Ein guter Trost ist es, zu wissen, wie sehr Theo bei seinen Kameraden geschätzt war, wie sie immer mit der größten Liebe von ihm sprachen, wie schneidig, tapfer und pflichttreu er sich gezeigt hat; alle Offiziere können das nicht genug rühmen.“ Und ein anderer schrieb: „Draußen entscheidet nur der Mensch, und was einer als solcher bedeutet. Ihr

¹⁾ Der nachher auch den Heldentod fand. Vgl. S. 150.



Theo Zedelius.



Mutterherz muß stolz sein auf diesen Sohn, dessen Name in unserem schönen Regiment¹⁾ unvergänglich ist.“

Briefe.

Buenos Aires, 3. 8. 1914.

Mein liebes gutes Mütterlein!

Wer weiß, ob und wann dieser Brief in Deine Hände kommen wird? Aber er soll geschrieben sein. Wer hätte das gedacht, mein liebes Muttchen. Wir da draußen im Camp, im wegelosen Sumpf wußten von nichts. Als ich dann in Buenos Aires ankam, war ich mehr als überrascht, es war gerade der österreichische Aufruf erschienen, und nun! Erschüttert stehe ich da und in heller Begeisterung! Die ganze Stadt ist ein großer brodelnder Kessel, in dem alle Leidenschaften entflammt sind! Die Begeisterung der Deutschen und Österreicher ist unbeschreiblich. Alle deutschen Lokale sind brechend voll. An der Bavaria, einem großen Bierhaus, verlas am Sonnabend ein alter Herr die Kriegserklärung und den Aufruf zu den Fahnen. Stehend mit entblößtem Haupte hörte alles zu; und als er geendet, brach ein Sturm los, wie ich noch nie erlebt, dem Deutschland, Deutschland über alles, Heil dir im Siegerkranz und die Wacht am Rhein folgten. Auf der Straße stand ein Meer von Menschen aller Nationen und hörte mit entblößtem Kopfe dem deutschen Gesang und deutscher Begeisterung zu. An den Kaiser und auch an den österreichischen wurden Telegramme gesandt! Möge Gott unsere Waffen segnen in diesem furchtbaren Kampfe! Alle Banken aller Nationen sind geschlossen! Das arme Argentinien muß furchtbar mitleiden. Nun, meine liebe deutsche Mutter, wirst Du wohl nicht zweifeln, daß Dein Sohn zurücksteht, wo das Vaterland ruft. Ich habe mich gleich gemeldet. Bestimmtes weiß ich noch nicht, wahrscheinlich aber gehen wir am 5. nachts in See. Wohin weiß niemand. Hoffentlich kommen wir nicht zu spät, und gebe Gott, daß wir ankommen. Gott schütze Deutschland! So, mein liebes gutes Mütterlein, nun Sorge Dich nicht um mich, wir stehen alle in Gottes Hand; und wenn das Schlimmste eintrifft, dann, Mutter, kannst Du mit Stolz sagen: auch mein Sohn ist fürs Vaterland gefallen. Aber daran wollen wir gar nicht denken. Ich komme wieder, Mutter! Hoffentlich kommen wir alle wieder siegreich in die Heimat zurück! Allzeit getreu, mit Gott für Kaiser und Reich! Es umarmt Dich und küßt Dich Dein treuer Sohn

Theo Zedelius.

31. 5. 1915.

Mein liebes Mütterchen!

Über unsere Stellung usw. darf ich Dir leider gar nichts mitteilen. Wir liegen ganz nahe bei Warschau, hoffentlich geht es bald vorwärts. Die allgemeine Stimmung ist ausgezeichnet. Über Italien sind wir empört. Ich hätte doch nicht

¹⁾ Fußartillerie 62.

gedacht, daß die feigen Schufte sich zu einem tatsächlichen Entschluß aufraffen oder besser ermannen würden. Unser Schützengraben von endloser Länge ist sehr gut und fest angelegt und teils recht wohnlich eingerichtet. Heute Nacht wurde Hoppenstädt, Kriegsfreiwilliger, Sohn des früheren Artillerie-Generals in Oldenburg, schwer verwundet auf Schleichpatrouille, Schuß linker Oberarm und Oberschenkel, konnte aber glücklicherweise noch vor 3 Uhr morgens, also vor Hellwerden ins Lazarett geschafft werden. Die Landschaft ist sehr schön hier, hügelig, Wald und gute Felder. Der Roggen kann bald geschnitten werden und steht ausgezeichnet. Alle Felder sind bebaut. Man hat nicht den Eindruck, im Kampfgebiet zu sein mit Ausnahme der Ortschaften und Güter, die gerade in Feuerlinie gelegen haben. — Leider habe ich mein Taschenmesser verloren, schicke mir bitte eins, denn in diesem Augenblick gibt mir es der ehrliche (!) Finder zurück. Im übrigen „verliert“ man hier sehr viel, meistens wird aber von anderer Seite nachgeholfen! Heute morgen nach dem ersten Angriff hatten verschiedene und ich den Drang, uns zu waschen, und entdeckten dabei, daß die Hemden eigentlich auch mal gewaschen werden konnten; gerade als wir mitten im Waschen waren und die Hemden schon naß, gabs wieder Alarm. Na, das Bild hättest Du sehen sollen, wie wir mehr oder weniger belleidet mit Gürtel und Patronenstreifen und Karabiner an die Brustwehren fausten. Nach kurzer Zeit war aber alles erledigt, und wir wuschen weiter, sauber ist mein Hemd aber nicht geworden.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Die Häuptlinge von Jever. Ein Beitrag zur friesischen Territorial- und Verfassungsgeschichte. Von Dr. Wolfgang Sello	1
2. Die Straßen der Stadt Oldenburg. Von Professor Dr. Kohl	68
3. Oldenburger Studenten auf deutschen und außerdeutschen Hochschulen. Von Dr. Eichart, Studienrat	186
4. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Herrschaft Jever und in der Herrlichkeit Kniphausen im 17. Jahrhundert. Von Christoph Dnken, † 1915 bei Zalesie	294
5. Die Hoheitsgrenze zwischen Spiekeroog und Wangeroog. Ein Wort zur Abwehr. Von Prof. Dr. Rütting, Geh. Studienrat	349
6. Martin Bernhard Martens, der fleißige jeversche Polyhistor. Von Georg Janßen, Sillenstede	354
7. Die Familie Hoyer in Oldenburg. Von Otto Hoyer, Oldenburg	358
8. Vereinsnachrichten	361
9. Mitgliederverzeichnis	363

